

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat. . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Radetzky.

Erster Band.

Radetzky.

Historischer Roman

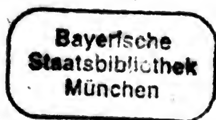
von

August Schrader.

Erster Band.

Leipzig,
Verlag von Ernst Schäfer.
1859.


Bayerische
Staatsbibliothek
München


Bayerische
Staatsbibliothek
München

1.

Joseph II., Oesterreich's Kaiser, von allen Monarchen, die je auf den Thronen Europa's geherrscht, einer der größten und menschenfreundlichsten, der Sohn der erhabenen Maria Theresia, hatte am 9. Februar 1788 der Türkei den Krieg erklärt. Der Kaiser und der Feldmarschall Graf Lascy trafen großartige Vorbereitungen. Eine Armee von zweihunderttausend Mann stand an der türkischen Grenze, eine Kette von Kroatien bis zur Bukowina bildend. Ein österreichisches Corps unter dem Prinzen von Koburg drang in die Walachei ein, und zwang, mit zehntausend Russen unter Soltikoff vereinigt, Choczim zur Kapitulation; der Kaiser selbst nahm am 25. April Jzabacz mit Sturm, aber der Feldzug sollte dennoch ohne wesentliche Erfolge bleiben. Die unglückliche Schlacht bei Dubicza lähmte den Muth der Feldherren nicht; sie zogen sich über die Save zurück und trafen Vorbereitungen zur Belagerung von Belgrad.

Der Großwessir Jussuff ging mit einer starken türkischen Armee bei Kladova über die Donau und machte dem Corps des Generals Wartenleben die Höhen bei Mehadia streitig. Zu Anfang Juli vereinigte sich der Großwessir mit dem Seraskier von Widdin, und beide rückten nun gegen die kaiserliche Hauptarmee an, die sich zu concentriren begann. Ein Corps

von dreißigtausend Mann, das der Kaiser bei Semlin zurückgelassen, sollte sich bei Slativa mit dem vierzigtausend Mann starken Corps Wartenbergs vereinigen. Die einzelnen Regimenter zogen in Eilmärschen von allen Seiten heran, denn der Feind war bereits in das Temeswarer Banat eingedrungen, Tod und Schrecken verbreitend.

In der Nähe von Lugosch, einem Marktflecken in der Gespannschaft Krassowa in Ungarn, lag um diese Zeit ein Schloß romantisch an einer Hügelkette. Diese Hügelkette trennte es von der Ebene, in welcher Lugosch sich erhebt. Hier wohnte der Graf L., ein alter stets kränkelnder Mann, ruhig mit seiner Familie. Die Gräfin, eine stattliche Dame von fünfzig Jahren, führte in den weiten Räumen mit weiser Strenge das Regiment, denn der Gemahl und Herr hatte mit körperlichen Leiden zu kämpfen. Der älteste Sohn, Alexander, diente als Officier in der Armee seines Kaisers und stand in diesem Augenblicke den türkischen Truppen gegenüber. Aber zwei holde Töchter befanden sich noch in dem Hause: Kathinka, eine dreiundzwanzigjährige Jungfrau, und Elisabeth, ein reizendes Wesen von zwanzig Jahren. Beide hatten unter der Obhut der geistvollen und strengen Mutter eine vortreffliche Erziehung genossen. Kathinka war nicht nur körperlich das Ebenbild der Mutter, sondern auch hinsichtlich des Charakters; sie besaß Stolz ohne Anmaßung, Selbstgefühl ohne Eitelkeit und eine würdevolle Ruhe, die Jedem, der sich ihr näherte, imponirte. Sie pflegte den kranken Vater mit unendlicher Liebe und Sorgfalt, und hing an der strengen Mutter in kindlicher Verehrung.

Elisabeth, nicht minder schön als ihre Schwester, war ein lebensfrohes, harmloses Kind; ihr Muthwille wäre sicherlich oft in Uebermuth ausgeartet, wenn die strenge Lebensordnung sie nicht in Schranken gehalten. Trotzdem fühlte

sich Elisabeth nicht beschränkt; sie fügte sich den Hausgesetzen und nahm willig die Verweise an, die Kathinka nicht selten zu ertheilen gezwungen war. Der kranke Vater hatte das muntere Kind gern in seiner Nähe, denn es bannte auf Augenblicke den trüben Geist der schmerzvollen Krankheit und reizte durch komische Einfälle zum Lächeln.

Es war in der zweiten Hälfte des August im Jahre 1788. Die Gräfin befand sich in dem Zimmer ihres kranken Gemahls. Man hatte ein Fenster geöffnet um der erquickenden Abendluft Eingang zu gestatten. Der Graf saß in seinem großen Lehnstuhle und sah über die reizende Landschaft hin, die sich wie ein Panorama, beleuchtet von der röthlichen Abendsonne, ausbreitete. Die kleinen Fenster der Hütten und Weiler, Behörungen zu dem gräflichen Schlosse, glänzten wie Stahlplatten in dem Glanze des scheidenden Tagesgestirns. Die fernen Waldungen, in denen der Graf früher so oft die Freuden der Jagd genossen, lagen wie von einem bläulichen Dufte übergossen. Das Geläute der von den Weiden heimkehrenden Heerden drang lieblich durch die Stille des freundlichen Abends.

Die Gräfin, obwohl schon fünfzig Jahre alt, war immer noch eine schöne stattliche Dame zu nennen. Ihr Haar war noch dunkel und voll, der Reif des Spätherbstes hatte es noch nicht berührt. Nur wenn sie lächelte, was beiläufig gesagt selten geschah, zeigten sich in ihrem edlen, zarten Gesichte einige Furchen. Das braune Auge verrieth Energie, Intelligenz und geistige Kraft, ohne die Weiblichkeit zu beeinträchtigen. Eine echte magyarische Frau, hoch und schlank, stand sie neben dem kranken Gemahle, ihn theilnehmend und wehmüthig betrachtend.

— Ist kein Brief von unserm Sohne angekommen? fragte plötzlich der Graf.

— Nein.

— Seit einem Monate fehlen nun die Nachrichten von ihm.

— Vielleicht ist die Verbindung mit der hiesigen Gegend abgeschnitten, meinte die Gräfin.

Der Graf sah mit seinen trüben Augen überrascht, fast erschreckt empor.

— Das wäre traurig, murmelte er. In diesem Falle hätten wir die trostlose Aussicht, dem rohen Feinde unsere Thore zu öffnen. Nein, nein, das wolle Gott verhüten! Der Kaiser selbst steht an der Spitze der Armee... er kämpft für die gute Sache, die nicht unterliegen kann.

— Und doch scheint es so; der Feind soll im Vortheile sein.

— Wer brachte Dir diese Nachricht?

— Diener, die aus Lugosch zurückgekommen sind. Täglich ziehen neue Regimenter durch das Städtchen, und zwar so eilig, daß man wohl merken kann, es sei Gefahr im Verzuge. Genauere Nachrichten sind nicht eingetroffen.

— Wäre ich nicht krank! murmelte der Graf nach einem tiefen Seufzer. Ich kann Dich nicht unterstützen, meine liebe Frau, wenn unser Schloß von dem Feinde heimgesucht werden sollte.

— Ich fordere nichts von Dir, antwortete sanft die Gräfin, als daß Du Dir die Ruhe bewahrst, die zur Förderung Deiner Gesundheit nöthig ist. Es scheint, wir sind dem Schauplatze großer Ereignisse nicht fern, und sollte die Kriegsfurie ihren Weg durch unser Thal nehmen...

— Du willst mich auf große Dinge vorbereiten! unterbrach sie der Graf.

— Nein, mein Gemahl; ich spreche nur Befürchtungen aus, die bei dem schwankenden Kriegsgeschicke leicht in Er=

füllung gehen können. Dein Zustand erfordert, daß wir uns im Falle der Noth entfernen. Ich werde unsere Wagen besichtigen und sie reisefähig machen lassen.

Das Thal lag so friedlich und still in der klaren Abendsonne, es war so fest von hohen Bergen eingeschlossen, daß die Besorgnisse der Hausfrau unbegründet erschienen. Das war kein Ort, der sich zum Tummelplatz kämpfender Heere eignete; der Weg durch die Berge war so beschwerlich, daß ihn nicht leicht ein Feldherr für seine Truppen wählte. Der Graf sprach sich in diesem Sinne aus, und rieth, nähere Nachrichten von der kaiserlichen Armee abzuwarten.

— Was ist das? rief plötzlich die Gräfin, die sich dem Fenster genähert hatte. Ein Trupp Reiter nähert sich rasch unserm Schlosse — Waffen und Helme blinken in der Sonne — es sind Krieger! fügte sie erschreckt hinzu.

— Dann können es nur Soldaten der Armee unseres Kaisers sein! sagte der Graf, dessen Auge zu schwach war, um die Reiter zu erkennen.

Die Gräfin beobachtete und theilte nach einigen Minuten mit, daß der Trupp aus fünf Reitern bestehe, die sich augenscheinlich das Schloß zum Ziele gesteckt hätten.

Die Reiter waren in dem Gehölze verschwunden, daß die nächste Umgebung des Schlosses bildete.

— Das ist ein übles Zeichen, murmelte der Graf.

— Warum? fragte ruhig die Gräfin.

— Unser Thal ist nicht mehr vor den Stürmen des Krieges geschützt.

— Jene Krieger gehören ohne Frage der befreundeten Armee an. Warten wir, ob sie bei uns vorsprechen.

— In diesem Falle wirst Du sie bewirthen, wie es die Ehre unseres Hauses erfordert.

Bald sprang die muntere Elisabeth in das Zimmer.

— Mutter, rief sie, fünf Officiere halten im Schloßhofe; sie fragen nach dem Besitzer des Schlosses.

— Wer empfängt sie?

— Der Haushofmeister; ich sah aus dem Fenster, wie er mit den Fremden sprach, die Einer nach dem Andern abstiegen.

— Wo willst Du sie empfangen? fragte die Gräfin ihren Gemahl.

— Laß den großen Saal öffnen, ich werde mich dorthin begeben.

Die Gräfin ertheilte die nöthigen Befehle, dann geleitete sie den Gemahl in den Saal, der mit den Bildern der Ahnen geschmückt war. Durch die hohen Fenster fiel das volle Licht der Abendsonne.

Der Haushofmeister öffnete die Flügelthüren und ließ zwei Officiere, stattliche junge Männer eintreten. Sie gaben sich als Ordonnanzofficiere des Kaisers zu erkennen.

— Meines Kaisers! rief der Graf, der sich mühsam auf einen Krückstock stützte.

Die Gräfin verneigte sich bei Nennung dieses Namens.

— Bringen Sie eine Botschaft von dem Monarchen? fragte sie dann.

Der erste Officier, der das Wort geführt, antwortete:

— Unser kaiserlicher Herr wird heute noch durch dieses Thal kommen; wir sind mit der Sendung vorausgeeilt, dem Herren Grafen zu melden, daß der Kaiser in diesem Schlosse ruhen wird.

— Der Monarch erzeugt mir eine Gnade, die ich zu würdigen wissen werde! rief der Graf. Mein ganzes Besitzthum steht dem hohen Gaste zu Gebote.

— Wann wird der Kaiser eintreffen? fragte die Gräfin.

— Vielleicht in drei Stunden.

— Er wird das Schloß zu seinem Empfange so vorbereitet finden, als es in der kurzen Zeit möglich ist.

— Vermeiden Sie das Aufsehen, gnädige Frau; der Kaiser reist einfach als General. Einige Zimmer, ein Abendessen genügen, um den hohen Gast zufrieden zu stellen, der nicht mehr Ansprüche macht, als seine Officiere. Es werden morgen hier Botschaften von der Hauptarmee eintreffen; sind sie der Art, daß der Kaiser sich einen Tag Ruhe gönnen darf, so nimmt er Ihre Gastfreundschaft für die zweite Nacht in Anspruch.

— Der Kaiser hat über mich und mein Haus zu befehlen! sagte der Graf.

Die Officiere zogen sich zurück; man sah sie später dem Kaiser entgegenreiten.

Das gräfliche Paar berieth einige Minuten. Der Gatte ging in sein Zimmer, um sich zu dem Empfange des hohen Gastes zu schmücken, die Gattin wies den Domestiken ihre Posten an und gab Befehle zu den Vorbereitungen, die bei der stets herrschenden Hausordnung nicht schwer zu treffen waren. Auch Kathinka und Elisabeth hatten ihre Beschäftigung erhalten. Ehe drei Stunden verflossen, standen die Zimmer für den Gast bereit. In der Küche bereiteten die Mägde unter Leitung der Gräfin das Nachtessen. Es war Nacht geworden, man zündete Lampen und Kerzen an. Die Damen hatten so viel Zeit gewonnen, an ihre Toiletten zu denken. Auf der Tafel, die man im großen Saale servirt, prangte Gold- und Silbergeschirr; die Familie stellte ihren ganzen Reichthum zur Schau.

Gegen zehn Uhr ward es lebendig im Hofe, der von Fackeln erhellt wurde. Der Kaiser, nur von einem kleinen

Gefolge begleitet, war angekommen. Die Gräfin und ihre beiden Töchter empfingen den Monarchen an der untersten Stufe der Freitreppe vor dem Schlosse; sie führten ihn in den großen Saal, wo der Graf, in seiner Nationaltracht, den hohen Gast erwartete.

Joseph II. war nur von mittler Körpergröße; aber seine Erscheinung war eine imponirende, Ehrfurcht und Liebe zugleich erweckende. Welch ein Geist, welch hohe Milde sprach sich in seinem schönen blauen Auge aus! Sein Lächeln, wohlwollend und gütig, erweckte Vertrauen und unumwundene Hingebung; aber sein Zürnen scheuchte den Muthigsten zurück.

Die Gräfin näherte sich, um ihm zum Willkommen den Saum des Mantels zu küssen; gnädig und mild lächelnd reichte er der Dame die Hand, die sie ehrfurchtsvoll an ihre Lippen drückte.

Der Graf, auf seinen Stock gestützt, kam heran.

— Mein kaiserlicher Herr möge mir verzeihen, wenn ich ihm hier entgegentrete, sagte er; mein kranker Körper hindert mich, dem Drange des Herzens zu folgen, wie ich wohl möchte. Wäre ich gesund, ich kämpfte sicherlich an der Seite meines Sohnes. Willkommen, großer Kaiser, in meinem Hause!

Der Greis verneigte sich tief.

— Sie sind ein Ungar, Graf! sagte im milden Ernste der Kaiser, indem er einem jungen Adjutanten seinen Mantel gab.

— Ich bin ein Ungar, Majestät, ein echter Ungar; aber ich zähle diesen Tag zu den glücklichsten meines Lebens. Der Vorsehung Dank, die meinen Augen vergönnt, den großen Kaiser zu sehen!

Die Stimme des Grafen bebte vor Rührung und Enthusiasmus.

Joseph war sichtlich erfreut über diesen einfachen, herzlichen Empfang.

— Ihr Sohn dient in meinem Heere? fragte er.

— Alexander von L. ist Lieutenant im Regimente Caramelli.

— Wir sprechen später mehr davon. Hat mir die freundliche Wirthin ein Zimmer vorbereitet, so werde ich eine Stunde den Geschäften widmen, ehe ich die Gastfreundschaft in Anspruch nehme, die man mir hier so freundlich bietet.

Die Gräfin öffnete eine Thür, die zu einer Reihe Gemächern führte.

— Ew. Majestät mögen über diesen Flügel unseres Hauses verfügen. Gern hätte ich einen dem hohen Gaste würdigen Empfang vorbereitet, wenn die Zeit...

Der Kaiser reichte der Dame rasch die Hand, als ob er ihr die Entschuldigung ersparen wolle. Dann trat er in das bezeichnete Gemach. Sein Kammerdiener und ein Adjutant folgten ihm. Joseph stand um diese Zeit im kräftigsten Mannesalter, er zählte siebenundvierzig Jahre. Ruhelos thätig, widmete er sich den Obliegenheiten seines hohen Berufes, ohne an eigene Schonung zu denken. So auch heute nach einer anstrengenden Reise. Er expedirte Couriere an die Feldherren und empfing Depeschen, die man ihm nachsandte. Der kriegerische Geist, der in ihm wohnte, contrastirte mit seinem sonst so menschenfreundlichen milden Gesinnungen. Schon als Kind hatte er viel von Schlachten, Belagerungen und Eroberungen gehört, und es mußte wohl dieser Geist in ihm geweckt werden. Seine zarteste Jugend fällt in eine große, bewegte Zeit, in die Zeit der österreichischen Erbfolgekriege. Er war ein Kind noch von einem halben Jahre, als seine Mutter, die große Maria Theresia, ihn auf dem Arme tragend, bei den Ungarn Schutz suchte. Graf L. erinnerte sich

Enthusiasmus, den die Erscheinung der Kaiserin mit dem Kinde erregt; Joseph war ihm eine geweihete heilige Person geworden. Jetzt beherbergte er den Kaiser, den er stets bewundert, unter seinem Dache. Gattin und Töchter theilten diese Bewunderung; alle hingen mit Liebe und Ehrfurcht an dem Monarchen.

Das gräfliche Paar befand sich in dem Saale. Da trat Elisabeth, die jüngste Tochter zu der Mutter. Sie hatte sorgfältig Toilette gemacht und strahlte von Jugend und Anmuth. Das schwere Kleid von schwarzem Sammet hüllte züchtig die schönen Körperformen ein.

— Mutter, flüsterte sie, darf ich Ihnen eine Bitte aussprechen?

— Der Vater ist hier, mein Kind!

— Ich wende mich an Sie, antwortete lächelnd das reizende Mädchen, weil der Gegenstand, den ich berühre, in ihr Departement gehört, auch glaube ich, des Vaters Zustimmung gewiß sein zu dürfen.

Die ernste Mutter war heute ungewöhnlich freundlich gestimmt.

— Was willst Du? fragte sie lächelnd.

— Ich möchte bei Tische den Kaiser bedienen.

— Elisabeth! rief der Graf.

— Aber allein, ganz allein möchte ich ihn bedienen.

Die Mutter gab zu bedenken, daß dazu eine gewisse Geschicklichkeit gehöre, die voraussichtlich der Tochter mangele. Elisabeth versicherte, daß es an Nichts fehlen solle, und dann auch war sie der Meinung, der Kaiser könne nur von Mitgliedern der Familie, und nicht von Domestiken bedient werden. Das Gastrecht sowohl als die hohe Person erfordere diese Aufmerksamkeit.

— Und dann, Mutter, fügte sie hinzu, wird es mir

nicht schwer werden, allen Anforderungen zu genügen, da ich den Kaiser hoch schätze und bewundere. Er ist ein so milder Herr, daß er mit mir zufrieden sein wird.

Der Graf war entzückt über seinen Liebling.

— Du hast ja den Kaiser kaum eine Minute lang gesehen, sagte er.

— Aber so habe ich ihn mir gedacht nach den Beschreibungen, die man von ihm gemacht. Vorigen Winter erzählte Alexander von ihm, der den Kaiser in Wien gesprochen hat. Wäre ich ein Mann, so würde ich, wie mein Bruder, in den Krieg ziehen — aber ich bin ein schwaches Mädchen, und darum möchte ich den Monarchen bedienen.

Der Graf gab seiner Gattin ein Zeichen, daß sie einwilligen möge.

— Es sei, mein Kind! entschied sie nach einigem Zögern. Der hohe Gast wird die etwa vorkommenden Fehler mit dem guten Willen entschuldigen, den Du bethätigest.

Das muntere Mädchen küßte der Mutter und dem Vater die Hände.

Plötzlich trat der Kaiser in den Saal; er hatte seine Reisekleider abgelegt und erschien in einer einfachen Uniform, so daß er einem gewöhnlichen Officiere glich. Mit der ihm eigenen Freundlichkeit forderte er, daß man jeden Zwang bei Seite setzen möge, denn je freier die Unterhaltung sei, je mehr Erholung gewähre sie ihm. Dann bezeichnete er die Personen aus seinem Gefolge, die mit ihm zur Tafel sitzen sollten. Es waren dies zwei Stabsofficiere und ein Kabinetssecretair.

Man ging zu Tische.

Auf einen Wink der Gräfin brachten die Diener die Speisen. Der Kaiser empfing das Gold- und Silber-Service aus den Händen Elisabeths, die aufmerksam hinter seinem

Stuhle stand. Die Gräfin saß an der Seite ihres hohen Gastes, wie dieser es gefordert hatte.

— Die Tochter vom Hause bedient mich? fragte Joseph verwundert.

— Verzeihung, Majestät, antwortete die Gräfin, es giebt in unserm Hause keine würdigern Hände, denen ich dieses Ehrenamt übertragen könnte.

— Sie haben Unrecht gethan, Frau Gräfin. Betrachten Sie mich als einen schlichten Gast in ihrer Familie, und ich werde es zu rühmen wissen. Die junge Dame mag an unserer Unterhaltung theilnehmen.

— Elisabeth verneigte sich tief.

— Ich bin vollkommen an meinem Platze, hoher Herr, sagte unbefangen das muntere Mädchen. Wer weiß, ob sich je wieder die Gelegenheit bietet, daß ich dem großen Kaiser so nahe kommen darf. Ich habe meine Mutter um diese Gunst gebeten, und sie hat sie mir gern gewährt. Schmecken die Speisen nicht, die ein einfaches Mädchen bietet?

Der Kaiser lächelte über diese Naivetät.

— Sie schmecken vortrefflich! rief er heiter aus.

— Und hätten wir gewußt, fuhr Elisabeth fort, daß wir einen so hoch verehrten Gast bewirthen würden, es sollte wahrlich an Nichts fehlen. Wir konnten die Tafel in der kurzen Zeit nicht besser herrichten.

Ein drohender Blick der Mutter traf das schwatzhafte Mädchen.

— Ihr Vorwurf ist gerecht, sagte heiter der Kaiser. Es ist nun einmal mein Fehler, daß ich überall zu rasch komme.

— Majestät, rief der Graf, meine Tochter spricht in ihrem Eifer unbedacht.

— Aber sie meint es gut. Wollte Gott, ich hörte die Wahrheit aus jedem Munde so, wie aus dem ihrigen. Da kommt

das Gespräch unwillkürlich auf ein Gebiet, das ich für diesen Abend nicht betreten wollte. Nun, so muß ich mich wohl fügen. Meine liebliche Wirthin mag sich versichert halten, daß ich dieses Abends noch lange gedenken werde und daß ich zu Gegendiensten bereit bin.

— Eure kaiserliche Majestät hat unserm Hause eine große Gnade erwiesen, sagte die Gräfin. Mein Sohn wird stolz sein, wenn er erfährt, daß sein Kriegsherr unser Haus beehrt hat.

— Ich komme leider als Soldat; viel lieber hätte ich Ihre Schwelle betreten, um mich von den Segnungen des Friedens zu überzeugen, die ich so gern meinen Ländern spenden möchte.

— Ohne Krieg giebt es keinen Frieden, sagte der Graf. Ihr Krieg, Majestät, ist ein gerechter, darum wird Ihnen der Himmel den Sieg verleihen.

— Sprechen Sie als Magyar? fragte rasch der Kaiser.

— Und jeder verständige uneigennützige Magyar wird so sprechen, Majestät, Sie haben uns eine neue freisinnige, auf Humanität gegründete Verfassung gegeben — so will es der fortschreitende Geist der Zeit. Ich bin krank, komme mit den Menschen wenig in Berührung, aber ich denke über die neuen Verfügungen nach und muß sie aus voller Ueberzeugung billigen. Der Bürger in Ungarn ist zu kurzsichtig, um die Vortheile zu begreifen, die ihm aus der Beschränkung des Zunftzwanges und aus der Ausdehnung der Gewerbefreiheit erwachsen. Der Bauernstand, den Sie für die Grundpfeiler des Staates erklären, ist so fest an das Althergebrachte gewöhnt, daß er die Vernichtung der Leibeigenschaft für eine unheilvolle Neuerung hält. Der Klerus und der hohe Adel, deren Lehnsvorrechte aufgehoben werden und die Beide zur Mittragung der Staatslast herangezogen werden sollen, er=

klären aus Eigennutz diese Maßnahmen für rechtswidrig und kämpfen dagegen an. Und doch ist es ein großer, erhabener Gedanke, Gleichförmigkeit des ganzen Staatenvereins herbeizuführen, über den Ew. Majestät herrschen.

Joseph's schönes Auge glänzte bei diesen Worten.

— Möchten doch alle mich so begreifen wie Sie! sagte er freudig erregt. Ich will das Beste meines Volks.

— O mein kaiserlicher Herr, das wissen nur die Guten und Aufgeklärten zu würdigen; die Bösen und Eigennützigen wollen es nicht erkennen. Man hindert sie auch zum Theil daran.

— Wer hindert sie? fragte Joseph auffahrend.

— Darf ich frei reden, mein hoher Herr?

— Ich fordere es als einen Beweis Ihrer Anhänglichkeit an mich.

— Die Menschen, sagte der Graf furchtlos und mit Nachdruck, die Menschen, die Ew. Majestät gesendet haben, das gute Werk in Vollzug zu setzen. Sie verfahren nicht als Boten des Segens eines edlen und humanen Fürsten, sondern als Executoren; dies erregt Unwillen und läßt die gute Absicht verkennen. Ihre Diener, mein hoher Herr, sind nicht alle gute und treue Diener.

Der Kaiser stand entrüstet auf, seine Lippen zuckten.

— Diese Mahnung kommt mir nicht zum ersten Male, murmelte er; ich werde sie nicht vergessen.

Ein Adjutant trat in den Saal. Er übergab eine Depesche, die ein Courier gebracht.

— Von Lascy! sagte der Kaiser, nachdem er einen Blick auf das Couvert geworfen hatte.

Dann las er; seine Züge blieben ruhig und ernst.

— Bescheinigen Sie den Empfang! befahl er dem Cabinetssecretair, dem er das Papier übergab.

Der Secretair entfernte sich. Joseph trat zu dem Grafen, der ebenfalls seinen Platz verlassen hatte.

— Der Stand der Dinge erlaubt mir, daß ich einen Rasttag mache, sagte er. Ich lade mich noch ferner bei meinem freundlichen Wirthe zu Gaste.

— Welch' ein Glück, mein hoher Herr! rief erfreut der Graf.

Die Gräfin verneigte sich, indem sie sagte:

— Befehlen Ew. Majestät über unser Haus, so lange, als es genehm erscheint. Wir werden uns bemühen, den verehrten hohen Gast nach Kräften zu bedienen. Legen Liebe und Verehrung ein Gewicht in die Wagschaale, so wird mein kaiserlicher Herr mit uns zufrieden sein.

Statt der Antwort reichte Joseph milde den Frauen die Hand, die diese ehrfurchtsvoll küßten.

— Wir sprechen morgen mehr, Graf! rief er aus.

Dann zog er sich in seine Gemächer zurück.

2.

Der nächste Morgen brachte einen heitern Sommertag. Das Schloß hatte ein festliches Ansehen angenommen, alle Dienstleute erschienen in ihren besten Kleidern, sie wollten den Kaiser sehen, dessen Ankunft sie erfahren. Die Gräfin trat schon früh in das Gemach ihres Gemahls, nachdem sie die nöthigsten Befehle für das Hauswesen ertheilt hatte. Auch der kränkelnde Graf hatte längst sein Lager verlassen, er saß völlig angekleidet neben dem Fenster. Sein ehrwürdiges Gesicht mit dem weißen Barte verrieth heute eine innere Freudigkeit, eine Zufriedenheit mit sich selbst, die nicht oft sich einzustellen pflegte. Das glückliche Ereigniß hatte alle seine Lebensgeister angespannt und für den Augenblick einen frohen Muth erweckt. Lächelnd dankte er auf den freundlichen Morgengruß seiner Gattin.

— Wüßte ich nicht, sagte er, daß meine Maria die Sorge für den Gast gern übernähme, ich würde sie beklagen. Der hohe Besuch erfordert große Aufmerksamkeit und rege Thätigkeit.

— Unsere Töchter stehen mir treulich zur Seite. Elisabeth hat bereits den Kaiser bedient, der mit seinem Secretair arbeitet. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als ich Geräusch in seinem Zimmer hörte. Der Monarch ist Tag und

Nacht rastlos thätig; selbst auf der Reise unterbricht er seine Geschäfte nicht. Wie man mir sagte, hat er schon einen Courier nach Wien abgefertigt.

— Der brave Fürst! sagte seufzend der Graf. Sein Feuereifer eilt der Zeit zuvor. Das Volk versteht ihn nicht, und vorzüglich das Volk der Ungarn, mit dem er sich so gern zu beschäftigen scheint.

— Höre mich an, sagte die Gräfin, indem sie an der Seite ihres Gatten Platz nahm.

— Was hast Du mir zu sagen, Maria?

— Erinnerst Du Dich jenes Grafen von Falkenstein, der, es mögen jetzt zwanzig Jahre seit dem verflossen sein, in einer stürmischen Gewitternacht Einlaß forderte und erhielt? —

— Ja.

— Zwei Männer, die von ihm abhängig zu sein schienen, begleiteten ihn.

— Ganz recht. Nun, was ist es?

— Jener Graf Falkenstein, damals ein junger Mann von fünf bis sechs und zwanzig Jahren, hatte auf mich einen unverlöschlichen Eindruck gemacht. Ich erinnere mich noch heute so lebhaft seiner Züge, als ob ich ihn erst kürzlich vor mir gesehen hätte. Ein gewisses geheimnißvolles Wesen, das seine beiden Begleiter beobachteten, erhöhete das Interesse, das ich an dem jungen Manne nahm.

— Wie kommst Du heute auf den Grafen? fragte er.

— Weil ich der festen Ansicht bin, daß der Kaiser und jener Graf eine Person sind.

— Maria!

— Joseph war damals Mitregent seiner Mutter Maria Theresia. Wir erfuhren später, daß er heimlich seine Länder durchreiste, um sich von dem Zustande derselben in eigener

Person zu überzeugen. Ich bleibe dabei, daß jener Graf Falkenstein der Mitregent war. Der Kaiser ist gealtert, aber der herrliche Blick seines Auges ist derselbe geblieben. Ich habe die ganze Nacht darüber nachgedacht, bis ich endlich auf den Grafen von Falkenstein zurückgeführt ward.

— In diesem Falle muß sich der Kaiser unsers Hauses erinnern.

— Er blieb nur eine Nacht und reiste früh am nächsten Morgen wieder ab.

Der Graf sprach die Vermuthung aus, daß der Kaiser, eingedenk jenes kurzen Besuchs, das Schloß zu seinem Aufenthalte gewählt habe.

— Wir werden es erfahren, sagte die Gräfin.

Sie zog die Glocke.

Ein alter Diener erschien.

— Nimm dieses Bild! befahl sie, indem sie auf ein Oelgemälde deutete, das an der Wand des Gemaches hing. Dann folge mir.

Der Diener führte den Befehl aus. Dann folgte er seiner Herrin in den Saal, wo er das Bild so befestigen mußte, daß es vor allen andern auffiel. Das wirklich gute Gemälde stellte die Kaiserin Maria Theresia mit ihrem Sohne auf dem Arme dar, wie sie die Ungarn zum Schutze gegen ihre Feinde auffordert. Ihr gegenüber stehen die ungarischen Edelleute mit geschwungenen Schwerdtern, treuen Schutz gelobend. Copien dieser erhabenen Scene waren um jene Zeit nicht selten. Der Graf ahnte die Absicht seiner Gattin, er nickte beifällig mit dem Kopfe. Dann stand er auf und machte seine Morgenpromenade durch den Garten. Die muntere Elisabeth begleitete ihn heute nicht, sie war im Hause beschäftigt. Die ersten Frühstunden verflossen. Im Hause herrschte eine ruhige, aber rührige Thätigkeit. Die Gräfin bereitete ihre Gäste

die Mittagstafel vor. Da begegnete Elisabeth dem Cabinetssecretair auf dem Corridor; sie redete ihm an.

— Was macht der Kaiser jetzt?

— Er arbeitet.

— So werde ich noch warten.

— Zu welchem Zwecke? fragte der Secretair.

— Ich möchte unsern Kaiser auf einige Augenblicke allein sprechen. Doch, es kann geschehen, wenn er ruhet.

— Der hohe Herr ruhet nie; gehen Sie zu ihm, er wird Sie gewiß freundlich anhören.

— Melden Sie mich an.

— Für die Tochter vom Hause ist eine Anmeldung überflüssig.

— Sie müssen das wissen. Ich folge also Ihrer Weisung. Aber wenn der Kaiser zürnt, beziehe ich mich auf Sie.

— Dazu haben Sie das Recht.

Der Cabinetssecretair wußte, daß Joseph nie eine Audienz verweigerte, daß er es selbst befohlen hatte, jeden Bittenden sogleich vorzulassen. Er bezeichnete dem jungen Mädchen das Zimmer, das der Kaiser zu seinem Cabinette gewählt hatte. Elisabeth zögerte nicht, sie warf noch einen prüfenden Blick auf den frischen Blumenstrauß, den sie in der Hand trug, dann öffnete sie leise, aber mit sicherer Hand die Thür, die zu dem bezeichneten Zimmer führte. An der Schwelle desselben blieb sie stehen, als sie den Monarchen emsig schreibend erblickte. Nach einigen Minuten erhob sich Joseph plötzlich, um einen Gang durch das Zimmer zu machen. Er sah die Jungfrau, die sich tief verneigte.

— Verzeihung, kaiserliche Majestät! flüsterte sie. Man sagte mir, daß ich nicht stören würde.

— Meine freundliche Wirthin! rief der Kaiser huldvoll, indem er das reizende Mädchen betrachtete.

— Ich komme, um dem hohen Gaste den Morgengruß und diesen frischen Strauß zu bringen, den ich so eben in unserm Garten gepflückt habe.

Joseph nahm freundlich den duftenden Strauß.

— Ihre Aufmerksamkeit verpflichtet mich zu einem Gegengeschenke.

Elisabeth war zwar ein wenig befangen eingetreten, aber die freundlichen Blicke und huldvollen Worte des Kaisers, der lächelnd vor ihr stand, hatten ihr die völlige Fassung, selbst einen Theil ihrer Fröhlichkeit zurückgegeben, die einen Hauptzug ihres Temperaments bildete. Ihr war, als ob sie nicht mit dem großen Kaiser, sondern mit einem Freunde ihrer Familie sprach. Die bekannte Umgebung trug das Ihrige dazu bei. Die junge Gräfin trat beherzt näher.

— Erlauben Ew. Majestät, fragte sie, daß ich mir ein Geschenk erbitte?

— Ich erlaube es.

— Nun, so hören Sie mich einige Minuten an.

Lächelnd führte der Kaiser die holde Bittende zu einem Sessel. Elisabeth ließ sich nieder, nachdem der Kaiser seinen Platz eingenommen hatte, der eine willkommene Zerstreuung an dieser Scene zu finden schien.

— Nun sprechen Sie, mein Kind, sagte er; Sie sehen, daß ich bereit bin, Sie zu hören.

— Elisabeth glühte vor Wonne und Entzücken über diese Herablassung.

— Ich bitte also um die Gnade, mir zu erlauben, daß ich eine kleine Geschichte erzählen darf, die mir fast das Herz abdrückt. Sollte nun aber mein hoher Kaiser — Elisabeth ahmte dem Vater nach, der den Monarchen so angeredet hatte — von meiner Geschichte später keine Notiz nehmen wollen, so fordere ich das Versprechen, daß sie stets ein Geheimniß bliebe.

Joseph nickte freundlich mit dem Kopfe.

— Meine Eltern wissen nicht einmal um das, was ich Ihnen jetzt mittheilen werde. Die Wahl meines Vertrauten ist vielleicht ein wenig kühn, aber ich wage es, da man den Kaiser den Freund aller Menschen nennt, die ihn lieben und verehren.

— Zur Sache, zur Sache! mahnte Joseph mild.

— Vor drei Jahren kam ein Freund meines Vaters zum Besuche zu uns. Er brachte seinen Sohn, einen stattlichen jungen Mann, mit. Der Aufenthalt der Beiden dehnte sich auf Wochen und zuletzt auf Monate aus. Der Besuch gewährte meinem kranken Vater eine heilsame Zerstreuung. Aber auch meine Schwester Kathinka sah ihn gern, und vorzüglich den jungen Constantin, den Sohn des Freundes. Ich hatte längst meine Vermuthungen, und diese wurden zur Gewißheit, als ich das Paar einmal im Garten belauschte. Beide saßen in einer versteckten Laube und schwuren sich unter Thränen ewige Treue und Liebe. Daß Constantin dahin wirkte, so lange als möglich zu bleiben, läßt sich denken. Kathinka merkte an meinen Neckereien, daß ich um die Sache wußte, und da sie doch eine Vertraute haben mußte, so theilte sie sich mir eines Tages mit. Die arme Schwester zitterte vor dem Trennungstage, der früher kam, als wir glaubten. Einst hatte der Vater mit dem Freunde sich lange unterhalten. Es mußte ein Streit stattgefunden haben, denn Constantin's Vater ließ die Pferde satteln und reiste ab, obgleich die Nacht schon angebrochen war. Die Liebenden konnten nicht einmal Abschied nehmen. Das war ein Donnerschlag für die arme Kathinka. Wir forschten nach dem Grunde dieses Vorgangs, konnten ihn aber nicht erfahren. Nur so viel ließ sich herausmerken, daß mein Vater sehr erbittert auf den Freund war und für immer mit ihm gebrochen hatte. Brachte ich das Gespräch

auf ihn, so gebot er mir Schweigen und eine düstere Stimmung bemächtigte sich seiner. Die Mutter war über diesen Punkt eben so zurückhaltend als der Vater. Wir durften es nicht wagen, von Constantin zu reden. Kathinka verlor ihre Munterkeit und ward ein ernstes, trauriges Wesen. So verfloß ein halbes Jahr. Die Meinung, auch Constantin werde von seinem Vater zurückgehalten, sich uns zu nähern, befestigte sich. Es schlich eines Tages ein Mann durch unsern Garten, und ich erkannte in ihm den Reitknecht, der den Freund meines Vaters begleitet hatte. Lajos, so hieß dieser Mann, redete mich an; er bat mich, meiner Schwester einen Brief von Constantin zu übergeben. Wie gern ich die Botin machte, läßt sich denken. Kathinka hatte kaum den Brief gelesen, als sie mich vor Freude weinend in ihre Arme schloß. Constantin schrieb, daß er als Officier in ein Regiment des Kaisers getreten sei, und daß es ihm bald gelingen werde, sich uns wieder zu nähern, wenn auch die Väter, die eine Meinungsverschiedenheit getrennt habe, sich nicht wieder aussöhnten; er mahnte zur Ausdauer und zum Vertrauen auf Gott, der die treue Liebe beschütze. Nun wurde ein Briefwechsel eingeleitet, der heimlich und ununterbrochen fast zwei Jahre fortbestand. Es mögen nun fünf oder sechs Monate sein, als wir einen Brief von unbekannter Hand bekamen. Der Brief, Joseph Radetzky, unterzeichnet, war von einem Freunde Constantin's geschrieben. Dieser Freund zeigte uns an, daß Constantin auf Befehl des Kaisers plötzlich verhaftet und nach Wien abgeführt worden sei; er könne sich, fügte er hinzu, des Verdachtes nicht enthalten, daß Kathinka's Vater den Anlaß zu dieser Verhaftung gegeben habe, da er ohne Zweifel um das zärtliche Verhältniß wisse, das er zu vernichten suche. War meine arme Schwester traurig gewesen, so ward sie nun bis zum Tode betrübt. Ach, und wie mußte sie sich zwingen, um ihren

Gemüthszustand den Eltern zu verbergen, die noch immer dem Vater Constantin's grollen. Vor drei Monaten schrieb Joseph Radetzky, daß er mit seinem Regimente nach der türkischen Grenze abgegangen sei, und daß er durch seinen General, den Feldmarschall Lascy, Fürsprache bei dem Kaiser wolle einlegen lassen, damit der Freund ihm bald zurückgegeben werde, der ihm jetzt mehr als sonst fehle, da es in den Krieg ginge. Der Kaiser allein nur könne helfen. Er bedauerte, daß die Verhältnisse nicht gestatteten, die Vermittelung zu beschleunigen. Nun sind Ew. kaiserliche Majestät in unser Haus gekommen, und ich flehe Sie an, Constantin freizugeben, der gewiß kein Verbrecher ist. Sein Freund Radetzky meint, daß es in der ganzen Armee keinen muthigern und schönern Officier geben würde. Dies, hoher Herr, ist das Gegengeschenk, das ich von Ihnen erflehe.

Joseph hatte aufmerksam zugehört.

— Sie nennen mir nur den Namen Constantin, sagte er; ich muß den Familiennamen wissen, wenn ich helfen soll.

— Constantin Graf von Georgy!

Des Kaisers Gesicht verfinsterte sich.

Elisabeth stand erschreckt auf.

— Mein Gott, sollte er sich gegen seinen Kaiser vergangen haben? fragte sie zitternd.

Joseph machte einige Gänge durch das Zimmer, als ob er seinen Unmuth bekämpfen wollte. Dann blieb er vor der zitternden Elisabeth stehen. Sein Auge hatte zwar nicht mehr den freundlichen Ausdruck, aber er sagte ruhig und mild:

— Es ist mein Bemühen, gerecht zu richten und zu strafen; ich werde die Untersuchung der betreffenden Angelegenheit verfügen. Kann auch ich Ihrem Schützlinge ein Schützer sein, so soll er Ihnen seine Freiheit und sein Glück danken. Ihr Vater, mein Kind, ist einer meiner getreuesten Unter=

thanen. Kann ich Unglück von seiner Familie abwenden, so wird es geschehen. Ihre Mittheilung soll ein Geheimniß bleiben.

Durch eine Handbewegung entließ er die bestürzte Elisabeth, die einen andern Ausgang ihres Vorhabens erwartet hatte.

Zwei Stunden später trat der Kaiser zur Mittagstafel in den Saal. Er empfing die Begrüßung des gräflichen Paares in gewohnter Milde, ja er schien noch freundlicher als Tags zuvor zu sein. Mit besonderer Aufmerksamkeit betrachtete er die ernste, melancholische Kathinka, die schweigend dem Gespräche zuhörte. Elisabeth bediente, wie am verflossenen Abende, heiter und flink. Nach der Tafel war der Kaiser mit der Familie allein im Saale. Er betrachtete das Gemälde näher, das dem Platze gegenüber hing, den er bei Tische eingenommen. Es übte einen wunderbaren Eindruck auf ihn aus.

— Meine erhabene Mutter! murmelte er vor sich hin. Ihre Züge sind deutlich und getreu nachgebildet! Wie nennt sich der Künstler?

— Runetti, Ew. Majestät. Aber auch das kaiserliche Kind ist ähnlich.

— Wer kann das entscheiden? fragte Joseph lächelnd.

— Ich, antwortete der Graf, indem er an seinem Krückstocke näher trat.

— Sie, Graf?

— Ich stand dem Throne so nahe, daß ich das Gewand der Kaiserin küssen konnte. Mein Vater war gestorben; ich repräsentirte an jenem ewig denkwürdigen Tage meine Familie.

— Jenes Bild, sagte die Gräfin, hat ein Künstler geschaffen, der mit Liebe und Begeisterung die erhabene Scene auffaßte. Ein Graf von Falkenstein, der uns vor längerer

Zeit besuchte, war der Meinung, daß dieses Gemälde werth sei einen Platz in der kaiserlichen Galerie einzunehmen. Der junge Herr schien Kenner zu sein; er hat die Gruppe lange und mit großer Bewunderung betrachtet.

Joseph fuhr mit der Hand über die Stirn, dann sah er die Gräfin verwundert an, die sich, bedeutungsvoll lächelnd, tief verneigte.

— Der Graf von Falkenstein bewohnte damals ein Zimmer in dem linken Schloßflügel, fügte sie hinzu. Er wollte nach Lugosch, aber ein heftiges Gewitter trieb ihn unter unser Dach.

— Der Kaiser, Frau Gräfin, dankt Ihnen heute für die Gastfreundschaft, die Sie jenem Grafen erwiesen, wenn er auch die Ansicht eines zweiten Gastes, der sich zufällig hier befand, die Ansicht über die Neuerungen des Mitregenten, nicht theilen konnte.

— Verzeihen Sie dem Manne, sagte bittend der Graf; er wußte seine Zeit nicht aufzufassen.

— Solche Köpfe sind gefährlich für die gute Sache.

— Verzeihung, Ew. Majestät.

— Wer war der Mann? fragte rasch der Kaiser, der sich jetzt je Zeit genauner erinnerte.

— Mein hoher Herr wolle mir die Nennung des Namens erlassen; ich kann den Freund wohl bedauern, aber nicht anzeigen. Ihn hat schon ein so hartes Loos getroffen, daß seine Verblendung nicht weiter bestraft zu werden verdient. Leute, die wie er gesinnt, giebt es noch viel in unserm Lande; aber auch manchen treu ergebenen Diener Ew. Majestät, zu welchen letzteren Zahl ich mich zählen kann. Für die Ungefährlichkeit meines armen Freundes verbürge ich mich.

Joseph mußte die rechtliche Gesinnung seines Wirthes

ehren; er brach das Gespräch ab, wohl wissend, wer der Freund des Grafen sei. Der alte Herr gewann in seiner Achtung durch diese Weigerung, die er entschieden ausgesprochen.

Der Kaiser bedurfte der Erholung dieses einen Tages, denn die Anstrengungen der raschen Reise, die stete Sorge für das öffentliche Wohl und die Dispositionen zu einem energischen Angriffe des Feindes, der bis jetzt im Vortheile gewesen, hatten ihn an Körper und Geist erschöpft. Den Widerstand, den seine das Glück der Unterthanen bezweckenden Einrichtungen fanden, Einrichtungen, welche von hoher Weisheit und wahrer Menschenliebe zeugten, hoffte er noch immer zu besiegen, nachdem er den türkischen Krieg beendet. Das Cordonsystem, das Lascy bisher befolgt, hatte sich als verfehlt erwiesen; der Feind war an mehr als an einem Punkte mit großen Truppenmassen durch die schwache Kette gedrungen, die Lascy an der Grenze gezogen. Jetzt concentrirte man das Heer, um eine entscheidende Schlacht vorzubereiten. Die Regimenter zogen in Eilmärschen herbei, der Kaiser selbst leitete diese Bewegung. Es that seinem Herzen wohl, einen Mann, wie den Grafen L. zu finden, denn in Ungarn mißbilligte man seine feurigen Reformbestrebungen. Der ungarische Edelmann, der seine Vortheile bedroht sah, nannte ihn einen despotischen Regenten; der Bürger und Bauer, dessen Erhebung er wollte, vergötterte ihn und pries ihn als einen Vater seines Landes. Der edle, große Monarch, dessen Herz der ganzen Menschheit, nicht einzelnen Ständen gehörte, fühlte sich gekränkt, aber nicht niedergedrückt. Noch hoffte er, daß sein mühsames Werk ein glänzendes Ende krönen werde. Auf Ungarn, das er mit den deutschen Erbstaaten gleichstellen wollte, hatte er sein Hauptaugenmerk gerichtet, und waren auch ein Jahr zuvor die Walachen unter Horia und Gloska in offene Empörung ausge-

brochen, so gab er dennoch seinen großen herrlichen Plan nicht auf.

In Begleitung des Grafen, der sich heute rüstiger als sonst bewegte, machte der Kaiser einen Spaziergang durch den Garten, während der Cabinetssekretair in dem Zimmer arbeitete. Der Tag war schön, die ganze Natur athmete Ruhe und Glück.

Da kam plötzlich Elisabeth den Spaziergängern in dem umbüschten Wege entgegen.

— Verzeihung, Ew. Majestät, ich bringe eine Anmeldung, sagte das athemlose Mädchen.

Der Vater drohete mit seinem Krückstocke.

— Lassen Sie! sagte freundlich der Monarch. Meine kleine Hofdame hat das Recht, anzumelden, denn sie weiß, daß ich keinen Bittenden abweise.

Elisabeth warf einen fragenden Blick auf den Vater.

— Jetzt sprich, sagte dieser. Unser kaiserlicher Herr hat es befohlen.

— Wer trägt Verlangen, mich zu sprechen? fragte Joseph.

— Ein Bauer, ein schlichter Landmann.

— Wo ist er?

— Ew. Majestät, er folgt mir auf dem Fuße.

— So mag er kommen.

Elisabeth, außer sich vor Freude, lief einige Schritte zurück und klatschte in ihre kleinen Hände.

— Das ist das Signal! rief sie dabei. Der gute Mann steckt hinter jenem Busche. Wenn ihm die Audienz verweigert wäre, so wollte er doch seinen Kaiser durch die Blätter einmal sehen. Man kann es ihm nicht verdenken, die Gelegenheit bietet sich vielleicht nicht wieder.

Eine Minuten später erschien die kräftige Gestalt

Landmannes, der wohl sechzig Jahre zählen mochte. Sein Gesicht, ein echtes Magyaren-Gesicht, war zwar schon von Furchen durchzogen, sein Haar und sein starker Bart waren zwar schon weiß; aber das große Auge glänzte und die athletische Gestalt verrieth Mark und ungeschwächte Kraft. Seine Kleidung bestand in der Nationaltracht. Er entblößte sein weißes Haupt und blieb kerzengerade vor dem Monarchen stehen, der ihn freundlich und bewundernd anblickte.

— Mein Lehnsmann Milos! murmelte überrascht der Graf.

— Ja, es ist unser Milos, fügte Elisabeth hinzu. Vater hat ihn gern, er hat ihn oft seinen Freund genannt. Und das ist er auch, ich weiß es.

— Was will Milos? fragte freundlich der Kaiser.

Der Landmann vermochte nicht, vor Bewegung zu reden; er ließ sich auf ein Knie nieder und küßte den Rock des Monarchen.

— Steht auf, Freund, und sprecht!

Milos leistete Folge.

— Mein Kaiser erlaubt es mir, und nun will ich auch sprechen, sagte der Landmann mit seiner markigen Stimme, die vor freudiger Erregung bebte. Herr, wir haben dieses Jahr eine gute Erndte gehabt, fuhr er fort. Die Scheuern liegen voll bis in die Dachsparren und noch täglich bringen wir den Segen der Erde ein. Und dennoch weigern sich die Leute, die ausgeschriebenen Lieferungen an die Armee Ew. Majestät zu machen; ja, ich will es nur sagen, sie murren laut darüber.

Des Kaisers Blicke verfinsterten sich.

— Man murrt darüber? wiederholte er murmelnd.

— Aber das sind nur Geizhälse, die man aufgehetzt ...ngige Menschen.

— Seid Ihr gekommen, mir dies zu sagen?

— Ja, mein kaiserlicher Herr, und noch mehr. Wir Bauern tragen wahrlich nicht die Schuld daran, wir möchten gern beweisen, daß wir die väterliche Huld verdienen, mit der uns unser Kaiser behandelt. Wir fühlen recht gut, wohinaus das Alles will. Ich zum Beispiel habe einen so guten Lehnsherrn, daß ich mich nicht beklagen kann, mein Loos ist eins der besten im Lande; aber ich sage es in Gegenwart meines guten Herrn, daß ich für meinen Kaiser das Leben lasse.

— Gut, gut, Milos! murmelte der Graf. Das habe ich von Euch erwartet.

— Meine Söhne sind bei der Armee, ich habe mit meiner Frau und mit meinen drei Töchtern alle Feldarbeit verrichtet und die Erndte heimgebracht. Da höre ich, mein Kaiser ist hier. Wer kann es mir verdenken, wenn ich jetzt einmal den Landesherrn sehen will, den ich als Kind gekannt habe? Als die Kaiserin Maria Theresia zu den Waffen rief, da zog ich mit meinem guten Herrn in das Feld, und fragen Sie ihn nur, wir haben tapfer gefochten. Doch, das Alles ist vorbei, wir sind nun alt geworden.

— Zur Sache, Milos, zur Sache! mahnte der Graf, der die Ungeduld des Kaisers bemerkte.

Milos erschrak ein wenig, als er bedachte, daß er sich hatte hinreißen lassen.

— Ich bin schon daran, sagte er. Nicht etwa, weil wir eine gute Erndte gehabt haben — ich sagte das nur, weil ich mich über gewisse andere Leute ärgere — hätten wir eine ganz schlechte Erndte gehabt, ich würde meinen Kaiser doch gebeten haben, einen Wagen voll guten Kornes von mir anzunehmen. Draußen steht er — wohin soll ich ihn fahren? Halb Hafer, halb Roggen — man kann sich kein besseres Getraide denken.

befehlen Ew. Majestät, daß mein kleines Geschenk angenommen wird.

Joseph's Unmuth war wieder verflogen. Mild lächelnd reichte er dem Landmanne die Hand.

— Ich nehme Euer Getraide an, Milos. Ihr macht mir eine große Freude. Der Lohn dafür soll nicht ausbleiben. Fahrt Euern Wagen nach Lugosch zu dem Proviantmagazine; ich gebe Euch einen Brief mit. In einer Viertelstunde wird ihn Euch meine kleine Freundin — er deutete auf Elisabeth — überbringen.

Dem Landmanne traten die Thränen in die Augen.

— Gott lohne es meinem Kaiser! rief er aus. Der alte Milos ist nun ein glücklicher Mann, er hat seinen Kaiser gesprochen!

Er ging, seine Freudenthränen verbergend.

— Wann kann ich den Brief holen? fragte Elisabeth leise.

— Gleich, mein Kind! war die freundliche Antwort.

Das junge Mädchen lief in das Schloß zurück.

— Ein gutes Volk, murmelte der Kaiser, wenn es sich auf der rechten Bahn befindet; aber ein gefährliches, wenn es irre geleitet wird.

— So sind sie alle! rief der Graf. Man wahre sie nur vor unheilvollen Einflüssen.

— Danach werde ich mit aller Macht streben.

Beide gingen in das Schloß zurück. Der Kaiser warf, nachdem er sein Zimmer betreten hatte, einen Blick durch das Fenster in den Hof. Da stand ein schwer beladener Wagen mit vier starken Pferden bespannt. Die glänzenden Thiere waren mit Bändern geschmückt, die Ladung mit Kränzen und Tüchern. In der Gruppe sah er den alten Grafen, der d' Landleuten herzlich die Hände schüttelte. Elisabeth und '

thinka theilten Speisen und Getränke aus. Milos empfing das Handschreiben des Kaisers, dann fuhr er unter dem Jubelrufe der Bauern und des gräflichen Gesindes aus dem Hofe. Der Greis selbst lenkte die muthigen Rosse, die mit der schweren Last zu spielen schienen.

Eine Stunde später liefen Depeschen ein, die den Kaiser zum raschen Aufbruche veranlaßten. Gerührt nahm er von seinen redlichen Wirthen Abschied.

— Constantin's werde ich gedenken! flüsterte er Elisabeth zu, als diese ihm die Hand küßte.

— Ich verlasse mich darauf, Ew. Majestät.

Der Kaiser nickte freundlich mit dem Kopfe, bestieg sein Pferd und sprengte davon.

— Gottes Segen begleite meinen Kaiser! rief ihm der Graf nach.

3.

Um die Mitte des September erhielt der Graf sehr ungünstige Nachrichten über die Kriegsoperationen seines Kaisers. Die türkischen Truppen, in große Corps vereinigt, hatten die kaiserlichen Truppen, die sich nicht rasch genug concentriren konnten, auf vielen Punkten zurückgedrängt. Ein beträchtliches Corps Oesterreicher, unter dem Commando des Kaisers selbst, bezog am 19. September bei Lugosch ein Lager. Diese Nachricht brachte Milos dem Grafen, der an demselben Tage in dem kaum zwei Stunden entfernten Städtchen gewesen war.

— Der Kaiser wohnt in einem Zelte wie seine Soldaten, erzählte der Alte. Ich habe ihn gesehen, umgeben von seinen Generälen. Ach, Herr Graf, wie sah der gute Herr aus! Sein freundliches Lächeln war verschwunden, der Blick seines schönen Auges, der mir das Herz entzückte, war trübe geworden, und sein Gesicht hager und bleich. Der gute Herr muß krank sein. Wie gern hätte ich ihn angeredet, wenn es möglich gewesen wäre. O ich kenne den Krieg; so große Strapatzen reiben den stärksten Körper auf.

— Der Krieg nicht allein, murmelte der Graf; an dem Herzen des Kaisers nagen ganz andere Sorgen. Gott schütze den edlen Monarchen.

Die Nacht war angebrochen.

Die gräfliche Familie hatte sich in dem kleinen Saale melt. Während der Graf mit seiner Gattin über po- Dinge sprach, standen die beiden Mädchen flüsternd r Fenstervertiefung.

– Beruhige Dich, Kathinka, sagte Elisabeth ganz leise, iser hält Wort. Als er Abschied nahm, nickte er mir ich zu und versprach noch einmal, sich mit Constantin häftigen.

– Der Kaiser hat jetzt an andere, wichtigere Dinge zu sagte traurig Kathinka.

– Wenn ich nur erfahren könnte, was Constantin ver- t hat.

– Er ist gut und brav, seine Ehre hat er sicherlich nicht Es müßte mich Alles täuschen, wenn meine Vermu- nicht die richtige wäre.

– Was vermuthest Du, Kathinka? fragte neugierig eth.

– Er muß für die politischen Gesinnungen seines hals- gen Vaters büßen.

– Ist der Vater ein Feind des Kaisers?

– Ich glaube es.

– Constantin wahrlich nicht. Wäre er es, er wäre nicht t geworden.

– Still, der Vater spricht von Georgy!

Die beiden Mädchen lauschten.

Der Graf war heftig geworden.

– Ich wiederhole es, daß ich Georgy beklage, rief er ber so lange er seine Gesinnungen nicht ändert, werde nie mit ihm versöhnen. Er hat dem Kaiser Gehor- weigert und sich jenen aufständischen Magnaten ange- , die Land und Leute für sich allein behalten möchten. e des Kaisers ist eine große und erhabene.

Menschenliebe hat sie geboren. Zwar geht er rasch zu Werke, aber nicht unüberlegt. Er benutzt das Leben, das ihm die Vorsehung schenkt, zu edeler Thätigkeit. Kleine Rücksichten dürfen ihn nicht abhalten, den großen Plan zu fördern, der sein Reich zu dem mächtigsten und glücklichsten Europa's macht. Er hat Recht, wenn er unruhige, ehrgeizige Köpfe unschädlich macht. Jeder muß sich einem Oberhaupte fügen, und unser Oberhaupt ist der Kaiser.

Ein Diener meldete den Lehnsmann Milos an. Der Graf ließ ihn sogleich eintreten.

— Gnädiger Herr, in der Gegend von Lugosch geht es unruhig zu.

— Wer bringt die Nachricht?

— Ich wollte mein Gehöft schließen, als ich ein dumpfes Schießen hörte.

— Mein Gott! rief die erschreckte Gräfin.

— Oeffnen Sie das Fenster, Sie müssen es [illegible] im Schlosse hören können.

Elisabeth riß rasch einen der hohen Flügel auf. Alle lauschten. Es ließ sich wirklich in kurzen Pausen ein [illegible]mpfes Krachen vernehmen.

— Die Berge wehren dem Schalle, meinte Milos; w[illegible]hnten wir in der Ebene, wir würden es ganz deutlich hören [illegible]önnen.

Man lauschte wiederum einige Minuten.

— Das ist Geschützdonner! rief der Graf.

— Ja, ja, meinte Milos, dort geht etwas Be[illegible] vor, ich habe es gleich gemerkt. Und darum bin i[illegible] men, es anzuzeigen.

Das Kanonenfeuer ward stärker. Der Gr[illegible] über die Fensterbrüstung gelehnt und lauschte.

— Es unterliegt keinem Zweifel, sagte [illegible] biegend, der Feind hat in der Nacht das La[illegible]

Ueberrumpelung müder Soldaten ist die Haupttaktik der feigen Türken. Wenn der Kaiser nicht siegt, und die Flucht sich hierher wendet, plündern die Feinde in wenigen Stunden unser Schloß.

Die Mädchen stießen einen lauten Schreckensschrei aus.

— Ruhig, ruhig! mahnte die Mutter, die ihre Fassung nicht verloren hatte. Noch weiß man ja nicht, wohin sich das Kriegsglück neigt. Sollte Gott unserm Kaiser den Sieg nicht verleihen, so habe ich Sorge getragen, daß wir uns vor dem verfolgenden Feinde retten können. Wagen und Pferde sind im reisefertigen Zustande. Wir fliehen in das Innere des Landes. Aber bevor wir aufbrechen, wollen wir Gewißheit haben. Milos, steigt zu Pferde und reitet nach Lugosch. Nehmt zwei meiner Diener, sie mögen Euch begleiten. Ihr eilt zurück, sobald sich Gefahr für unsere Gegend zeigt.

Der Landmann, ein alter Soldat und kecker Reiter, entfernte sich, um dem Auftrage nachzukommen, durch den er sich geehrt fühlte. Die Gräfin rief den Haushofmeister und gab ihm den Befehl, zwei Reisewagen und die Bespannung bereit zu halten. Dann begann sie mit Hülfe ihrer Töchter die nöthigsten Sachen einzupacken. Das ganze Schloß gerieth in Bewegung, als sich die Kunde von der Schlacht bei Lugosch verbreitete. Der Graf sandte noch Boten zu Fuß ab, um Erkundigungen einzuziehen; er selbst blieb, in seinen Pelz gehüllt, an dem offenen Fenster.

Zwei Stunden waren verflossen. Die Schloßuhr schlug elf. Daß bei dem nahen Lugosch ein Kampf stattfand, ließ sich nicht mehr bezweifeln. Die zurückkehrenden Boten bestätigten es; sie erzählten sogar, daß flüchtige Heerhaufen durch die Ebene gezogen seien und daß das Städtchen in Flammen stände. Deutlich ließ sich von dem Fenster aus unterscheiden, daß das Gewehrfeuer und der Kanonendonner näher kamen.

Milos und seine beiden Begleiter blieben immer noch aus. Der Graf selbst ward besorgt, er sandte neue Boten aus. Die Nacht vermehrte den Schrecken, den die nahe Schlacht verbreitete. Plötzlich sah man, das der Horizont sich über der Bergkette röthete, die das Thal von der Ebene von Lugosch trennte. Fünf Secunden später erschütterte ein dumpfer Knall die Luft.

— Man sprengt die Munitionswagen! rief der Graf.

Der Schein am Horizonte war verschwunden. Eine tiefe Stille trat wieder ein; Nacht lag wieder auf den Bergen. Zurückkehrende Boten meldeten zitternd, daß die kaiserliche Armee auf der Flucht begriffen sei. Die Gräfin aber wollte nicht früher reisen, bis Milos das Unglück bestätigte. Die ganze Familie hatte Reisekleider angelegt und wartete im Saale. Unruhe und Besorgniß wuchsen mit jedem Augenblicke. Die Gräfin blieb fest.

— Warum zögerst Du? fragte der Graf, der nichts mehr beklagte, als seine Ohnmacht.

— Ist der Kaiser zu fliehen gezwungen, antwortete sie, so wird er sicher den Weg über unser Schloß wählen. Wir können ihm dann einen unserer Wagen anbieten. Ich weiß nicht, woher mir dieser Gedanke kommt, aber ich habe ihn so fest gefaßt, daß ich ihn nicht verbannen kann. Sind wir abgereist, wer wird dem kranken Feldherrn beistehen?

Der Graf mußte seiner sorglichen Hausfrau beipflichten; er pries laut ihren Muth und ihre Liebe zu dem Kaiser. Dann verwünschte er die Krankheit, die ihn fesselte.

— Die Wagen stehen angespannt im Hofe, sagte die Gräfin. Wir brauchen nur einzusteigen, wenn die Gefahr naht.

Plötzlich ließen sich starke Schläge an dem verschlossenen Hofthore vernehmen, das sich in einem thurmähnlichen Ge-

bäude befand. Das Geräusch drang hallend über den weiten Hof.

— Allmächtiger Gott! riefen die bebenden Mädchen.

— Ruhe! befahl die Gräfin, die nicht einen Augenblick ihre Fassung verlor. Milos kehrt zurück.

— Wer bürgt uns dafür? fragte Kathinka.

— Folgt mir, alle!

Die Gräfin ging voran. Die beiden Töchter führten den kranken Vater die Treppe hinab. So traten sie in den Hof und gingen zu den Wagen, die an der Freitreppe hielten. In den ersten, der für die Familie bestimmt war, hob man den Kranken. Den zweiten sollte die Dienerschaft benutzen. Der Haushofmeister und einige Domestiken hatten sich erboten, zurückzubleiben.

Das Schloß hatte zwei Thore. Das eine, verschlossene, bildete den Haupteingang; das zweite war ein enges Nebenthor und führte durch den Garten in das freie Feld. Das letztere hatte die Gräfin öffnen lassen, um im Falle der Noth es zur Flucht zu benutzen.

Die Schläge an dem Hauptthore wurden rasch und heftig wiederholt.

— Man gehe und frage, wer Einlaß fordert! befahl die Gräfin, die immer noch neben dem Wagen stand, einem Knechte.

Der Knecht ging. Eine Minute später hörte man ihn mit lauter Stimme fragen:

— Wer ist da?

— Aufgemacht, aufgemacht! riefen mehre Stimmen von Außen.

Zugleich hörte man ein Klopfen, das mit Waffen ausgeführt wurde.

— Wer ist da? wiederholte der Knecht.

— Officiere des Kaisers! war die laute Antwort.

— Gott sei gelobt! rief die Gräfin. Meine Ahnung hat mich nicht getäuscht.

Sie gab Befehl, vorsichtig das Thor zu öffnen. Zwei Diener mit Fackeln traten in die Mitte des Hofs; der ganze Raum war von dem grellen Lichte beleuchtet. Drei Officiere, deren Waffen hell blitzten, sprengten durch das geöffnete Thor. Es ließ sich auf den ersten Blick unterscheiden, daß sie der befreundeten Armee angehörten.

— Ist der Kaiser hier? riefen sie zu gleicher Zeit.

— Nein, nein! antwortete man von allen Seiten.

Ein Diener wies die Officiere nach dem Wagen. Die Gräfin erkannte einen der Adjutanten, die den Kaiser auf der Reise zur Armee begleitet hatten. Sie wandte sich fragend an ihn.

— Sie kennen mich, gnädige Frau? rief der Officier. Bei allen Heiligen, antworten Sie schnell: hat der Kaiser dieses Schloß erreicht?

— Wollte Gott, er wäre hier! Sie sehen, ich halte Wagen für ihn bereit.

— Er ist nicht eingetroffen?

— Nein, nein!

— Dann hat er den rechten Weg verfehlt, oder ist in die Hände der Feinde gefallen. Gnädige Frau, Sie thun wohl, sogleich abzureisen, denn Sie sind keine Minute sicher vor den uns verfolgenden Horden, denen ein heimtückischer Ueberfall gelungen ist. Der Kaiser muß, wenn er nicht gefangen ist, über die Bergkette hinaus sein.

In der Nähe des Schlosses fielen Gewehrschüsse. Die Officiere drängten zur Eile.

— So kann ich den Kaiser nicht mehr erwarten? fragte die Dame noch einmal.

— Sie würden sich vergebens den Mißhandlungen der Feinde aussetzen, die auf ihren Wegen rauben und plündern.

Neue Gewehrschüsse krachten durch die Nacht. Es war unverkennbar, daß der Kampf sich dem Schlosse näherte.

— Eilen Sie! riefen die Officiere.

Dann sprengten sie davon. Der Graf befahl das Hauptthor zu schließen. Es geschah. Die Gräfin stieg ein, und die beiden Wagen fuhren durch das Seitenthor aus dem Schlosse. Bald erreichten sie die Landstraße, die noch einige Zeit durch die gräflichen Waldungen führte. Die Kutscher hatten ihre Instructionen erhalten, sie fuhren so rasch, als es unter den obwaltenden Verhältnissen möglich war. Bald füllte sich die Straße mit fliehenden Kriegerschaaren, die von allen Seiten aus dem Walde kamen. Die Flucht hatte sich also nach dieser Gegend gewendet. Reiter sprengten vorüber und in dem Dickicht hörte man Rufen und Schießen.

— Verfolgen wir den Weg weiter, sagte der Graf, so kommen wir tiefer in das Getümmel.

Kathinka und Elisabeth, die ihren Eltern gegenüber saßen, horchten bebend auf das Toben. Die einzelnen Schüsse hallten krachend durch den stillen Wald; das Echo gab sie zwei, dreimal zurück.

— Was ist zu thun? fragte die Gräfin.

— Wir verlassen die große Straße. Der Seitenweg, der zu unserm im Walde versteckten Forsthause führt, kann nicht mehr weit sein.

Man gab dem Kutscher Befehl, diesen Seitenweg einzuschlagen, sobald er sich zeigen würde. Der verschlossene Wagen, der die Familie barg, rollte rasch auf der ebenen Landstraße dahin. Auf einige Minuten war es still geworden. Die Reisenden athmeten auf, sie glaubten sich der Gefahr entrückt. Aber sie sollten nicht lange in diesem Glauben

bleiben; plötzlich erhob sich ein starkes Getümmel in unmittelbarer Nähe. Durch das Fenster des Wagens sah man das Blitzen der abgefeuerten Schüsse. Eine Kugel fuhr sausend durch das Verdeck. Kathinka und Elisabeth schrieen laut auf.

— Ist Jemand verletzt? fragte der Graf.

— Nein, nein! riefen die Töchter.

Er wandte sich zu seiner Gattin. Diese tröstete ihn mit der Versicherung, daß sie unberührt geblieben sei. Der ängstliche Kutscher hieb auf die Pferde, die im Galopp den Wagen fortzogen. Die armen Reisenden, die in einer wahren Todesangst schwebten, konnten von den Vorgängen draußen nichts unterscheiden, sie mußten sich der Führung ihres Rosselenkers überlassen, eines umsichtigen, kühnen Mannes. Plötzlich machte der Wagen eine rasche Biegung, und die Räder rollten auf weichem Grasboden weiter.

— Gott sei Dank! rief der Graf. Wir sind nicht mehr auf der Hauptstraße.

Und so war es. Das Getöse des Kampfes wurde schwächer und verlor sich endlich; man hörte Nichts mehr als das Keuchen der Pferde und das leise Geräusch der Räder.

Elisabeth, die zuerst wieder Muth gefaßt, öffnete ein Fenster und fragte den Kutscher:

— Wo sind wir?

— Auf dem Waldwege, den ich einschlagen sollte, war die Antwort; nach einer halben Stunde werden wir das Forsthaus erreicht haben.

— Folgt uns der zweite Wagen?

— Ja. Wären nur die Pferde nicht so müde und der Weg so sandig! meinte der Kutscher. Hinter uns geht es arg her, es ist ein Glück, daß wir ausweichen konnten. Ich h[illegible] deutlich die türkischen Reiter gesehen, die wie Bienen aus

Löchern hervorschwärmten. Die Finsterniß leistet uns gute Dienste. Ich glaube, wir sind nun der Gefahr entronnen.

— Das gebe Gott! riefen die Reisenden wie mit einer Stimme.

Die Ruhe kehrte zurück, und mit ihr der Drang, sich mitzutheilen.

— Würde doch dem Kaiser dasselbe Glück zu theil, dessen wir uns erfreuen, sagte seufzend die Gräfin. Jene Officiere fürchteten, daß er gefangen genommen sein könne . . .

— Es giebt tapfere Leute in seiner Umgebung, meinte der Graf; sie werden ihn bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen, ehe sie an eigene Rettung denken. Aber ich fürchte, daß der unerschrockene Monarch den Truppen mit gutem Beispiele vorangegangen ist und sich in seinem Feuereifer zu weit gewagt hat. Er wird den Tod der Gefangenschaft vorziehen. Daß die Adjutanten ihn suchen, ist ein böses Zeichen.

Die Gräfin seufzte tief auf. Elisabeth weinte laut wie ein Kind und Kathinka sah traurig vor sich nieder. Alle vergaßen die Gefahr, der sie nur halb entronnen waren. Die Ungewißheit über das Schicksal des Kaisers erfüllte sie mit Betrübniß und Trauer. So ward der Weg eine Zeit lang fortgesetzt. Der Wald war still wie ein Gotteshaus. Da hörte man plötzlich Hornsignale, die in lang gehaltenen Tönen durch den Wald hallten.

— Was ist das? fuhr die Gräfin auf.

— Still, still! mahnte der Graf.

Die Signale dauerten fort.

— Das sind österreichische Hörner. Ich kenne das ... man ruft zum Sammeln. Befreundete Krieger halten ... besetzt. Vielleicht führt der Kaiser selbst hier den ... er die Richtung in die Gebirge genommen hat.

— Da ist das Forsthaus! rief der Kutscher, dem ein Licht entgegenblinkt, von seinem Sitze herab.

Die Pferde machten neue Anstrengungen zur Eile.

— Halt! donnerte eine Stimme dem erschreckten Kutscher zu.

In demselben Moment hielt der Wagen, der schnell von einer Schaar Reiter umringt war. Das Geklirr der Waffen schlug an das Ohr der erschreckten Reisenden. Der Schlag ward aufgerissen.

— Wer ist der Besitzer des Wagens? fragte eine Stimme.

— Der Graf L., war die Antwort. Er reist mit seiner Familie, um den Schrecknissen der Schlacht zu entgehen.

— Sie werden uns Ihren Wagen überlassen, Herr Graf!

— Zu welchem Zwecke?

— Fragen Sie nicht, sondern steigen Sie aus, es ist Gefahr im Verzuge.

— Ich kann nicht aussteigen.

— So wird man Sie zwingen, mein Herr! sagte rauh die Stimme eines bärtigen Officiers, der sich am Schlage zeigte.

— Sie sehen, daß ich drei Damen begleite, ich selbst bin krank.

— Zum Forsthause! befahl die Stimme.

Der Wagen fuhr weiter; er erreichte in kaum zehn Minuten das Forsthaus, umgeben von den Reitern. Der Officier erschien wieder.

— Herr Graf, Sie sind ohne Zweifel ein Freund des Kaisers? fragte er.

— Es lebe der Kaiser! rief der Graf. Es giebt wohl keinen treuern Unterthan im Lande.

Die Gräfin neigte sich aus dem Wagen und fragte hastig:

— Weiß man, wohin der Kaiser gekommen ist?

Der Officier schwieg überrascht.

— Man suchte ihn, als wir abreisten, auf unserm Schlosse, fuhr sie fort. Die Ungewißheit über sein Schicksal erfüllt uns mit Angst und Sorge.

Die Hornsignale erklangen lauter und dringender.

— Herr Graf, Sie werden uns einen Wagen für den Kaiser abtreten.

— Für den Kaiser?

— Nehmen Sie, nehmen Sie! rief die Gräfin. Wir steigen aus. Dieser Wagen ist bequemer, als jener dort. Wo ist der Kaiser?

— Er liegt krank in dem Forsthause.

— Welch' ein glücklicher Zufall hat uns geführt! Säumen Sie nicht, mein Herr; hinter uns wüthet der Kampf noch fort. Bringen Sie mich zu dem Kaiser, daß ich ihm meinen Wagen und meine Pflege anbiete.

Mit Hülfe der Officiere stiegen die Damen aus, die man in das Forsthaus geleitete. Der Graf folgte. Der Förster erkannte sogleich seinen Herrn. Er öffnete ehrerbietig die Thür eines Zimmers im Erdgeschosse. Hier saß der Kaiser, bleich und erschöpft in einem großen Lehnstuhle. Die Reisenden warfen sich vor ihm auf die Knie nieder und bedeckten seine Hände mit Küssen und Thränen. Gerührt sah Joseph auf die Gruppe der treuen Menschen herab, die vor Freude über das Wiederfinden weinten.

— Wir sind glücklich, Ew. Majestät einen Dienst zu leisten, sagte die Gräfin. Draußen hält unser Wagen, bedienen Sie sich seiner zur Fortsetzung der Reise.

— Sie sendet die Vorsehung, Madame! Ohne ihre

Hülfe hätte ich in diesem Hause bleiben müssen, das vielleicht von den Feinden bedroht ist. Ich bin krank, recht krank!

— Nehmen Sie mich, mein kaiserlicher Herr, als ihre Pflegerin an.

Joseph lächelte schmerzlich.

— Mitten im Kriegsgetümmel, drei Damen! sagte er. Mir läge es ob . . .

Ein junger Officier stürzte in das Zimmer.

— Ist der Kaiser hier? fragte er athemlos.

Die Reisenden erkannten den Adjutanten der den Monarchen im Schlosse gesucht hatte. Dem Himmel sei Dank! rief er aus, als er ihn erblickte. Beeilen sich Ew. Majestät, die Verfolger sind in diesen Forst eingedrungen; das Häuflein der Unsern, das auf die Signale sich versammelte, ist zu schwach, um den starken Horden Widerstand zu leisten. Ich hörte, daß man Wagen gesehen habe; man vermuthet, der Kaiser bediene sich ihrer zur Reise. Nach Allem zu schließen, muß ein Verräther die Spur Ew. Majestät kennen . . .

Der Kaiser erhob sich plötzlich, als er dieses Wort hörte. Der Zorn schien seine Körperschwäche zu besiegen. Sein Auge musterte den Kreis der Umstehenden.

— Hier ist wahrlich kein Verräther! sagte er stolz und fest.

— Nein, kaiserliche Majestät! antwortete der Officier. Aber dort — er deutete nach Lugosch; das Unglück, das uns in dieser Nacht betrifft, ist überhaupt das Werk des Verraths.

Im Walde fielen einige Schüsse.

Die Frauen beschworen den Kaiser, er möge abreisen.

— Ich kann nicht kämpfen, sagte er; Krankheit hat meinen Arm ermattet. Das Land bedarf seines Kaisers noch — wohlan, ich werde mit Ihnen reisen!

Die Officiere umringten den Kaiser, der das Forsthaus

verließ. Draußen stand eine kleine Abtheilung als Schutzwache der Wagen. Der Graf hatte bereits Befehl gegeben, daß seine Dienerschaft zurückbleibe, er selbst wollte mit seiner Familie den zweiten Wagen benutzen, während der Kaiser in dem ersten allein fahren sollte. Noch stand der Monarch an dem Schlage, als auf dem Wege von Lugosch eine Abtheilung Reiter heransprengte.

— Das Losungswort! riefen mehre Stimmen zugleich.

Statt der Antwort erfolgten einige Schüsse.

— Feinde! Feinde! zum Angriff!

Eine Abtheilung Jäger warf sich den ankommenden türkischen Reitern entgegen. Es entspann sich im Augenblicke ein hitziges Gefecht; trotzdem kamen die Wagen nicht zur Abfahrt, sie wurden eingeschlossen. Mehre Minuten dauerte das Kampfgetümmel. Zwei Officiere vertheidigten den Wagen des Kaisers; ihre Schwerdter streckten die Angreifenden nieder.

— Der Weg ist frei! erscholl es. Fort! Fort!

Der Wagen des Kaisers jagte im Galopp davon. Auch der zweite, der die gräfliche Familie barg, konnte folgen. Denn die türkischen Reiter waren gezwungen, an ihre eigene Vertheidigung zu denken. Wer von ihnen die Flucht nicht ergreifen konnte, fiel unter den gewaltigen Streichen der tapfern Oesterreicher, die für das Leben ihres Kaisers kämpften.

Der Wald war zu dicht, als daß er ein Fortkommen gestattete. Den schmalen Forstweg hielt eine Abtheilung Jäger von kaum dreißig Mann besetzt. Noch einmal nahte ein Trupp feindlicher Reiter — eine Salve aus wohlgerichteten Büchsen empfing ihn, er mußte sich zur Flucht wenden.

Die beiden Officiere folgten nun mit verhängten Zügeln den Wagen, um ihnen als schützende Begleitung zu dienen. Die Jäger, die nur einige leicht verwundete Kameraden zu führen hatten, [illegible] hin in

Marsch; sie wurden von ihren Verfolgern ferner nicht gestört.

Obgleich der Vermuthung, der nächtliche Ueberfall bei Lugosch sowohl als der Angriff auf die Person des Kaisers sei Verrätherei gewesen, die Bestätigung fehlt, so erscheint sie doch durch die Umstände gerechtfertigt, deren Erörterung nicht in den Plan dieses Werkes gehört.

Nach zwei Stunden erreichten die Reiter die Wagen, die langsam einen Hügel hinanfuhren. Die Reise ward so rasch fortgesetzt, als es die erschöpften Pferde gestatteten. In der Morgendämmerung erreichte man ein Städtchen, das friedlich in einer Thalebene lag. Der Kaiser befahl, vor dem Gasthause zu halten. Man nahm die wenigen, aber leidlich eingerichteten Zimmer in Beschlag. Die Bewohner des Städtchens vermutheten nicht, daß sie einen so hohen Gast in ihrer Mitte hatten. Von dem bei Lugosch stattgehabten Treffen wußte man hier noch Nichts. Trotz der Erschöpfung beschäftigte sich der Monarch mit seinen Begleitern. Er versammelte alle in dem kleinen Zimmer um sich, das die Gräfin für ihn ausgewählt hatte. Die beiden Officiere, mit Staub und Blut bedeckt, erschienen auf der Schwelle, während die Damen und der Graf in seiner Nähe standen.

— Ich erkenne Sie wieder, sagte er zu dem Jüngsten, einem schönen, stolzen Mann von einigen zwanzig Jahren. Sie vertheidigten den Schlag meines Wagens gegen drei feindliche Reiter und zwangen sie zur Flucht.

— Ich habe meine Pflicht als Soldat gethan.

— Und haben Ihrem Kaiser die Freiheit, vielleicht das Leben gerettet.

— Deß danke ich dem Himmel, mein kaiserlicher Feldherr, der mich dieser Ehre für würdig erachtet hat.

— Sind Sie verwundet? fragte theilnehmend der Kaiser.

— Nein, Majestät! Ich kann in ungeschwächter Kraft mich ferner Ihrem Dienste widmen.

— Nennen Sie mir Ihren Namen, befahl der Kaiser.

— Joseph Wenzel Radetzky. Ich bin der Ordonanz-Officier des Feldmarschalls Lascy, früher Lieutenant in dem Küraſſier-Regimente Graf Caramelli.

Die beiden Schwestern drückten sich überrascht die Hände.

— Der Freund Constantin's! flüsterte Kathinka.

Elisabeth fügte hinzu:

— Derselbe, der in seinem Namen die Briefe geschrieben hat.

— Ach, er hat den Kaiser gerettet!

— Das ist ein Glück. Nun kann er um so wirksamer für den gefangenen Freund sprechen.

— Was er sicherlich nicht unterlassen wird, sobald die geeignete Zeit kommt.

Die Gräfin brachte dem Kaiser eine Erquickung, die sie selbst in der Küche bereitet hatte. Mit einer tiefen Verneigung bot sie ihm die Tasse.

— Mögen Ew. Majestät huldvoll annehmen, was ich hier beschaffen konnte, sagte sie. Wir haben uns so wenig auf eine solche Reise vorbereiten können, daß ich zu den Geräthen dieses elenden Wirthshauses greifen mußte.

Der Kaiser war gerührt von der Aufmerksamkeit der Dame.

— Ich bin wirklich erschöpft! antwortete er, schmerzlich mild lächelnd. Ihr Trank, so freundlich geboten, wird mich erquicken. Sie machen sich um den Kaiser verdient, Frau Gräfin!

Die Dame ging, um auch für ihren Gemahl zu sorgen, der sich in einem Winkel des Zimmers niedergelassen hatte.

Nach manchen Fragen, die der Kaiser an den Officier gerichtet, um den Stand der Dinge zu erfahren, forderte er ihn auf, die näheren Umstände seiner Rettung zu berichten.

Joseph Radetzky leistete mit militärischem Anstande Folge.

— Ich befand mich, meiner Stellung gemäß, in der unmittelbaren Nähe des Feldmarschalls Lascy, als der nächtliche Kampf sich erhob, der zu unserem Nachtheile ausfiel. Die Verwirrung war allgemein; die Finsterniß ließ uns kaum die Feinde erkennen, die heimtückisch auf uns eindrangen. Ein starker Haufe feindlicher Reiter stürzte sich auf das einsame Haus, das mein kaiserlicher Herr bewohnte. Dies ist der erste Umstand, der mich auf Verrath schließen läßt. Ein treuloser Mensch hat unzweifelhaft das kaiserliche Quartier verrathen. Während der Feldmarschall sich den Anstürmenden mit einem Regimente entgegenwarf, eilte ich in das Haus, um meinen Kaiser zu benachrichtigen und seinen Rückzug zu decken. Ich fand die Zimmer leer. Bei der Ungewißheit über den Stand des Feindes und die Zahl desselben fürchteten wir das Aergste, das uns betreffen konnte. Der Feldmarschall, der sich langsam zurückzog, empfing meinen Bericht. Adjutanten sprengten nach allen Seiten, um das Schicksal des Kaisers zu erforschen. Ein Bauer zu Pferde, den zwei Diener begleiteten, wollte den kaiserlichen Feldherrn gesehen haben. Wir ließen uns den Weg von ihm bezeichnen und hörten die Vermuthung aussprechen, daß wir unsern Herrn vielleicht auf dem Schlosse des Grafen L. finden würden, das einsam hinter den Bergen liegt. Mein Freund war dort bekannt. Durch einen Soldaten ließ ich dem Feldmarschall, der die Vertheidigung leitete, melden, was ich erfahren hatte. Der Bauer sollte uns

begleiten, aber er war verschwunden. Von einem neuen Verdachte angespornt, jagten wir nach dem Schlosse. Das Thor desselben war fest verriegelt. „Hier wohnen treue Freunde des Kaisers," sagte mein Begleiter. Wir klopften, und man öffnete. In dem Schloßhofe standen zwei reisefertige Wagen. Die Gräfin selbst empfing uns; die gute Dame vermuthete, daß der Kaiser sich hierher wenden würde, sie wollte nicht eher reisen, bis sie Gewißheit darüber hätte. Wir mußten sie zur Eile treiben, da sich in der Nähe Schüsse vernehmen ließen und feindliche Cavallerie zu fürchten war. Wir entfernten uns, um unsere Nachsuchungen fortzusetzen. Jener Bauer der uns den Weg bezeichnet hatte und den Kaiser gesehen haben wollte, erschien uns nun verdächtig.

— Da irren Sie, mein Herr! rief Elisabeth. Jener Bauer mit den beiden Bedienten war Milos, der treue Lehnsmann meines Vaters; wir hatten ihn ausgesandt, um Nachrichten einzuholen. Leider ist er vor unserer Abreise nicht zurückgekehrt. Wir wissen nicht, was aus ihm geworden ist.

— Milos! sagte der Kaiser. Ich erinnere mich des braven Landmanns. Diesmal war Ihr Verdacht ungegründet.

— Ja, Majestät, wir haben es bald eingesehen.

— Fahren Sie fort!

— Wir wollten nach Lugosch zurückreiten, als wir plötzlich in einen Kampf verwickelt wurden. Drei Männer vertheidigten eine schmale Brücke, über die ein Seitenweg in den Wald führte. Der athletische Bauer, den wir auf den ersten Blick erkannten, schwang einen gewaltigen Korbdegen und traf damit so gut, daß keiner der Türken die Brücke betreten konnte. Wie groß die Anzahl jener war, konnte ich nicht unterscheiden; aber da kein Schuß fiel, mußte ich annehmen, daß die Horde keine Munition mehr hatte. Die von dem Landmanne und

den beiden Bedienten Verwundeten zogen sich zwar schnell zurück, aber stets rückten neue Angreifer vor, so daß die drei Tapfern bald hätten ermüden müssen. Wir, die wir von der Seite kamen, schlossen uns ihnen an, indem wir sie zur Ausdauer aufforderten.

Sie erkannten uns wieder.

— Wir haben den Kaiser nicht gefunden! flüsterte ich dem Landmanne zu, nachdem er einen Türken über den Schädel gehauen hatte, der keck den Uebergang über die Brücke erzwingen wollte.

— Helfen Sie, helfen Sie, flüsterte er zurück; der Kaiser ist vor ganz kurzer Zeit über diese Brücke gesprengt, ich wollte ihn als Führer begleiten, aber diese Hunde saßen uns so dicht auf den Fersen, daß ich es vorzog, diese schmale Brücke zu vertheidigen, bis unser Kaiser einen Vorsprung gewonnen hatte. Gelingt es uns, den Posten noch eine Viertelstunde zu behaupten, so ist der Monarch gerettet. Ich habe ihm das Forsthaus so genau bezeichnet, daß er es nicht verfehlen kann. Der Förster, ein loyaler Mann, wird ihn bis zu unserer Ankunft schon schützen.

Ein neuer Angriff erfolgte; wir schlugen ihn mit vereinter Kraft glücklich zurück, da unsere Linie die ganze Brücke versperrte. Ein Schuß aus meinem Pistol streckte einen feindlichen Anführer nieder, der seine Leute zum Vordringen ermunterte. Auch mein Begleiter bediente sich seiner Schußwaffe mit Erfolg. Nicht lange nachher blieben die Angriffe aus, wir hatten den Posten behauptet. Eine Abtheilung unserer Jäger zog heran. Ich theilte dem Officiere die Wichtigkeit unseres Brückenpostens mit und übergab ihm denselben, dann suchte ich mit meinen Gefährten das Forsthaus auf. Unterwegs traf ich Eure Majestät mit dem gestürzten Pferde — das Uebrige ist bekannt. Wir erreichten zwar glücklich das

Forsthaus, aber ich mußte auf bequemere Mittel zur Fortsetzung der Reise sinnen. Die Jägerabtheilung war indeß in den Wald gedrängt worden, der Feind hatte sich in starker Uebermacht gezeigt. Ich ließ zum Sammeln blasen, um dem Forsthause eine Wache zu verschaffen. Da führte der glückliche Zufall uns die beiden Reisewagen entgegen, und es war hohe Zeit, denn die Verfolger griffen die Wagen schon an, in denen sie unseren kaiserlichen Feldherrn vermutheten. Ruhen Ew. Majestät einige Stunden — ich übernehme die Wache.

Der Kaiser entließ den Offizier mit den huldvollsten Worten.

Die Gräfin sorgte mit mütterlicher Zärtlichkeit für den kranken Kaiser, der sich auf das von ihr bereitete Ruhebett warf. Die Familie zog sich in ein anderes Zimmer zurück.

Man gab sich der Hoffnung hin, daß nun die Gefahr vorüber sei; von Seiten des Feindes drohete sie auch ferner nicht mehr, wohl aber von einer anderen Seite, die man außer Acht gelassen hatte. Nur die Gräfin, geübt in der Krankenpflege, empfand die ersten Besorgnisse. Sie ging ab und zu, um den unruhig schlummernden Monarchen zu beobachten. Außer ihr durfte keiner das Zimmer betreten.

Joseph Radetzky, der Erschöpfung vom Kampfe nicht achtend, hatte sich überzeugt, daß mit den zu Gebote stehenden Mitteln die Reise fortzusetzen sei; er harrte des Befehls seines Kaisers.

Hinter dem Wirthshause dehnte sich ein großer Obstgarten aus. Der Officier durchschritt die Baumgänge desselben, um die Umgebung kennen zu lernen, eine Vorsicht, die er für geboten hielt. Er fragte einen Arbeiter:

— Wohnt ein Edelmann in diesem Städtchen?

— Nein, Herr! war die Antwort.

— Aber in der Nähe wohl?

Der Arbeiter besann sich einige Augenblicke; dann sagte er:

— Eine Meile von hier, dort hinaus, liegt ein Edelsitz, aber der Herr desselben ist in den Krieg gezogen, wie man sagt.

— Wie nennt sich dieser Herr?

— Graf von Georgy, lieber Herr.

— Der Vater meines armen Freundes! dachte Radetzky. Ich vermuthete hier seine Heimath.

Gedankenvoll ging er weiter.

Da trat ihm plötzlich Elisabeth entgegen; sie hatte den Officier im Garten gesehen und ihn aufgesucht. Mit der ihr eigenen Unbefangenheit und Freundlichkeit grüßte sie.

Der Officier dankte militärisch.

— Verzeihung, mein Herr, wenn ich Ihren Spaziergang zu unterbrechen wage, begann sie.

— Die treue Freundin des Kaisers macht mich sehr glücklich!

— Zunächst statte ich Ihnen meinen Dank für den Schutz ab, den Sie uns in der gefahrvollen Nacht gewährt haben.

— Ich habe nur meine Pflicht gethan, mein Fräulein.

— Immerhin, wir sind Ihnen aber Dank schuldig. Und mehr noch Ihr Freund…

— Von welchem Freunde sprechen Sie?

— Von dem unglücklichen Constantin Georgy.

— Ja, Constantin ist mein Freund, mein bester Freund; wie aber kann ich ihm einen Dienst geleistet haben?

— Ohne daß Sie es wissen, mein Herr. Sie haben ihm die Braut, seine Kathinka, geschützt, antwortete Elisabeth betonend.

— Kennen Sie mich? fragte verwundert der Officier.

— Als Sie heute dem Kaiser Ihren Namen nannten, wußte ich, daß Sie unser Correspondent waren.

— Fräulein Kathinka von L.! O wie ist mein armer Freund zu beklagen!

— Himmel, seine Angelegenheit kann wohl nicht besser stehen, als sie in diesem Augenblicke steht!

— Jetzt begreife ich vollkommen seine wirkliche tiefe Leidenschaft, fuhr der Lieutenant galant fort. Constantin bezeichnet den Gegenstand seiner Liebe als ein weibliches Ideal, als den Inbegriff aller Anmuth und Schönheit — ich pflichte ihm bei. Wie traurig muß ihm die Trennung von der Braut, wie trostlos die Gefangenschaft sein.

— Sie haben Recht, rief Elisabeth; aber dies bedenkend, wollen wir die Zeit nicht mit Complimenten verlieren, sondern über Constantin's Befreiung sprechen, wenn dem Ordonnanz-Officiere des Feldmarschall's einige Minuten dazu übrig bleiben.

— Bis der Kaiser die Abreise befiehlt, stehe ich zu Ihren Diensten.

Beide gingen langsam durch den Garten, dessen Bäume schwer mit Obst beladen waren. Die heitere Herbstsonne schien warm von dem wolkenlosen Firmamente hernieder und färbte den Segen der Früchte mit Purpur. Der Fuß ging in weichem, mit Klee untermischtem Grase. Jenseits des Gartens begrenzte eine pittoreske Hügelreihe, deren Rücken ein Wald bekränzte, den blauen Horizont. Links lag ruhig und freundlich das Städtchen mit seinen Dächern, Giebeln und Schornsteinen.

— Ihr Brief, begann Elisabeth, hat uns wahrlich neben dem Schmerze über Constantin's Geschick auch Trost und Beruhigung bereitet. So schreibt ein Freund, der es redlich

mit dem Freunde meint. Ich bitte, Herr von Radetzky, beantworten Sie mir eine Frage.

— Gern, wenn ich es vermag.

— Wissen oder ahnen Sie den Grund von Constantin's Verhaftung?

— Ich glaube ihn zu wissen.

— Nennen Sie ihn mir.

— Er ist der Sohn des Grafen Georgy, der seinen Ungehorsam gegen den Kaiser offen erklärt hat. Man sagt zwar hier in der Gegend, der alte Graf habe theilgenommen an dem Kriege, der so unglücklich für unsere Waffen endet; ich behaupte aber, daß man ihn verhaftet hat. Diese Maßregel des Kaisers ist von der Nothwendigkeit geboten, denn er kann dem Feinde im Rücken nicht freies Spiel gestatten. Der Graf Georgy ist ein mächtiges und thätiges Glied seiner Parthei, jener Parthei, welche die Pläne des Kaisers zu durchkreuzen sucht. Der unglückliche Feldzug gegen die Türkei giebt diesen Leuten neue Waffen in die Hände.

— Aber Constantin, was hat er verbrochen? Es ist nicht recht, daß er für die Sünden des Vaters büßen soll. Wenn er als Soldat in die Dienste des Monarchen tritt, so ist dies doch ein Beweis von seiner loyalen Gesinnung.

— Und diese hat mein Freund auch bethätigen wollen, fügte der Lieutenant hinzu. Leider traut man seiner Absicht nicht so recht und hat sich seiner deshalb versichert, wie so manches anderen Kopfes, der mit Vorurtheilen gegen die heilbringenden Neuerungen erfüllt ist. Unter uns gesagt, mein Fräulein: zunächst hat ihn die Liebe unter die kaiserlichen Fahnen getrieben. Constantin wußte, daß Ihr Vater die Hand seiner Tochter nur dem bewilligt, der wie er, ein warmer und treuer Anhänger des Kaisers ist. Der Eintritt in das Regiment hat Constantin mit seinem Vater völlig entzweit.

Wir wurden Freunde, und nun gelang es der Freundschaft, das zu vollenden, was die Liebe begonnen — Constantin hängt mit Leib und Seele an dem großen, menschenfreundlichen Kaiser.

— O das ist brav, das habe ich von ihm erwartet! rief Elisabeth.

— Hätte Constantin an meiner Seite für den Kaiser fechten können!

— Dann hätte der Kaiser sich von der Treue seines Officiers überzeugt, an die er nicht zu glauben scheint.

— Sie wissen dies? fragte der junge Mann überrascht.

— Ja, mein Herr.

— Und aus welcher Quelle?

— Aus der sichersten... von dem Kaiser selbst.

Elisabeth erzählte nun die Vorgänge in dem Schlosse ihres Vaters und ihre Unterredung mit dem Kaiser. Der Officier stand überrascht vor der reizenden Jungfrau, als sie geendet hatte. Sein Erstaunen machte sich in den Worten Luft:

— Sie sind nicht Kathinka?

— Nein! rief Elisabeth, in Lachen ausbrechend. Das nenne ich eine schöne Verwechselung! Der Herr Officier hat mich für meine Schwester gehalten, die drei Jahre älter ist, als ich.

— Verzeihung, mein Fräulein, dieser Irrthum ist so natürlich und darum zu entschuldigen...

— O nein, nein, er ist nicht natürlich, rief sie schalkhaft. Würde ich Ihre Complimente so ruhig angenommen haben, wenn sie mir gebührten? Oder richtiger gesagt, wenn ich sie auf mich bezogen hätte? Und dann hätten Sie doch gleich bemerken müssen, mein kurzsichtiger Herr, daß meine kleine Person nicht im Stande ist, einen Mann wie Constantin von

Georgy zu fesseln. Sie haben Kathinka nicht recht betrachtet; sie ist ein schönes und gutes Mädchen, das Ebenbild meiner Mutter. Mich schilt man ein übermüthiges Mädchen, dessen Kopf voll toller Dinge steckt. Wahrlich, ich könnte nicht so unbefangen sein, wenn der Mann, den ich liebte, im Gefängnisse schmachtete. Kathinka ist traurig, sie vermag nicht, irgend Etwas zu thun; ich aber handele für sie und suche ihr den Geliebten zu retten. Mein Herr, wir müssen uns jetzt verbinden. Sie wirken für den Freund, ich wirke für die Schwester. Sie haben dem Kaiser die Freiheit gerettet, ich habe ihn bedient — ich glaube wohl, daß der Monarch auf unsere Bitten hören wird.

Der junge Mann sah staunend und bewundernd Elisabeth an, die in ihrer Aufregung einen reizenden Anblick gewährte. Das Reisekleid von schwarzem Sammet hüllte zwar züchtig den ganzen Körper ein, aber es ließ die edeln jugendlichen Formen wie ein liebliches Geheimniß ahnen. Ihre Wangen waren zart geröthet, und ihre blauen Augen, umgeben von einem Kranze langer seidiger Wimpern unter schön geschweiften Brauen, schwammen in einem feuchten Glanze. Ihre frischen Lippen zeigten, wenn sie sich öffneten, blendend weiße Zähne, die wie kleine Korallen aneinander gereihet waren.

Nicht minder als die seltenen körperlichen Vorzüge machten sie die Eigenschaften des Geistes liebenswürdig, die sie in diesem kurzen Gespräche entwickelt hatte. Ist der Patriotismus bei einem Manne erhaben, so muß man ihn bei einer Frau als eine seltene Höhe des Gefühls bewundern. Elisabeth, so jung sie auch noch war, dachte und fühlte richtiger als manche andere Dame, die reicher an Jahren und Erfahrung war. Der Officier erinnerte sich der Unerschrockenheit, die sie bei der Abreise von dem Forsthause bewiesen hatte. Ihr Bestreben, der Schwester zu nützen, erfüllte ihn mit Achtung.

Er glaubte nicht an jugendliche Unbesonnenheit und Keckheit; er hielt ihr Benehmen für die Wirkung eines muthigen Herzens, wenn er den Intelligenz und Bildung bekundenden Ausdruck des Gesichtes betrachtete.

— Was gedenken Sie zu thun? fragte Elisabeth, als der Officier immer noch schwieg.

— Was ich zu thun gedenke? fragte er wie zerstreut.

— Nun ja!

— Hier, Nichts.

— Wo denn?

— Wir dürfen nicht übereilt handeln.

— Das begreife ich, mein Herr. Halten Sie mich für ein Kind?

— Nein, o nein, mein Fräulein!

Er neigte sich und küßte ihr die kleine Hand, als ob er das schmollende Mädchen versöhnen wollte.

— Man kann mit Eifer, aber auch mit Klugheit handeln! fügte sie rasch hinzu.

— Gewiß! sagte der junge Mann, im Anschauen des lieblichen Mädchens versunken. Aber bedenken Sie, der Kaiser, von dem allein die Rettung Constantin's abhängt, ist krank.

— Er ist erschöpft und wird sich bald erholen.

— Das hoffe ich zu Gott! rief der Offizier. Aber nun gebe ich Ihnen noch Eins zu bedenken.

— Was? fragte rasch Elisabeth.

— Sie verzeihen mir die Offenheit, denn es gilt, Alles genau zu überlegen.

— Seien Sie ganz offen, mein Herr.

— Ich schicke voraus, daß Sie an meiner wahren Freundschaft für Constantin nicht zweifeln.

— Nein.

— Und sollten Sie daran zweifeln, so versichere ich...

Der Officier stockte; es schien, als ob Verlegenheit ihm die Zunge bände.

— Nun? fragte die ungeduldige Elisabeth.

Er ergriff sanft ihr Hand und sagte treuherzig:

— Triebe mich nicht schon die Freundschaft, Alles zu thun, was ich in meiner gegenwärtigen Stellung vermag, so würden mich die Achtung und Verehrung, die Sie mir einflößen, zum raschen Handeln spornen.

— Mein Herr! mein Herr! rief Elisabeth erröthend, aber ohne ihm ihre Hand zu entziehen.

— Und aus demselben Grunde muß ich auch vorsichtig sein.

— Aber Sie wollten ja offen gegen mich sein! flüsterte Elisabeth.

— Im Interesse unserer Sache.

— Nun so reden Sie doch endlich.

— Ich bitte wiederholt, mir es nicht als Gleichgültigkeit deuten zu wollen! sagte der Officier.

— Nein nein! Zur Sache endlich.

— Auf unsern Kaiser stürmen in diesem Augenblicke so großartige, gewaltige Verhältnisse ein, daß die Angelegenheit mit Constantin ihn kaum berühren kann.

— Um so rascher wird er sie beseitigen. Seine Unterschrift genügt...

— Sie erzählten mir, daß der Kaiser Ihnen in der Unterredung gesagt, er wolle sich mit der Angelegenheit beschäftigen.

— Das hat er versprochen.

— Aber er runzelte auch die Stirn, nicht wahr?

— Ja!

— So erinnern wir ihn jetzt nicht daran.

— Aber Constantin, und meine arme Schwester...

— Ich werde mit Ihrer Schwester reden; sie wird meine Vorschläge annehmen. Denken Sie sich nicht etwa einen Kerker, in welchem Constantin schmachtet; man behandelt ihn als Officier. Und nun vergessen Sie nicht, daß es auch die Aussöhnung Ihres Vaters gilt.

— Sie haben Recht.

— Darum warten wir zunächst die Dispositionen ab, die der Kaiser treffen wird.

— Wenn wir uns nun trennen müssen?

— So hoffe ich fest, daß wir uns bald wiedersehen.

— Dort kommt meine Schwester! rief Elisabeth.

Kathinka erschien wirklich zwischen den Bäumen am Eingange des Gartes; sie gab der Schwester einen Wink, daß sie kommen möge. Dann zog sie sich in den Hof des Wirthshauses zurück.

— Wir sehen uns wieder! flüsterte Elisabeth rasch.

Dann flog sie, leichtfüßig und gewandt wie eine Gemse, der Schwester nach, die sie an der Thür des Hofes erwartete. Beide verschwanden in dem Hause. Der junge Officier, der ihr lange nachgesehen, folgte endlich sinnend den beiden Damen.

4.

Um Mittag erschienen einzelne Soldatenhaufen in dem Städtchen; sie brachten die Nachricht, daß der Feind seine Verfolgungen eingestellt und sich nach Lugosch zurückgezogen habe, daß er aber plündernd und verheerend die dortige Gegend überschwemme. Diese Nachrichten waren nicht geeignet, die gräfliche Familie zu einer baldigen Rückkehr zu bestimmen; sie mußte vielmehr auf eine Zufluchtsstätte sinnen, wo sie bis zur völligen Wiederherstellung des Friedens bleiben konnte. Die Sorge um das Schicksal ihres Besitzthums trat vor den Befürchtungen zurück, die der Gesundheitszustand des Kaisers erregte. Die Gräfin war untröstlich darüber, daß ihr so wenig Mittel zur Pflege des hohen Kranken zu Gebote standen.

Nachmittags empfing der Kaiser die ersten Depeschen von dem General Lascy, der den nun geordneten Rückzug seiner Truppen anzeigte. Gegen Abend trafen mehrere Officiere von dem Generalstabe ein, um sich zur Dienstleistung zu melden. Das Städtchen ward belebt, Bürger, Landleute und Soldaten wogten in den Straßen bunt durch einander. Man erfuhr, daß die Abreise des Kaisers für den nächsten Morgen angesetzt war. Couriere kamen und gingen. Der Monarch unterließ trotz der Krankheit nicht, seine Befehle nach allen Rich-

tungen zu senden; sein reger Geist war thätig, während der Körper litt.

Der Abend war gekommen, ein lauer, milder Septemberabend. Der Graf und die Gräfin pflegten der Ruhe. Die beiden jungen Damen unterhielten sich leise an dem Fenster des kleinen Zimmers, das nach dem Garten hinaus ging.

— Was wird aus uns? fragte Kathinka. Was werden wir beginnen?

— Die Mutter hofft auf einen Entscheid des Kaisers, flüsterte Elisabeth leise zurück.

— Er bedarf unserer nicht mehr.

— Aber wir bedürfen seiner. Ich hoffe, das Ziel unserer Reise wird Wien sein, und dort können wir zu Gunsten Constantin's wirken. Herr von Radetzky, jener wirklich hübsche Officier, wird uns helfen.

— Ich hoffe nicht viel von ihm! sagte traurig Kathinka.

— Mein Vertrauen auf ihn steht fest; er hat versprochen, daß wir uns noch einmal sehen, ehe wir scheiden. Wie männlich und entschieden war das, was er sagte. Wie richtig wußte er alle Verhältnisse aufzufassen. Er ist klug und muthig. Bei der Vertheidigung der Wagen stand er wie ein Mars mit geschwungenem Schwerdte, die Türken wichen zurück vor seinen sausenden Hieben — o, ich habe es wohl gesehen durch das Fenster unseres Wagens. Darum war mir auch so wenig bange. Als er sich an die Spitze der Soldaten stellte, um die Horden, wie er sie nennt, in den Wald zurückzujagen, da fuhren wir ab. In diesem Augenblicke ward mir sehr beklommen um's Herz, denn wie leicht konnte ihn eine von den Kugeln treffen, welche an den Wagen vorüberschwirrten. Das waren gräßliche Töne. Ich schloß die Augen und verstopfte mir die Ohren. Die Sicherheit, die wir durch den raschen Vorsprung gewannen, beruhigte mich nicht, denn ich dachte

immer noch an den Kampf, und ein Kampf Mann gegen Mann soll der schrecklichste sein, wie der Vater erzählte. Meine Gedanken blieben bei dem Forsthause, während wir rasch weiter rollten. Ich ward erst wieder ruhig, als ich den Officier gegen Morgen neben dem Wagen erblickte. Er sah prächtig aus in dem dunkelrothen Scheine der aufgehenden Sonne. Seine großen, muthigen Augen blitzten wie seine Waffen. So habe ich mir immer den Helden gedacht, der begeistert für sein Vaterland kämpft. Wäre ich der Kaiser, ich machte den Officier sogleich zum General, das hat er in dieser Nacht verdient. Nun, es bietet sich wohl die Gelegenheit, daß ich mit unserm Monarchen darüber sprechen kann, dann werde ich ihm sagen, was sein Lieutenant gethan. Und darum wünschte ich, daß unsere Reise nach Wien ginge.

— Elisabeth, wie begeistert Du sprichst! Mäßige Dich, unsere Eltern könnten erwachen.

— Und nun hättest Du ihn im Garten sehen sollen, fuhr das junge Mädchen eifrig fort, als ob es dem Drange, sich mitzutheilen, nicht widerstehen könne. Da dachte er schon nicht mehr an die Gefahren der Nacht, da beschäftigte er sich nur mit seinem Freunde Constantin.

— Wohl auch mit Dir?

— Nun ja, ich will es nicht leugnen, Kathinka.

— Nun?

Elisabeth flüsterte ganz leise an dem Ohre der Schwester:

— Wir haben uns gegenseitig versprochen, daß wir uns nicht ohne Abschied trennen wollen.

— Schwester!

— Ich glaube, mir geht es wie Dir!

— Denke nicht daran.

— Warum denn nicht? Ich kann nur einen Helden lieben, und der Ordonanzofficier des Kaisers ist ein Held! Sieh Schwester, ich vertraue mich Dir offen an . . .

— Aber weißt Du denn auch . . .

— Nun, was denn? sprich.

— Ob Herr von Radetzky Gefallen an Dir findet?

— Das glaube ich, denn er stand gerade vor mir, wie Constantin vor Dir. Er war verlegen, sprach leise, erröthete und drückte mir die Hand — gerade wie Constantin die Deinige. O, ich habe mir das wohl gemerkt. Nun, die Entscheidung kann nicht lange ausbleiben; ach, Kathinka, ich bin sehr glücklich. Aber seufze nicht, sei nicht traurig, Du wirst auch noch glücklich werden!

Beide Schwestern drückten sich innig die Hände.

Das Zimmer war noch nicht erleuchtet. Plötzlich klopfte man leise an das Fenster, an dem die jungen Damen sich befanden. Sie fuhren erschreckt zurück. Elisabeth, den Urheber ahnend, gewann zuerst die Fassung wieder. Um ein zweites Klopfen und das Erwecken der schlummernden Eltern zu verhindern, öffnete sie leise den kleinen Fensterflügel. Da stand der Ordonanzofficier des Feldmarschalls, militärisch grüßend.

— Fräulein Eilisabeth? flüsterte er.

— Ich bin es, mein Herr. Vermeiden Sie jedes Geräusch . . .

— Ein Mann hält sein Wort!

— Was für ein Wort? fragte Elisabeth, in hohem Grade verwirrt.

— Ich wollte nicht scheiden, ohne von Ihnen Abschied genommen zu haben. Sie erinnern sich der Vereinbarung, die wir diesen Mittag im Garten getroffen haben?

— Ja, ja, ganz gewiß! Aber müssen Sie denn fort?

— In der Dämmerung des nächsten Morgens. Der Kaiser sendet mich an den Feldmarschall Lascy zurück, der mich erwartet. Soeben habe ich den Befehl zur Abreise erhalten.

— Mein Gott, was wird aus unserm Plane?

— Darüber mit Ihnen zu spechen, habe ich mir erlaubt, Sie zu avertiren . . .

— Da hörst Du es, Kathinka! wandte sich das muntere Mädchen zurück. Wir beschäftigen uns mit Dir. Die Sache ist wichtig und erleidet keinen Aufschub. Ich gehe hinaus, denn hier können wir das Gespräch nicht fortsetzen, das vorläufig dem Vater und der Mutter Geheimniß bleiben muß. Geduld, mein Herr, ich komme sogleich in den Garten! flüsterte sie durch das Fenster. Und Du, Kathinka, wirst mich rufen, wenn Etwas vorfallen sollte.

Elisabeth schlüpfte aus dem Zimmer. Unter dem Vorwande, der Schwester zu nützen, folgte sie dem Drange ihres Herzens, das in der ersten Jugendliebe für den muthigen Officier schlug. Bei sich selbst entschuldigte sie diesen Schritt mit der Nothwendigkeit, von welcher die beabsichtigte Unterredung bedingt ward. Glühend vor Aufregung eilte sie über den Hof in den Garten. Draußen vor dem Hause gingen zwei Schildwachen auf und ab, deren Schritte ein monotones Geräusch verursachten. Da die angekommenen Officiere Quartier in den nächsten Häusern genommen hatten, herrschte in der Umgebung des Gasthauses vollkommene Stille.

Der Abend war mild und ruhig. Die Sterne funkelten klar von dem dunkeln Firmamente herab, das wie ein großes Tuch, von der einen zu der andern Hügelreihe ausgespannt, erschien. Das herrschende Licht war schwach, aber doch geeignet, die einzelnen Gegenstände zu unterscheiden. Die

Reihen der Obstbäume standen unbeweglich wie große Schatten. Durch die kleinen Fenster des Hauses schimmerte Licht. Die beherzte Elisabeth achtete des Nachtthaues im Grase nicht, sie eilte um die Ecke des Gebäudes und stand vor dem jungen Manne, der sie erwartete. Ungeduldig streckte er ihr die Hand entgegen.

— Die Nothwendigkeit mag diesen ungeeigneten Ort entschuldigen! flüsterte er.

— Ja, die Nothwendigkeit! wiederholte Elisabeth, deren Stimme vor Erregung leise bebte. Aber auch die Zuversicht auf den Schutz eines kaiserlichen Officiers! fügte sie betonend hinzu.

— Diese Zuversicht wird Sie nicht täuschen, mein Fräulein.

— Sie müssen reisen?

— Morgen früh. Der Befehl dazu ist bereits erlassen. Leider ist das mir gesteckte Ziel nicht Wien.

— Mein Gott, was wird nun aus dem armen Constantin werden? fragte das junge Mädchen traurig.

— Nach ungefähr vierzehn Tagen werde auch ich in der kaiserlichen Residenz eintreffen; bis dahin werden Sie Ihren Vater zu Gunsten unsers Freundes zu stimmen suchen.

— Aber der Kaiser?

— Hat bereits entschieden.

— Ist's möglich! Und wie?

— Constantin von Georgy wird schleunigst zu seinem Regimente zurückgeschickt. Wie ich mich bei dem Kaiser für ihn verbürgt habe, verbürge ich mich auch dafür, daß Fräulein Kathinka bald einen Brief von ihm erhält. Es kommt nur noch darauf an, daß Sie die Adresse angeben.

— Das ist eine schwierige Aufgabe! seufzte Elisabeth. Wir wissen noch nicht, wohin wir reisen werden.

— Die Rückkehr in die Heimath scheint unter den obwaltenden Verhältnissen nicht gerathen. Der Kaiser hat bereits einen Courier mit dem Befehle abgesandt, das Schloß Ihres Vaters durch ein starkes Detaschement zu besetzen und zu sichern. Ihnen wird er die Reise nach Wien empfehlen, wenn Sie ein anderes Ziel nicht vorziehen. So stehen die Sachen, und Sie sehen, besser, als wir erwarten konnten.

Elisabeth bezeichnete die Angabe der Adresse als eine große Schwierigkeit.

— Sie müssen doch wissen, wo wir sind! fügte sie mißmuthig hinzu. Rathen Sie, mein Herr, rathen Sie!

— Ich weiß nur einen Rath.

— Und der wäre?

— Der Kaiser kennt die Liebe ihrer Schwester?

— Ja, ich habe Ihnen ja Alles erzählt.

— So fragen Sie den Kaiser, der Sie schätzt, wohin er das Regiment Caramelli geschickt hat, und Sie wissen, wo Constantin sich aufhält. Bezeichnen Sie ihm Ihren Aufenthalt, und auch ich werde ihn erfahren.

Dieser Vorschlag fand Beifall. Man besprach noch Einzelheiten, damit kein Irrthum entstehe, und dieser Gegenstand war somit erschöpft. Die beiden jungen Leute hatten keinen Stoff zur Unterhaltung mehr, aber sie standen sich immer noch schweigend einander gegenüber. Jeder fühlte, daß er noch Etwas zu sagen habe, daß ihm die Trennung schwer ward. Jeder wollte die Frage aussprechen: sehen wir uns wieder?

— Sie bedürfen der Ruhe, flüsterte das junge Mädchen endlich. Erholen Sie sich zu der Reise, mein Herr; es ist schon spät.

Der Officier ergriff sanft ihre Hand.

— Ich bitte, bleiben Sie noch, wenn Sie keinen andern Grund haben, sich zu entfernen, bat er.

Verschämt flüsternd fragte sie:

— Was haben Sie mir noch zu sagen?

— Viel, viel, Fräulein Elisabeth!

Sie fühlte, daß sie in demselben Falle sich befand, aber sie vermochte nicht, ihren Gedanken und Gefühlen Worte zu verleihen. Wie gern blieb sie bei dem Manne, den sie in so kurzer Zeit achten und lieben gelernt hatte. Der Officier, keck und muthig dem Feinde gegenüber, unverzagt im Kugelregen, war in diesem Augenblicke schüchtern und verwirrt. Hand in Hand gingen Beide durch den stillen Garten. Elisabeth war nicht mehr das muntere Mädchen; die frohe, kindliche Laune, der neckische Uebermuth schien sie verlassen zu haben. Eine ernste Jungfrau ging sie an der Seite des jugendlichen Helden, der alle ihre Sympathien erregt hatte und ausschließlich besaß.

Von dem Thurme des Städtchens erklang die zehnte Abendstunde.

— Es ist schon spät! sagte Elisabeth.

— Die Trennungsstunde kommt immer näher.

— Mir däucht, sie ist schon da. Führen Sie mich in das Haus zurück.

Unwillkührlich schlugen sie einen Umweg ein. Nach einigen Minuten hatten sie die Grenze des Gartens erreicht; sie standen an der Schlehdornhecke, die sich wie eine schwarze Wand vor ihnen erhob.

— Wo sind wir denn? fragte bestürzt das junge Mädchen. Elisabeth sah sich um. Die erleuchteten Fenster des jen[illegible] es blitzten wie trübe Sterne weit hinter ihr durch die [illegible]. Sie wollte rasch den Rückweg antreten. Der junge [illegible] nach[illegible] hielt sie sanft zurück.

— Werden Sie Ihr Wort halten? fragte er mit bebender Stimme.

— Mein Wort?

— Ja, Fräulein. Sie erinnern sich, daß wir Briefe wechseln und uns wiedersehen wollen, sobald es möglich wäre...

— Ach, das meinen Sie! flüsterte Elisabeth, die endlich das Gespräch an dem Punkte sah, den sie erwartet hatte.

— Ich wüßte nur zwei Fälle, in denen ich wortbrüchig werden könnte.

— Der erste Fall wäre. . .

— Daß ich nicht mehr lebte.

— O, Sie sprechen einen schrecklichen Gedanken aus!

— Wer es ehrlich meint, muß Alles bedenken, was im Reiche der Möglichkeit liegt. Es ist dies ein Wahlspruch, den mein guter Vater stets befolgt.

— Nennen Sie den zweiten Fall! rief der junge Mann.

— Darf ich ihn unverholen aussprechen?

— Ich bitte darum.

— Und Sie wollen sich nicht verletzt fühlen?

— Nein, denn ich weiß, Sie haben die Absicht nicht, mich zu kränken.

— Deß ist Gott mein Zeuge! rief Elisabeth rasch.

— Nun, so sprechen Sie sich aus. Der zweite Fall wäre?

Sie zögerte einen Augenblick; dann sagte sie:

— Daß Sie aufhören, den Interessen unsers Kr[illegible]s zu dienen.

Der Officier zuckte unwillkührlich zusammen.

— Sie haben mir gesagt, flüsterte er erregt, daß nur Dinge bedenken, die im Reiche der Möglichkeit liegt.

— Ja!

— Die Untreue gegen den Kaiser von meiner Seite ist ein Ding der Unmöglichkeit! fügte er fest hinzu. Ich kenne seine Grundsätze, sein edeles Streben, sein großes Herz — wenn ich als Soldat und als Mensch ihm nachzueifern mich bemühe, so kann ich mir in beiden Rücksichten kein leuchtenderes Vorbild wählen. Diesem Vorbilde treu zu bleiben habe ich mir längst geschworen!

— Ich halte mein Wort! rief Elisabeth rasch.

— Herrliches Mädchen! Ich bin stolz, der Mann zu sein, dem Sie diesen Vorzug einräumen.

— Sie haben dem Kaiser und mir die Freiheit gerettet —

Er drückte innig ihre Hand an sein Herz.

— Elisabeth, ich werde jene verhängnißvolle Nacht nie vergessen!

Jenseits der Hecke ließ sich ein Geräusch vernehmen. Man sah, wie einzelne Zweige sich bewegten.

— Wir sind belauscht gewesen! flüsterte Elisabeth. Dort hält sich Jemand versteckt.

Der Officier griff nach seinem Degen und sah mit leuchtenden Blicken nach der bemerkten Stelle, wo die Zweige noch zitterten im schwachen Sternenlichte.

— Was wir gesprochen, kann alle Welt hören! fügte er dann hinzu. Es lebe der Kaiser!

— Es lebe der Kaiser! antwortete eine dumpfe Stimme jenseits der Blätterwand.

Dann hörte man Schritte, die sich rasch entfernten.

— Folgen Sie mir! sagte der Officier.

Er bot der jungen Dame den Arm; beide gingen rasch nach dem Hause zurück.

— Trennen wir uns für immer? fragte er hier.

— Das wolle Gott verhüten! flüsterte sie verschämt zurück. Auf Wiedersehen, mein lieber Freund!

— Auf Wiedersehen, meine geliebte Freundin!

Sie verschwand, nachdem sie ihm einen Augenblick die Hand zum Kusse gelassen hatte. Der Ordonnanzofficier eilte nach dem Häuschen, das man zur Wachtstube eingerichtet hatte. Der Officier, der die Wache befehligte, erklärte sich bereit, die Umgebung des Wirthshauses durchsuchen zu helfen. Radetzky hielt diese Maßregel unter den obwaltendem Verhältnissen für gerathen. Der Officier der Wache befahl zwei Jägern, zu folgen. Man durchschritt den Garten bis zu der Stelle, wo der junge Mann den Ruf gehört hatte. Es mochten zehn Minuten seitdem verflossen sein. Alles war still. Die Lauscher richteten ihre Aufmerksamkeit auf die Hügelkette, die sich unmittelbar an dem Garten erhob; sie glaubten an verschiedenen Punkten den Wiederschein einer sich bewegenden Flamme zu erblicken. Dieser Umstand genügte, um sie zu bewegen, den Zaun zu durchbrechen, eine Arbeit, die den bewaffneten Armen nicht schwer fiel. Die ganze Patrouille befand sich im Freien. Ein Stoppelfeld trennte den Hügel von dem Raine, auf dem sich die Hecke erhob.

Die Officiere beriethen einige Augenblicke; sie faßten den Entschluß, die nächste Holzung zu durchsuchen, da der Mann, der so geheimnißvoll den Garten umschlichen, nicht weit gekommen sein konnte. Man wollte Gewißheit über die Absicht desselben erlangen. Dieser Entschluß ward rasch ausgeführt. Die Männer gingen über das Stoppelfeld. Nach hundert Schritten erreichten sie die ersten Büsche; hier verfolgten sie den breitesten der Fußwege, die sich zeigten. Der Pfad führte bergan; es war ersichtlich, daß er häufig benutzt wurde. Radetzky, der voranging, stieß mit dem Fuße an einen harten Gegenstand, der sich klirrend bewegte. Er hob diesen Gegen=

stand auf — es war ein doppelläufiges Pistol. Dieser Fund bestärkte die Suchenden in dem Verdachte, daß sich in dem Walde etwas vorbereite.

— Ein Pistol! murmelte Radetzky, indem er die Waffe seinem Begleiter reichte.

Dieser untersuchte sie.

— Sie ist geladen!

— Desto besser; vielleicht können wir sie verwenden.

— Vorwärts!

Der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Von dem Lichte, das man früher gesehen, war keine Spur mehr vorhanden. Es regte sich kein Laut, kein Geräusch in dem Walde, der je dichter ward, jemehr sich der Hügel hob. Man hielt es für gerathen, den Rückweg anzutreten.

Da fand einer der Jäger das glimmende Stück einer Fackel am Boden. Es mußte also Jemand den Weg vor wenig Minuten zurückgelegt haben. Zu welchem Zwecke hatte man die Fackel gebraucht? In welcher Richtung war der, der sie getragen, verschwunden? Zwar glaubte man nicht, feindliche Truppen vorzufinden, wohl aber auf innere, heimliche Feinde zu stoßen, die sich namentlich in diesem Theile Ungarn's bemerkbar gemacht hatten. Es war nicht unmöglich, eine Entdeckung von Wichtigkeit zu machen.

Der kleine Zug ging weiter. Nach fünf Minuten ward der Boden uneben; in dem Wege spürte der Fuß hohe Baumwurzeln, die sich wie große Adern über der Erde hinwanden. Rechts und links bildeten sich steile Ränder, von denen herab Tannen hingen. Trotzdem man die Höhe des Hügels noch nicht erreicht hatte, so ließ sich doch deutlich unterscheiden, daß der schmale Fußpfad, der einem tiefen Hohlwege glich, sich abwärts senkte. Radetzky, der voranschritt, glaubte Stimmen zu erkennen. Er blieb stehen und gab den ihm

folgenden Männern ein Zeichen. Der kleine Zug stand wie festgebannt.

Man hörte wirklich in der Tiefe ein Gemurmel von Stimmen. Die einzelnen Laute ließen sich, da man noch zu fern war, nicht unterscheiden.

— Bleibt mir ganz nahe! befahl der Ordonnanz-Officier.

Nun schlich man vorsichtig und langsam weiter.

Man konnte den Weg mit dem Bette eines Baches vergleichen, der sich zwischen hohen Uferrändern fortzieht. Ueber den Häuptern der Krieger, die einer hinter dem andern gingen, bildeten die Bäume ein Dach. Der Fuß ging auf Felsen.

Nach einigen Minuten zeigte sich rechts die schwarze Oeffnung einer Höhle. Aus dieser Höhle, die sich in dem Kalkfelsen gebildet, kamen die Töne. Regte sich auch die Vermuthung, daß die darin sich befindlichen Menschen, da sie keine Vorposten ausgestellt hatten, einen verderblichen Zweck nicht verfolgten, so wollte man doch, da man so nahe war, etwas Näheres darüber erfahren.

Die beiden Officiere begannen zu lauschen, indem sie das Gesträuch aus einander bogen. Ein Brandgeruch quoll ihnen entgegen.

— Brennt das Feuer noch nicht? fragte im Innern eine rauhe Stimme.

— Ich rathe ab, es anzuzünden, antwortete eine zweite.

— Warum? warum?

— Wir sind so nahe an dem Städtchen.

— Die Höhle liegt so tief, daß wir die Aufmerksamkeit der Wächter nicht erregen, wenn es überhaupt hier welche giebt.

— Der kranke Kaiser hat Posten ausstellen lassen.

— Immerhin; die Posten werden sich um unsere Höhle nicht kümmern.

— Die Soldaten sind müde von der Flucht! rief eine dritte Stimme.

— Ist Gallas noch nicht zurück?

— Nein. Ihr hättet einen Gescheidtern abschicken sollen. Der Mensch ist zu einfältig...

In diesem Augenblicke prasselte ein Feuer auf, dessen Schein die Grotte und eine abenteuerliche Menschengruppe beleuchtete. Das Gestein schimmerte in einem weißlichen Glanze; es hing in Zacken von der zerrissenen Decke herab. Der Hintergrund verschwamm in Finsterniß, während sich die Seitenwände deutlich zeigten. Zwölf bis fünfzehn Schritte von dem Eingange brannte das große Reisigfeuer, über dessen Anzünden die Meinungen getheilt gewesen waren. Vielleicht ein Dutzend Personen, Männer, Weiber und Kinder, kauerten um das Feuer. Die zerlumpten Gestalten mit den langen Haaren und braungelben Gesichtern, in denen große Augen glüheten, gewährten einen interessanten Anblick. Dicht hinter dem Menschenkreise lag ein Chaos von Reisegepäck, das der äußern Erscheinung der Besitzer vollkommen entsprach. Zwei halbnackte Knaben schürten das Feuer an und trugen geschäftig Holz herbei. Drei Männer lagen ausgestreckt am Boden; sie setzten unmuthig das Gespräch über Gallas fort. Auf einem Bündel saß ein Weib, das an Körperlänge alle andern Personen überragte. Es war eine wahrhaft athletische Frauengestalt. Hätte man ihr Geschlecht nicht an der Kleidung erkannt, man würde sie für einen Mann gehalten haben. Die hohe Stirn trat eckig hervor; das kurze Haar, dem Anscheine nach ergraut, verbarg sich unter einem turbanartig geschlungenen Tuche. Ihre großen Augen glüheten unter starken buschigen Brauen. Die große Nase war gebogen wie der Schnabel eines Geiers. Der Mund mit den schmalen Lippen war fest zusammengekniffen. Der lange Hals war nackt und mager;

man sah an ihm die Sehnen, die wie angespannte Stricke sich abzeichneten. Den riesigen Oberkörper hüllte eine wollene Decke ein, die zu klein war, um die langen und hageren Arme zu verbergen. Dieses Weib mußte eine Art Herrschaft über die Menschen ausüben, die sie umgaben, denn Jeder sah nach ihren befehlenden Bewegungen; bald deutete sie mit der Hand an, daß etwas geschehen solle, bald murmelte sie einige unverständliche Worte, die irgend eine Person in Bewegung setzte. Ein kleines Mädchen lag schlafend mit dem Kopfe in ihrem Schoße. Es schien, als ob sie den Schlaf des Kindes nicht stören wollte.

— Wie weit ist es in der Nacht? fragte sie mit rauher Stimme.

— Es muß bald Mitternacht sein, antwortete einer der Männer.

— Dann könnte Gallas zurückkehren.

— Ich fürchte, man hat ihn eingefangen.

— Still! rief plötzlich die Alte, indem sie sich hoch emporrichtete.

Die Männer sprangen auf und lauschten.

— Ein Blitz, der von dem Eingange kam, berührte meine Augen, fuhr die Alte fort. Mir ist, als müße es das Blinken von Waffen sein.

In der Gruppe entstand eine allgemeine Bewegung. Die Alte hatte sich nicht getäuscht, sie hatte wirklich das Blitzen der Säbel bemerkt, welche die beiden Officiere in der Hand hielten. Die drei Männer schritten besorgt dem Eingange zu.

— Bleibt! befahl Radetzky, indem er ihnen entgegentrat.

Die Alte hatte sich erhoben; sie trug das schlafende Kind auf ihrem Arme. Wie eine Riesin stand sie unter den übrigen Frauen und Kindern. Der Anblick der Krieger schien sie nicht zu erschrecken, eine freudige Ueberraschung sprach sich

vielmehr in ihren Blicken aus. Durch eine Handbewegung gebot sie den drei Männern, sich zurückzuziehen. Diese leisteten schweigend Folge.

— Sucht Ihr mich? fragte das Mannweib, indem es näher trat, begleitet von dem Schwarme der Kinder, die sich an ihr langes graues Gewand hingen.

Radetzky hatte längst erkannt, daß ihn der Zufall in das Lager einer Zigeunerbande geführt. Das Abenteuer bot dem jungen Manne weiter kein Interesse, da diese Leute ihm ungefährlich erschienen; aber er wollte doch wissen, in welcher Absicht man jenen Gallas nach dem Städtchen geschickt hatte, das der Kaiser zu seinem Nachtlager erwählt.

— Ich suche Euch, gab er zur Antwort.

— So habt Ihr uns gefunden. Was wollt Ihr von uns?

— Ich begegnete einem verdächtigen Mann, der von diesem Berge herabkam.

— Verdächtig? Herr Officier, rief die Alte, wir sind ehrliche Leute, wenn wir auch keine bleibende Stätte in diesem Lande haben. Die Bewohner jenes Ortes nehmen uns nicht auf, darum suchen wir Obdach in den Höhlen der Berge. Macht uns das verdächtig? Den Bruder habe ich hinabgeschickt, um dem kranken Kaiser meine Dienste anbieten zu lassen.

— Dem Kaiser? Wie könnt Ihr ihm dienen?

— Dadurch, daß ich ihn heile.

— Das wäre wahrlich ein großer Dienst! rief lächelnd der Officier.

Die Zigeunerin fuhr im Tone der Ueberzeugung fort:

— Der Kaiser ist sehr krank, so krank, daß ihn die Kunst seiner Aerzte nicht zu heilen vermag.

— Und Ihr vermögt es?

— Durch eine geheime Wissenschaft, die ich von meiner Mutter geerbt habe. Sie ist untrüglich wie Sonne, Mond und Sterne. Seid Ihr aus der Umgebung des Kaisers, so sorgt dafür, daß er sich meiner Wissenschaft bedient. Ich fordere keinen Lohn, der Kaiser kann ihn selbst bestimmen. Nun wißt Ihr, warum ich einen Boten abgesandt habe. Haltet ihn nicht für verdächtig, er kommt in guter Absicht. Wollt Ihr ihn nicht hören, so schickt ihn zurück, aber zeihet ihn keines Vergehens. Ihr lächelt und setzt Zweifel in meine Wissenschaft — ich sage Euch, der Kaiser wird nicht genesen, wenn Ihr meine Hülfe verschmäht.

— Das ist ein kühner Ausspruch! rief der Officier.

— Aber er ist wahr, wie der unglückliche Ausgang des Kriegs, den ich prophezeihet habe.

— Habt Ihr den kranken Kaiser gesehen?

— Nein!

— Wie könnt Ihr seine Krankheit beurtheilen?

— Weil ich den Stern des großen Kaisers befragt habe! rief in einem feierlichen Tone die Alte.

— Und der Stern hat Euch Antwort gegeben?

— Spottet nicht, Herr Officier! Ihr seid ungläubig wie Alle, die meine Kunst nicht kennen. Wollt Ihr eine Probe davon, so tretet näher, ich werde Euch, ohne auf Lohn zu hoffen, Euer Schicksal voraussagen.

Joseph Radetzki wandte sich lächelnd zu seinem Begleiter.

— Die schlaue Betrügerin will uns imponiren, sagte er.

— Fordern Sie eine Probe, meinte dieser. Die Seherin mit ihrem feierlichen Wesen ist interessant. Mag sie ihren Hokuspokus beginnen.

— Gut, sagte Joseph zu der Alten, ich nehme den Vorschlag an. Die Unfehlbarkeit Eurer Wissenschaft läßt sich

übrigens nicht nach einer Prophezeihung beurtheilen, da die Zukunft entscheiden muß . . . .

— Ich weiß, was Ihr sagen wollt, Herr! unterbrach ihn die Zigeunerin in einem bedauerlichen Tone. Es wäre Euch wohl lieber, wenn ich Euch aus der Vergangenheit Etwas sagte, dessen Wahrheit oder Unwahrheit Ihr zu beurtheilen wißt.

— Ganz recht! riefen die beiden jungen Krieger zugleich.

— Wohlan, so werde ich mit der Vergangenheit beginnen, Ihr werdet dann wohl glauben, was ich von der Zukunft sage. Werft Holz auf das Feuer, ich brauche Licht! rief sie befehlend.

Wie Gnomen sprangen die muntern Knaben und warfen trockene Zweige, die in einem Bündel an der Kalkwand lagen, auf die Glut, daß sie zur Flamme emporprasselte. Die ganze Grotte erschien in einer herrlichen Beleuchtung. Der Rauch zog durch breite Spalten, die sich in der Decke befanden. Das Gestein schimmerte röthlich-weiß, wie glühendes Eisen. Die Umgebung trug dazu bei eine feierliche Stimmung hervorzurufen.

Die Alte ließ sich durch das spöttische Lächeln der jungen Officiere nicht beirren; sie warf die Decke ab, daß ihre ganze Gestalt sichtbar wurde. Das war wirklich ein Riesenleib, der sich nun zeigte! Sie entblößte auch das Haupt von dem Tuche, und eine Fülle schwarzer, struppiger Locken ward sichtbar. In den Lappen der langen braunen Ohren hingen große gelbe Ringe, die bei jeder Bewegung flimmerten. An dem hagern Halse hing eine Kette von schwarzen Perlen; den muskulösen Oberarm schmückten rothe Bänder. Ein schönerer, vollkommenerer Typus zu einer Berg- und Wald-Hexe ließ sich nicht denken. Bei der Länge der Gliedmaßen war jede Bewegung groß, langsam und feierlich. Die Schritte dieser Frau glichen Kothurnschritten, als sie einen Kreis um das flackernde Feuer

beschrieb. Durch eine gebieterische Bewegung trieb sie die Horde bis an die Wände zurück.

— Ich bin bereit, rief sie, tretet heran!

Radetzky wollte nun das Abenteuer bis zu Ende verfolgen; er trat an das Feuer. Die Zigeunerin betrachtete ihn einige Augenblicke vom Scheitel bis zur Zehe. Ihre Augen schienen noch einmal so groß, noch einmal so glühend geworden zu sein. Dann verzog sich der häßliche Mund zu einem widrigen Lächeln, wobei sich zwei Reihen ungewöhnlich großer, schneeweißer Zähne zeigten.

— Deine Hand, junger Herr! forderte sie grinsend.

Er reichte sie ihr.

— Eine tapfere Hand! murmelte die Alte. Sie versteht das Schwerdt zu führen, wie selten eine.

Dann blickte sie eine Minute lang scharf in die Fläche; der Spott, der sich in ihren scharf markirten Zügen ausdrückte, verschwand, um einem Ernste zu weichen, der sich in Ehrfurcht verwandelte.

— Diese Hand, rief sie, hat eine große, schöne That vollbracht; eine That, die der Welt zum Nutzen gereicht! Der, welcher durch sie lebt, wird es dankbar anerkennen! Du hast Ruhm geerndtet, aber auch Liebe. Die Liebe wird Dich nicht beglücken, wohl aber der Ruhm. —

Sie schwieg, um wiederum zu prüfen.

Der junge Mann war erstannt, denn die Worte der Alten enthielten Wahrheit; er dachte an den Kaiser, er dachte an Elisabeth, die ihn im Kriegsgetümmel kennen und lieben gelernt hatte. Die Worte „die Liebe wird dich nicht beglücken, aber der Ruhm" erfüllten ihn mit einem leichten Schauer. Ihn blieb nicht Zeit, darüber nachzudenken, denn die Alte fuhr feierlich fort:

— Du hast einen treuen Freund, der durch deine Schuld unglücklich geworden ist.

— Durch meine Schuld? fragte Joseph hastig.

— Ohne daß Du es weiß't. Du hast keinen Grund, Dir Vorwürfe zu machen. Wer ohne Willen sich vergeht, ist straflos.

— Was habe ich zum Unglücke meines Freundes gethan?

— Du hast in seinem Namen einen Brief geschrieben.

— Nichts weiter?

— Du hast ihn der Liebe des Vaters beraubt.

Josephs Hand zuckte unwillkührlich.

— Dein Freund schmachtet im Gefängnisse!

— Weib, wer sagte Dir das? rief Joseph aus.

— Der Stern, der über Deinem Haupte waltet!

— Fahre fort!

— Der Freund wähnt Dich treulos, er vergießt heiße Thränen über Dich. Rette ihn bald, ehe er verzagt!

Sie entließ die Hand, und bog den Oberkörper zurück. Dann sah sie erwartend den jungen Mann an.

— Setzest Du noch Zweifel in meine Wissenschaft? fragte sie.

Der Officier verbarg sein Erstaunen.

— Gut, sagte er, ich will die Zukunft von Dir hören.

— Das wußte ich! murmelte die Alte, indem sie den beiden Knaben winkte, die behend dem Feuer neue Nahrung gaben.

Die Flammen schlugen mächtig bis zur Decke empor. Die Alte beschrieb mit einem dürren Zweige, dessen Spitze brannte, einen neuen Kreis, und befahl dem jungen Manne in diesen Kreis zu treten. Joseph leistete Folge, eine brennende Neugierde trieb ihn, den Ausspruch des Orakels über seine Zukunft zu hören. Nach dem, was die Sybille ihm über

die Vergangenheit gesagt — und Zeugin bei dem Kampfe am Forsthause konnte sie eben so wenig gewesen sein, als sich annehmen ließ, daß sie sein Freundschaftsverhältniß zu Constantin erforscht habe, weil sie ihm in dieser Kalkhöhle zu begegnen hoffte — waren seine Erregung und seine Neugierde gleich erklärlich. Wallenstein glaubte an den Einfluß der Sterne auf die Geschicke der Menschen; Napoleon I. war in vielen Beziehungen nicht frei vom Aberglauben — unser junger Held fühlte sich in diesem Augenblicke versucht, der alten Zigeunerin eine geheimnißvolle Wissenschaft beizulegen.

Die riesige Frau ergriff von Neuem seine Hand, diesmal die linke; sie las lange mit prüfenden Blicken in den Linien der Fläche. Dabei zuckten die starken Muskeln ihres Gesichts und die Lippen kniffen sich fester zusammen. Feierlich wie das erste Mal begann sie:

— Deine Wiege hat in einem bescheidenen, stillen Hause gestanden, aber scheiden wirst Du aus der Welt in einem glänzenden Schlosse, nachdem Du dem Tode oft gegenüber gestanden. Deine Bahn über die Erde wird eine glänzende sein, wie die des Kometen — man wird Dich anfeinden und Deine Thaten verdächtigen — aber alle Feinde werden vergehen. Eine Sonne wird sich Dir nähern und Dich mit Glanz überschütten — die Gunst der Mächtigen wird Dich erheben und tragen. Die Freundschaft wird manche trübe Wolke verscheuchen, die an Deinem Horizonte aufzieht. Bewahre Deinen Glauben, und er wird Dich zu einem großen Ziele führen. Das Glück hat an Deiner Wiege gestanden, es wird Dich bis zu Deinem Tode nicht verlassen.

Sie trat zurück. Aus dem Feuer schlug eine grelle Flamme empor, die ihre Gestalt unheimlich beleuchtete. Einer der Männer warf die Decke wieder um ihre Schultern und schlang das Tuch um ihren Kopf. Dann nahm sie das Kind

aus der Gruppe und hob es zu sich empor. Wie eine Königin blieb sie in dem bunten Trosse stehen, der sich ihr wieder genähert hatte.

— Nimm dies Goldstück für Deine Kunst! sagte der Officier. Du hast mir ein so großes Glück verkündet, daß ich Dich nicht reich genug bezahlen kann, fügte er lächelnd hinzu.

Die Alte nahm das Geschenk, ohne zu danken.

In diesem Augenblicke entstand ein Geräusch an dem Eingange der Grotte. Der Bote, den man mit dem Namen Gallas bezeichnet, kehrte zurück; er war erschreckt bei dem Anblicke der Soldaten. Joseph Radetzky examinirte ihn; er leugnete, den Ruf „es lebe der Kaiser!" ausgestoßen zu haben. Der Zigeuner, ein schon bejahrter Mann, bekräftigte seine Aussage durch einen Schwur.

— Ihr könnt ihm glauben! rief die Alte. Gallas lügt nicht, und auch ich bürge für die Wahrheit seiner Worte.

Man zeigte ihm das gefundene Pistol.

— Das ist meine Waffe nicht, antwortete er. Da ich keine getragen, kann ich auch keine verlieren.

Die Riesin ließ sich das Pistol reichen, das sie an der Flamme des Feuers aufmerksam betrachtete. Alle waren begierig auf ihren Ausspruch.

— Diese Waffe, sagte sie, indem sie sie zurückgab, ist die eines Feindes; sie ist geladen und auf eine Menschenbrust bestimmt gewesen. Geht zurück und bewacht den kranken Kaiser. Ihr wißt, wo Ihr mich findet. Bedürft Ihr meiner Kunst, so ruft mich, ich bin zu jeder Stunde bereit. Und Du, Gallas?

— Die Wache hat mich abgewiesen, antwortete der Mann. Ich mußte fliehen, denn man hielt mich für einen Spion oder Dieb. Als ich zurückging, sah ich einen Haufen

Männer, die sich trennten und einzeln in das Städtchen gingen. Sie schienen nichts Gutes im Schilde zu führen. Das sind vielleicht Spione oder Diebe — ich bin ein ehrlicher Mann.

Die beiden Officiere sahen sich überrascht an.

— Wie viel der Männer waren es, die Du gesehen hast? fragte Joseph.

— Wohl ein Dutzend, Herr. Alle trugen große Mäntel und große Hüte; sie mußten bei Fackelschein durch die Berge gekommen sein, denn ich habe an verschiedenen Orten den Schein gesehen, der unter den letzten Bäumen und Büschen erlosch.

— Gehen wir, sagte der Officier der Wache. Während wir hier diesen Gauklern lauschen, können sich dort unten ernste Dinge ereignen, die unsere Gegenwart erfordern.

Sie verließen mit ihrem Gefolge die Grotte. Ein Zigeuner leuchtete ihnen mit einem brennenden Kienspane voran, bis der Weg ebener wurde und sanft bergab lief. Nach kaum einer halben Stunde betraten sie das Städtchen wieder. Die Straßen waren still und die Häuser dunkel — eine Patrouille verursachte das einzige Geräusch, das sich vernehmen ließ. Die Officiere examinirten den Führer dieser Patrouille — er hatte weder Männer noch sonst etwas Verdächtiges bemerkt. Dasselbe sagte die Wache vor dem Wirthshause aus, in dem der Kaiser schlief.

— Sie kennen meine Wohnung, Kamerad? fragte der Ordonanzofficier.

— Dort drüben!

— Ja. Wecken Sie mich, wenn sich irgend Etwas ereignet. Gute Nacht!

— Gute Nacht, Kamerad! Ich wünsche, daß die Prophezeihung der Hexe in Erfüllung gehen möge!

Die beiden jungen Männer reichten sich die Hände.

— Mein Freund, sagte Joseph Radetzky, ich müßte nicht kaiserlicher Officier sein, wollte ich glauben, daß ein menschlicher Blick in der Zukunft lesen könne oder daß jenes Weib im Stande sei, eine Krankheit zu heilen, die zu heben tüchtige Aerzte nicht vermögen; wohl aber fordert mich ein Umstand zum Nachdenken auf, den ich in das Gebiet des Seltsamen und Auffallenden, wenn nicht geradezu des Wunderbaren, verlegen möchte.

— Und dieser Umstand ist?

— Daß das, was das Weib über meine Vergangenheit sagte, die Wahrheit ist. Wenige wissen darum, und diese leben fern von hier. Ich habe die Zigeunerin nie gesehen, und auch sie kann nicht wissen, wer ich bin. Sollte der Zufall ihr die Worte in den Mund gelegt haben?

— Das glaube ich, Kamerad! rief der Officier lachend. Der Zufall ist der Freund solcher abenteuernden Leute.

— Trotzdem wird mir diese Nacht merkwürdig bleiben.

— Vorzüglich, wenn die Prophezeihung eintrifft. Für diesen Fall notiren Sie sich Tag und Stunde in das Taschenbuch.

— Es soll geschehen! rief Joseph lachend.

— Und dann auch meinen Namen, fügte heiter der Officier hinzu. Auf der Höhe des Glücks und des Ruhms erinnern Sie sich wohl Ihres Begleiters in der Zigeunergrotte . . .

— Nennen Sie Ihren Namen, Kamerad!

— Adolph von Bergen.

— Nun, wie es auch kommen mag, Herr von Bergen — notiren Sie sich den Namen Joseph Radetzky — wir kennen uns nur einige Stunden, aber trennen wir uns als Freunde...

— Und Waffengenossen, die den Wagen des Kaisers gemeinschaftlich vertheidigt haben.

— Es lebe der Kaiser!

— Es lebe der Kaiser!

Beide schüttelten sich herzlich die tapfern Hände. Da wiederholte eine Stimme in der Entfernung zwischen den Häusern:

— Es lebe der Kaiser!

Die Officiere sahen sich überrascht an. Klang es doch, als ob ein Echo ihrem aus dem Herzen kommenden Rufe geantwortet habe.

— Das ist dieselbe Stimme, die ich schon einmal diesen Abend vernommen habe, flüsterte Radetzky; sie gestaltete in mir den Vorsatz, die Umgegend zu durchsuchen. Mir scheint es fast, als ob man mich beobachtete.

— Von dort kam der Ruf?

— Ja.

— Durchgehen wir die Straßen, der Ort ist nicht groß. In zehn Minuten wird die Patrouille gemacht sein.

Sie gingen. Die schmalen Straßen waren dunkel und leer. Man durchsuchte jeden Winkel, der einen Menschen bergen konnte, beobachtete jedes Haus, das verdächtig erschien — das Suchen blieb ohne Resultat.

— Eine Täuschung läßt sich nicht gut annehmen, meinte Joseph.

— Ich habe deutlich die Worte gehört, fügte der neue Freund hinzu.

— Aber wer hat sie gesprochen?

Sie kehrten nach dem Wirthshause zurück, das still und einsam an dem Ende des Städtchens lag. Da ließen sich plötzlich Hufschläge vernehmen, die näher kamen.

— Still, ein Reiter!

— Es scheint, als suche er das Wirthshaus.

— Beobachten wir ihn.

Der Reiter, in einen dunkeln Mantel gehüllt, kam langsam näher. Es ließ sich deutlich erkennen, daß sein Pferd sehr müde war. Die beiden Officiere erkannten an einem leisen Klirren, daß er Waffen trug. Dieser Umstand forderte sie zur vorsichtigen Ueberwachung auf. Sie folgten in kurzer Entfernung dem Reiter, der von dem Wachtposten angerufen ward.

— Wer da? fragte der Soldat.

— Ein Freund des Kaisers! war die Antwart, die von einer kräftigen, wohlklingenden Männerstimme ertheilt ward.

— Wohin?

— Ich suche ein Nachtquartier.

— Geduld, ich werde den Officier der Wache rufen.

— Ist hier eine Wache? fragte der Reiter. Dann stieg er ab und warf den Zügel seines Pferdes über den Arm.

In diesem Augenblicke traten die beiden Officiere heran; sie erkannten, daß der Fremde einen Militairmantel trug. Er grüßte.

— Wer sind Sie? fragte Adolph von Bergen.

— Ein kaiserlicher Officier, wie Sie. Ich suche das Quartier des Kaisers, das sich in dieser Gegend befinden muß. Können Sie mir Auskunft geben, so würde ich Ihnen zu Danke verpflichtet sein.

Der Officier der Wache schien Bedenken zu tragen, sogleich offen zu antworten; da trat Joseph Radetzky rasch heran, ergriff die Hand des Fremden und sah ihm in das Gesicht, das der Mantelkragen halb bedeckte.

— Constantin! rief er. Bist Du es wirklich?

— Ich bin Constantin, Graf von Georgy!

— Freund, Bruder, erkennst Du mich denn noch nicht? Ist Dir meine Stimme fremd geworden?

— Joseph! Joseph! Täuschen mich denn meine Sinne?

Beide lagen sich, vor Freude bebend, in den Armen.

— Das nenne ich ein unverhofftes Wiedersehen! sagte Constantin, nachdem der erste Rausch vorüber war.

Der Officier der Wache zog sich zurück, nachdem er gesagt hatte:

— Mir bleibt hier wohl Nichts zu thun?

— Vergessen Sie diesen Abend nicht, der mit einem frohen Ereignisse schließt! rief ihm der Ordonanzofficier nach.

Die Freunde gingen dem Hause zu. Ein Knecht war bald gefunden, der für das Pferd sorgte. Das einfache Zimmer öffnete sich zwei glücklichen Menschen.

5.

Eine halbe Stunde später saßen die Freunde bei dem Nachtessen, das man aus dem Wirthshause herbeigeschafft hatte. Die Müdigkeit war verschwunden, der Drang sich mitzutheilen hatte die Oberhand gewonnen. Der feurige Ungarwein belebte Geist und Körper.

— Woher kommst Du, Constantin? fragte Joseph.

— Geraden Wegs von Wien.

— Theile mir Deine Erlebnisse mit, Freund. Ich muß Dich dem Schlafe entziehen, denn ich reise morgen früh.

— Gern! Ist mir doch, als ob ich heute nur einen kurzen Ritt gemacht hätte.

Constantin, ein schöner junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, verleugnete seine magyarische Abstammung nicht; er war schlank gewachsen, hatte eine hohe, freie Stirn, große dunkele Augen, eine edel gebogene Nase und eine frische Gesichtsfarbe. In seinem Wesen drückte sich jener Stolz aus, der in dem Charakter des ungarischen Edelmanns ein Hauptzug ist. Bei seinen moralischen Vorzügen, die der Leser bald kennen wird, hatte Kathinka sich einen würdigeren Gegenstand ihrer Liebe nicht wählen können.

— Bevor ich beginne, sagte Constantin, beantworte mir einige Fragen.

— Ich werde offen und ehrlich sein.

— Hast Du meiner Kathinka geschrieben?

— Ja!

— Und wie hat sie die Nachricht von meiner Verhaftung aufgenommen?

— Wie die Tochter eines Ungarn! Sie hängt in treuer Liebe an Dir — doch, davon später. Halte Dich versichert, Freund, daß Du von dem edelsten und schönsten Mädchen geliebst wirst.

— Dem schönsten — hast Du sie denn gesehen?

— Ich habe sie gesehen und gesprochen. Du wirst mit Deiner Braut und Deinem Freunde zufrieden sein.

— Das beruhigt mich; nun höre mich an. Des Tages erinnerst Du Dich, als der Befehl zu meiner Verhaftung in unserer Garnison eintraf. Ein Blitz aus heiterer Luft hätte keine größere Wirkung hervorbringen können, als dieser Befehl. Ich war in das Regiment getreten, um meine dem Kaiser ergebene Gesinnung zu bekunden, hatte mich mit meinem Vater für immer entzweit, und nun, anstatt an dem Kriege theilzunehmen, traf mich ein solches Schicksal. Ich gestehe, daß ich mich selbst verleugnen mußte, um ruhig zu bleiben. Mit drei andern Officieren kam ich in Wien an. Man hielt uns unserem Range gemäß; es fehlte uns nichts als die Freiheit. Vergebens fragten wir uns nach dem Grunde dieser Maßregel, und da man auch kein Verhör mit uns anstellte, mußten wir das Mißtrauen, das man in unsere Treue setzte, als Grund gelten lassen. Ich dachte an meinen Vater, dachte aber auch an Kathinka. Von dem Stande des Krieges, überhaupt von Politik, erfuhren wir kein Wort. Du hattest versprochen, durch Deinen Einfluß für mich zu wirken — ich erhielt weder einen Brief von Dir, noch bemerkte ich die Folgen Deiner Thätigkeit. Da bemächtigte sich meiner ein Groll gegen die Welt, und vorzüglich gegen den Freund, der meine

Gesinnungen kannte. Fast bereuete ich den Schritt, den zu thun mich die Liebe veranlaßt hatte.

— Ich unterbreche Dich, sagte Joseph, der ruhig zugehört hatte. Deine Unzufriedenheit mit der Welt ist vollkommen gerechtfertigt, aber dem Freunde hättest Du doch mehr Vertrauen schenken sollen. Es war unmöglich, für Dich zu wirken; jeder Schritt hätte unter den obwaltenden Umständen Mißtrauen erregen müssen. Die Operationen des Generals fielen unglücklich aus und dem Kaiser mich zu nahen, bot sich keine Gelegenheit. Glaube mir, mein Freund, Du fehltest an meiner Seite, wenn es zum Treffen ging, und mehr als das Bedauern Deines Looses nagte der Verdruß mir an dem Herzen, daß ich nicht zu Deinen Gunsten wirken konnte — damals nämlich! fügte er betonend hinzu. Fahre fort, Freund — ich rechtfertige mich später vollkommen.

— Meine Gemüthsstimmung war die traurigste, die sich denken läßt. Da kam eines Tages der Befehl, ich solle mich zu der Armee begeben und mich dem General Lascy melden, der über mich verfügen würde. Freund, ich jubelte auf, und bat Dich im Herzen um Verzeihung.

— Du hast Dich im Irrthume befunden.

— Wie? fragte Constantin erstaunt.

— Ich wiederhole, daß ich nichts für Dich thun konnte.

— Sollte der Kaiser aus freiem Antriebe verfügt haben?

— Auch das glaube ich nicht. Aber Du hast eine holde, liebenswürdige Fürsprecherin gehabt...

— Kathinka selbst?

— Nein!

— Spanne mich nicht auf die Folter!

— Ein Engel hat sich für Dich verbürgt — die reizende Elisabeth, die Schwester Deiner Kathinka!

Joseph Radetzky erzählte nun dem Freunde die Vorgänge, die der Leser bereits kennt. Er verschwieg ihm auch nicht, daß er die reizende Elisabeth lieb gewonnen habe und daß die Trennung von ihr ihm schwer fiele.

— Dort, jenes mehr als einfache Wirthshaus, schloß er, birgt den Kaiser und die ganze gräfliche Familie, die den hohen Herrn begleitet.

— Kathinka ist hier?

— Du kommst zur rechten Zeit, mein glücklicher Freund, denn morgen verlassen Alle dieses Städtchen.

Constantin hatte sich dem Ziele, das er so eifrig verfolgte, nicht so nahe gewähnt; im Uebermaße seiner Freude schloß er den Freund stürmisch an seine Brust.

— Nach langer Zeit, rief er aus, erlebe ich jetzt die ersten wahrhaft glücklichen Augenblicke! Ich werde mich dem Kaiser vorstellen und ihm für die mir erwiesene Gnade danken.

— So sind die Menschen, sagte Joseph lächelnd; man gewähre ihnen, was sie wünschen, und sie betrachten alle Dinge in dem rosigsten Lichte.

— Du magst Recht haben, Freund, und es ist dies auch der gewöhnliche Lauf der Dinge, so lange der Egoismus die Menschen beherrscht; Jeder strebt danach, auf seine Weise glücklich zu werden. Aber schließe mich von der allgemeinen Regel aus. Während meiner Gefangenschaft habe ich über unsere früher stattgehabten Gespräche nachgedacht, und es bedarf nur der ruhigen Ueberlegung, um Deiner Ansicht in den großen politischen Fragen beizupflichten. Erlaß mir für jetzt die Beschreibung meiner Umwandlung, aber halte Dich versichert, daß ich ein eben so guter Officier des Kaisers bin, als Du, und daß mich nicht der Eigennutz dazu getrieben hat.

— Deine Hand, Constantin!

— Hier ist sie.

— O, ich habe gewußt, daß Dir die Erkenntniß nicht ausbleiben würde. Unser großer Kaiser eilt der Zeit voraus; man muß den Menschen nicht böse werden, wenn sie dem erhabenen Führer nicht gleich zu folgen vermögen. So lange ich athme, huldige ich den Grundsätzen Joseph's des Zweiten, der für alle Ewigkeit den Namen des Großen verdient. Betrachte jede einzelne seiner Handlungen, denke über jeden seiner Züge nach — Du findest das edelste Herz, die reinste Menschenliebe darin ausgeprägt. Und diese Liebe umfaßt Alle, nicht Einzelne.

Man sprach jetzt von dem unglücklichen Feldzuge und der Krankheit des kaiserlichen Herrn. Constantin erzählte, daß er von einem Rückzuge gehört, daher den ganzen Umfang des Verlustes nicht gekannt habe, den er jetzt um so mehr beklage, da er in die ungünstigste Zeit falle.

Die beiden Freunde überließen sich nun auf kurze Zeit der Ruhe, da die Natur ihre Rechte geltend machte; sie theilten brüderlich die schmale Lagerstatt, die sich in einem Winkel des Stübchens befand. Nach einigen Stunden brach der Morgen an. Da ließ sich ein Klopfen an dem niedern Fenster vernehmen. Joseph erwachte.

— Wer klopft?

— Der Officier der Wache.

Joseph warf seinen Mantel über die Schultern und eilte zu dem Fenster, das er öffnete. Adolph von Bergen stand auf der Straße.

— Kamerad, die Nacht ist vorbei! sagte er freundlich.

— Sie war lang genug, um mich zu stärken. Was giebt's?

— Der Kaiser will den Ordonnanzofficier Joseph Radetzky noch einmal sprechen, ehe dieser abreist.

— Der Kaiser ist schon wach; das ist ein gutes Zeichen,

er erholt sich von seinem Unwohlsein. Ich kleide mich an und eile zu ihm.

Auch Constantin, dem die Aufregung den Schlaf geraubt, hatte das Lager verlassen, als er den Auftrag des Kaisers gehört.

— Ich begleite Dich, sagte er; Du wirst unserm Kriegsherrn meine Ankunft melden.

Kaum war eine Viertelstunde verflossen, als die beiden Officiere auch schon das Wirthshaus betraten. Die Gräfin befand sich in der Hausflur, den Domestiken Befehle ertheilend; die Sorge um die Bedienung des Monarchen hatte sie nicht ruhen lassen. Constantin grüßte die Mutter des Mädchens, an dem sein ganzes Herz hing, mit einem unbeschreiblichen Gefühle. Sie erkannte den Officier nicht sogleich, der ihr ehrerbietig die Hand küßte. Er nannte seinen Namen.

— Constantin von Georgy? wiederholte sie überrascht. Und in der Uniform des kaiserlichen Heeres?

— Diese Uniform, gnädige Frau, mag Ihnen die Gesinnung andeuten, die mich beseelt. Ich habe den Zorn meines verblendeten Vaters auf mich geladen, um mir die Gunst des Kaisers zu erwerben, den ich achte und liebe. Die Pflichten des Sohnes stehen den Pflichten des Patrioten nach. Mit Schmerz gedenke ich des Tages, der meinen Vater von dem Freunde trennte. Seien Sie meine Fürsprecherin bei dem Herrn Grafen und entziehen Sie mir Ihre Gunst nicht.

Freudig erregt, reichte sie ihm die Hand.

— Tragen Sie Sorge, daß wir Ihren Herrn Vater bald begrüßen können — mein Gemahl trauert um den Verlust des Jugendfreundes. Ich hoffe das Beste, da ich weiß, daß Ihr Vater mit Liebe an Ihnen hängt. Versäumen Sie nicht, meinem Gemahle, der jenes Stübchen bewohnt, einen Besuch abzustatten.

— Diese Einladung, gnädige Frau, macht mich unaussprechlich glücklich!

Radetzky kam zurück; er brachte die Nachricht, daß der Kaiser den jungen Grafen Georgy empfangen wolle. Constantin nahm Abschied von der Gräfin, und trat mit dem Freunde ein das Zimmer, vor dessen Thür ein Jäger auf Posten stand.

Joseph II. war bereits völlig angekleidet, obgleich der Morgen kaum grauete; er sah bleich und angegriffen aus und sein sonst so helles und klares Auge war matt und verschleiert. Er stand mit verschränkten Armen an dem kleinen Fenster, als die beiden Officiere eintraten. War er auch in dieser einfachen, fast ärmlichen Umgebung alles Glanzes des Thrones und des Hofes beraubt, so verrieth doch die ruhige Majestät seiner Erscheinung, daß man vor einem gekrönten Haupte stand, vor einem Manne, der zu herrschen gewohnt. Eine angenehme Ueberraschung sprach sich in seinen bleichen Zügen aus, als er den schönen, stattlichen Officier erblickte.

— Graf Constantin von Georgy? fragte er mild.

— Ew. kaiserlichen Majestät zu Befehl! antwortete der Gefragte mit seiner wohlklingenden, männlichen Stimme.

— Sie haben sich durch ihren Freund anmelden lassen.

— Um meinem kaiserlichen Herrn für den Befehl zu danken, mich zu meinem Regimente zu begeben. Ich kam Nachts in diesem Städtchen an, und erfuhr . . .

— Warum stocken Sie, Lieutenant? Sprechen Sie offen aus, was Sie erfahren. Ich mag es nicht leiden, daß man unter spitzfindigen Phrasen die Wahrheit und die nackten Dinge mit einem Mantel verhülle.

— Ich glaubte an dem Feldzuge theilnehmen zu können, fuhr Constantin fort. Das Glück begünstigt mich leider nicht . . .

— Weil der Feldzug ein trauriges Ende genommen hat, unterbrach ihn der Kaiser. Und dies ist es, was Sie erfahren haben — nicht wahr?

— Ja, Ew. Majestät. Aber kann irgend Etwas für mich eine Entschädigung dafür bieten, so ist es die Gnade, daß mich mein Kaiser empfangen hat.

— Danken Sie es der warmen Empfehlung Ihres Freundes, und Joseph Radetzky ist wirklich Ihr Freund, wie er mir ein treuer, unerschrockener Soldat ist.

Constantin warf einen vielsagenden Blick auf den Freund. Dann antwortete er mit bewegter Stimme:

— Ich werde ihm dadurch danken, daß ich meine Gesinnung gegen Ew. Majestät bethätige.

— Und diese Gesinnung ist?

— Das Leben für meinen Kaiser zu lassen, wenn es nöthig wird.

Joseph II. sah den jungen Officier scharf an.

— Ihre Gesinnungen, Lieutenant, gehen nicht aus innerer Ueberzeugung hervor, sagte er ernst. Ich kenne die Gründe, die Sie leiten. Es gilt, den Grafen L. zu versöhnen, an dessen Gunst Ihnen liegt.

Graf Georgy erbleichte.

— Ich verdiene diesen Vorwurf, murmelte er, denn es bedurfte wirklich eines eigennützigen Anlasses, um mich zu der Erkenntniß des Bessern zu bringen.

— Wenn nun der Vater der jungen Dame, die Sie lieben, seine politischen Ansichten änderte? fragte der Kaiser. Wenn er in das Lager meiner Gegner überträte, und von dem künftigen Gatten seiner Tochter forderte, daß er seinem Beispiele folge — was würden Sie thun?

— Ich würde den Mann verachten, der seine Gesinnung ändert wie ein Kleid! antwortete Constantin entschieden. Habe

ich einen Irrthum eingesehen, so falle ich nicht wieder in diesen Irrthum zurück. Von dem Grafen L. rede ich nicht, denn er bleibt seiner Ueberzeugung getreu; aber erlauben Ew. Majestät, daß ich für meinen Vater, den ich tief beklage, das Wort ergreife...

Constantin wartete.

Der Kaiser sah ihn an und machte eine beistimmende Bewegung mit der Hand. Nach dieser Erlaubniß fuhr der Officier fort:

— Mein Vater hat seinen Irrthum noch nicht eingesehen, er hängt an dem Alten, das er für das Beste hält. Ich kann versichern, daß der alte Graf Georgy, wie viele seiner Gesinnungsgenossen, nur aus Verblendung fehlt. Die junge Generation ist das Eigenthum Ew. Majestät, sie erfaßt mit dem Feuereifer der Jugend die großen Pläne, die der Sohn Maria Theresia's, unserer erlauchten Kaiserin, zum Wohle seines Landes entworfen hat. Verzeihung für meinen verblendeten Vater, er bleibt seiner, wenn auch begrenzten und bedingten, Ueberzeugung getreu.

Constantin wollte sich vor dem Kaiser auf ein Knie niederlassen.

— Bleiben Sie stehen! befahl Joseph II.

— Nicht der Officier des Kaisers bittet, der Sohn bittet für den Vater.

— Ich ehre die kindlichen Gefühle, sie geben Zeugniß von einem biedern Herzen, sagte mild der Kaiser; und darum fühle ich mich doppelt geneigt, Ihnen mein volles Vertrauen zu schenken. Begleiten Sie Ihren Freund zu dem Generalstabe. In Wien sehen wir uns später wieder.

— Gnädiger Kaiser! riefen die beiden jungen Männer.

— Sie, Radetzky, entbinde ich von der Verantwortlichkeit für Ihren Freund . . .

— Ich bin Ihr treuer Soldat! rief Constantin mit Thränen in den Augen. Es lebe der Kaiser!

— Gehen Sie, in einer Stunde empfangen Sie eine neue Depesche an den Feldmarschall Lascy. Sie, Georgy, mögen sich dem Grafen L. als zweiten Ordonanzofficier meines Generals vorstellen!

Dann wandte sich der Kaiser noch einmal zu Radetzky:

— Die Vorbereitungen zu meiner Abreise sollen nicht unterbrochen werden!

Der Kaiser war allein; er warf sich nachdenkend in den bäuerischen Sessel, der neben dem Fenster stand.

— Die junge Generation ist mein Eigenthum! murmelte er. Der Satz ist wahr, aber diese Generation ist nicht stark genug, um verrostete Vorurtheile und schnöden Eigennutz zu bekämpfen. Wie auch mein Streben ausfallen möge — ich nehme die Ueberzeugung in die Gruft meiner Väter mit, daß meine Ideen in einem Theile des Heeres und des Volkes fortleben. Es ist dies ein kleiner Gewinn, aber es ist ein Gewinn, den ich mit Dank gegen Gott anerkenne.

In dem Zimmer, das nach dem Garten hinausging, fand eine Scene statt, die den sinnenden Kaiser erfreut haben würde, wenn er sie gesehen hätte.

Der alte Graf saß mit seinen Töchtern beim Frühstücke, das aus heißer Milch und Brod bestand. Mehr zu liefern war das armselige Wirthshaus nicht im Stande. Man sprach mancherlei Vermuthungen und Befürchtungen über das Schloß und die zurückgelassene Dienerschaft aus, da aus den Berichten, die man zufällig empfangen, hervorging, daß die feindliche Armee die Gegend von Lugosch noch nicht geräumt habe. Der alte Graf war nachdenkend, denn er kannte das Sengen und Plündern der türkischen Soldaten, und seine Besitzungen waren den siegestrunkenen Horden preisgegeben. In wenig

Stunden konnte das schöne Schloß der Erde gleich gemacht werden.

— Wohin wenden wir uns? fragte Kathinka, die gern im Gefolge des Kaisers geblieben wäre.

— Natürlich nach Wien, antwortete Elisabeth.

— Das kommt darauf an, meinte der Vater.

— Die Entscheidung ist wohl so gnt als gewiß, fuhr Elisabeth fort, die diesen Morgen in dem vollen Besitze ihrer muntern Laune war, denn der verflossene Abend hatte sich ganz nach ihren Wünschen gestaltet.

Der Vater wiegte sorglich das Haupt.

— Ich möchte mich nicht gern zu weit von der Heimath entfernen, murmelte er.

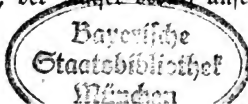
— In diesem elenden Wirthshause können wir nicht bleiben! rief die jüngste Tochter. Zurück können wir nicht, also gehen wir vorwärts. Dies Letztere gebietet uns noch eine Nothwendigkeit.

— Und diese Nothwendigkeit wäre? fragte der Vater.

— Der Kaiser, der sich noch nicht erholt hat, bedarf zur Fortsetzung seiner Reise unsers Wagens; und überlassen wir ihm diesen auch, wie sich das von selbst versteht, so wird die Mutter nicht einwilligen, daß der hohe Kranke allein reise.

— Der Kaiser wird bestimmen, mein Kind, sagte der Graf. Bis Wien braucht er unsern Wagen nicht, man wird schon Vorkehrungen zu einer bequemern Reise getroffen haben. Die Ordnung der Dinge ist nur auf einen Tag gestört gewesen. Im Laufe des heutigen Tages wird sich der Stab um den Monarchen versammeln, und auch seine Leibärzte können nicht ausbleiben. Ich weiß, daß Boten nach allen Richtungen ausgesendet sind.

— Zugestanden, der Kaiser bedarf unserer nicht mehr; was beginnen wir?



In diesem Augenblicke trat die Gräfin ein.

— Hat der Kaiser entschieden? fragte der Graf.

— Nein. Eine angenehme Nachricht bringe ich Dir, mein lieber Freund.

— Laß hören.

— Constantin Georgy . . .

— Nun? riefen beide Mädchen zugleich.

— Ist er wieder frei? fragte Kathinka, die sich vergaß.

— Hat der Kaiser von ihm gesprochen? fragte Elisabeth, um das Versehen der Schwester wieder auszugleichen.

Die Mutter sah erstaunt ihre Töchter an.

— Was ist das? fragte sie nach einer Pause. Ist Constantin der Freiheit beraubt gewesen? Kümmert sich die Majestät unsers Kaisers um ihn? Und wie könnt ihr Beide wissen, wenn dies der Fall ist, was uns bisher verborgen geblieben?

Der Graf war sehr ernst geworden, als er die Verwirrung seiner beiden Töchter sah. Kathinka blickte betroffen vor sich nieder; Elisabeth glühete wie eine frische Rose. Die Ueberraschung hatte ein Geheimniß an das Licht gebracht, das sie so lange sorgfältig verwahrt. Die scharfsinnige Mutter hatte sofort die Angelegenheit durchschaut. Mit dem ihr eigenen Takte ersparte sie dem Gemahle die Aufregung, welche diese Entdeckung hervorbringen mußte.

— Was ist es mit Constantin? fragte er.

— Er dient als Officier im Heere . . .

— Constantin? fragte ungläubig der Graf.

— Der Sohn Deines ehemaligen Freundes, versicherte die Gräfin.

— Dann muß eine Sinnesänderung stattgefunden haben, die ich kaum für möglich halte. Georgy ist ein unbeugsamer Charakter.

— Ich vermuthe, daß ein Bruch zwischen Vater und Sohn eingetreten ist.

— Oder . . . nein! ich will es nicht aussprechen! rief der Greis, indem er sich erhob. Das wäre eine nie zu verzeihende Handlung, eine Infamie! Wer sprach von Verhaftung?

— Ich! flüsterte Kathinka.

— So hat man die Absicht jener Parthei durchschaut, die ihre Wirksamkeit in das Volk und in das Heer erstreckt. Wenn Constantin dem Begehren seines Vaters nachgegeben hätte . . .

— Nie, mein Vater, nie! rief Kathinka. Constantin denkt zu edel, um sich als Spion zu verdingen. Trägt er die Uniform des Kaisers, so ist er ein braver Soldat und dient aus Ueberzeugung.

— Das gebe Gott, mein Kind!

Die Gräfin hatte überrascht zugehört.

— Seltsam! sagte sie jetzt. Die Damen ergreifen mit einem Eifer Parthei, der auf ein Einverständniß schließen läßt. Wir sprechen später darüber! flüsterte sie ihren Töchtern zu. Aus Rücksicht auf den Vater . . .

— Aus welcher Quelle schöpftest Du? fragte der Graf.

— Ich habe den jungen Grafen so eben hier gesehen und gesprochen.

— Hier? hier? wiederholte der Graf.

— Der junge Radetzky, unser Retter, führte ihn zu dem Kaiser.

— Und der Kaiser?

— Hat ihn empfangen. Während wir hier sprechen, steht er vor dem Monarchen.

Des alten Grafen Besorgniß steigerte sich zur Aengstlichkeit. Die Unruhe trieb ihn durch das kleine Zimmer. Die

Frauen suchten sich umsonst diese seltsame Aufregung zu erklären.

— Ich will fort! sagte plötzlich der Graf.

— Wohin? fragten erschreckt die Mädchen.

— Zu dem Kaiser! Gebt mir meinen Stock! O, daß ch meine kräftigen Glieder nicht mehr besitze, daß ich nur wie ein Kind mich bewegen kann!

— Was beabsichtigst Du? fragte besorgt die Gräfin.

— Wenn Constantin hier ist, befindet sich auch der Vater in der Nähe. Jetzt ist es meine Pflicht, daß ich die Warnung ausspreche, die ich so lange in mir verschlossen habe. Ich würde einen Verrath begehen, wollte ich schweigen!

Kathinka schmiegte sich zitternd der Mutter an, die bestürzt ihren aufgeregten Gatten beobachtete und nicht wußte, ob sie ihn zurückhalten oder den beabsichtigten Weg antreten lassen sollte.

— Ich bleibe dabei, rief Elisabeth, Constantin ist kein Verräther; er hat sich vielmehr von seinem Vater getrennt, um darzuthun, daß er dessen politische Gesinnungen nicht mehr theilt.

— Wer bürgt dafür? fragte hastig der Graf.

— Ich!

— Du, Elisabeth?

— Und wenn das nicht genügt, Joseph Radetzky, der so heldenmüthig den Wagen vertheidigte, in welchem sich der kranke Kaiser befand. Er und Constantin sind Freunde, innige, unzertrennliche Freunde.

Ein Klopfen an der Thür ließ sich vernehmen.

Der Graf öffnete hastig: die beiden Officiere standen an der Schwelle.

— Gestatten Sie, daß wir eintreten? fragte Radetzky.

Der Greis zog sich zurück und gab durch ein Zeichen mit

der Hand seine Bestimmung. Kathinka und Elisabeth standen an der Seite der Mutter, welche die Officiere begrüßte. Constantin küßte der Gräfin achtungsvoll die Hand. Die jungen Damen grüßte er durch eine Verneigung.

— Herr Graf, begann Joseph, der wohl einsah, daß er das Wort ergreifen müsse, Herr Graf, ich führe Ihnen auf Befehl Sr. Majestät des Kaisers den Sohn Ihres alten Freundes zu.

— Auf Befehl Sr. Majestät? wiederholte der Graf.

— Und ich folge diesem Befehle um so lieber, als es mir Bedürfniß ist, mich in der Eigenschaft eines kaiserlichen Officers Ihnen vorzustellen, fügte Constantin hinzu.

Der Greis war ruhiger geworden.

— Den Officier, wenn er ein ehrlicher Soldat ist, heiße ich freudig willkommen! sagte er ernst, fast streng. Ist aber Constantin Georgy ein Bote seines Vaters...

— Nein, unterbrach ihn mit bebender Stimme der junge Mann, ich bin nicht der Bote meines Vaters, ich bin nur der Officier, der für seinen Kaiser und seine Ueberzeugung zu kämpfen gesonnen ist.

— Schwören Sie es bei Ihrer Ehre! rief der Alte.

— Herr Graf, Ihr Mißtrauen...

— Werden Sie erklärlich finden, wenn Sie des Tages gedenken, an dem Ihr Vater mein Schloß verließ, daß in diesem Augenblicke vielleicht in Schutt und Asche verwandelt ist.

— Ich schwöre bei meiner Ehre! rief Constantin.

— Nun bin ich ruhig, hier ist meine Hand! Vielleicht fügt es Gott, daß ich die Ihres Vaters noch drücken kann, bevor ich aus diesem Leben scheide. Sie haben mit ihm gebrochen?

— Weil ich die Ansichten nicht billige, denen er in seiner

Verblendung huldigt. Wer sich seines alten Freundes entäußert, materiellen Vortheils willen, trennt sich auch von dem Sohne. Mein Vater ist dem Ende seines Lebens nahe, ich fange an zu leben. Soll ich mir eine Zukunft zerstören, um dem Eigensinn zu fröhnen? Herr Graf, nehmen Sie mich in Ihre Familie auf! bat Constantin.

— Was soll das heißen? fragte der Alte, indem er sich im Kreise umsah.

Kathinka stand wie eine Sünderin neben der Mutter.

— Sprechen Sie es nur aus, Herr Graf, sagte Elisabeth, die ihre freudige Ungeduld kaum noch zu zügeln wußte; sprechen Sie es nur aus, denn wir haben uns vorhin schon verrathen. Und sehen Sie denn nicht, daß meine arme Schwester vor Angst vergeht?

— Ich werbe um Kathinka's Hand, rief Constantin; seien Sie mir Vater, und Sie, gnädige Frau, seien Sie mir Mutter!

— Was ist das?

— Mutter, zürnen Sie nicht! flüsterte Kathinka.

— Trifft Jemanden die Schuld, so trifft sie mich, sagte rasch Elisabeth, denn ich habe gerathen, die Sache als Geheimniß zu bewahren. Und nun will ich auch Alles entdecken: Herr Constantin, der doch für seinen Vater nicht einstehen kann, war Soldat geworden; der Kaiser mißtrauete ihm, wie so manchem Andern, und ließ ihn verhaften, unschuldig verhaften. Ich bediente den guten Herrn in unserm Schlosse und erzählte ihm kurz und bündig, was ich wußte. Da ward er plötzlich ernst, brach das Gespräch ab, und sagte heftig: ich werde die Sache in Erwägung ziehen. Und das muß er wohl gethan haben, denn Herr Constantin ist nun frei, und er wäre es sicherlich nicht, wenn der Kaiser nicht eine sichere Bürgschaft...

— Elisabeth! Elisabeth! rief der Graf.

— Herr von Radetzky, erzählen Sie weiter! bat das junge Mädchen, indem es sich zurückzog.

Der Ordonnanzofficier vollendete den Bericht, und Constantin ward zu Gnaden angenommen. Nun erst unterhielt sich der Graf ruhiger, und die Gräfin, die längst den jungen Mann gern gesehen, zürnte der bleichen Kathinka nicht mehr.

— Das also war der Grund Deiner veränderten Gemüthsstimmung? fragte sie.

Die Tochter warf sich ihr in die Arme.

— Es ist recht so, flüsterte Elisabeth; glauben Sie mir, liebe Mutter, die arme Schwester wäre ihrem Grame erlegen, und darum habe ich danach gestrebt, dem peinlichen Zustande der Dinge ein Ende zu machen.

Eine halbe Stunde verfloß unter Fragen und Antworten. Der Augenblick der Trennung war gekommen. Man hatte Alles verabredet, um von nun an eine lebhafte Correspondenz zu unterhalten. Der alte Graf versprach sogar, dem Vater Constantin's sich noch einmal zu nähern und einen Bekehrungsversuch zu wagen, damit das Glück der Familie wiederhergestellt werde. Dann wandte er sich zu dem jungen Radetzky:

— Mein Herr, Sie tragen den Namen unseres Kaisers, sagte er ernst; aber nicht dieser Name allein bleibe ihnen heilig, sondern auch das herrliche Beispiel, das er ihnen durch seine Weisheit und Milde gegeben hat. Joseph fördert das Glück seines Volkes mit edler Aufopferung und verzeihet liebend seinen Feinden. Wie das Schicksal Sie auch führen möge — und bei Ihrem Heldenmuthe steht Ihnen eine herrliche Zukunft offen — seien Sie ein Joseph in dem Wirkungskreise, den man Ihnen anvertraut. Die Bahn, die er Ihnen vorzeichnet, führt zu einem herrlichen Ziele.

— Das verspreche ich Ihnen! rief bewegt der junge Mann.

— Wir sehen uns wieder. Ihre Hand!

— Ja, wir sehen uns wieder! sagte der Ordonnanzofficier, flüchtig einen Blick auf die erröthende Elisabeth werfend.

— Scheiden wir mit dem Rufe: es lebe der Kaiser!

— Es lebe der Kaiser! wiederholten die beiden jungen Männer.

Eine Viertelstunde später erhielt Joseph Radetzky eine neue Depesche. Dann sprengte er mit seinem Freunde aus dem Hofe des Wirthshauses. Elisabeth und Kathinka sahen ihnen durch das Fenster nach, bis sie in einer Biegung des Wegs verschwanden.

— Bist Du nun zufrieden, Schwester? fragte Elisabeth.

— O, wie soll ich Dir danken! antwortete bewegt Kathinka. Du hast mich beruhigt, hast mich überaus glücklich gemacht! Wie anders blicke ich jetzt in die Zukunft, wie anders erscheint mir das Leben, seit ich Gewißheit habe, daß unsere Familie Constantin Georgy nicht ausschließt. Du kennst ja den strengen Charakter des Vaters.

— Aber ich weiß auch, wie hoch er diejenigen achtet, die mit ihm das Kaiserhaus lieben und verehren. Aendert Constantin seine Gesinnung nicht…

— Er wird sich und mir treu bleiben! rief Kathinka mit Ueberzeugung.

— Dann zweifle ich nicht, daß Alles gut wird. Der Ordonnanzofficier — Joseph, wollte ich sagen — geht ihm mit gutem Beispiele voran. Hast Du es denn nicht gemerkt?

— Was?

— Die Worte, die der Vater an ihn richtete, galten

mehr dem Constantin. Und ich sah, wie er sie sich zu Herzen nahm. Es wäre ihm viel lieber gewesen, der Vater hätte direct zu ihm gesprochen.

— Wäre nur der unglückliche Krieg erst vorbei! seufzte Kathinka.

— Warum denn?

— Es kann so viel geschehen...

— Deshalb ist der Krieg gut.

— Elisabeth!

— Ja, sieh mich nur an. Im Frieden kann der Soldat nicht zeigen, daß er Muth besitzt; aber dem Feinde gegenüber findet er Gelegenheit, sich auszuzeichnen und rasch zu avanciren. Der Kaiser selbst ist Feldherr, und darum wird er die tapfern Officiere belohnen. Ich zittere nicht vor einem Kampfe, denn dem Kühnen ist das Glück hold, wie der Vater sagt, und jede Kugel trifft nicht. Und nun bedenke, wenn der Sieg errungen ist, wenn der Geliebte mit Orden geschmückt zurückkehrt, wenn man ihn zum Oberst, zum General macht und ihn überall auszeichnet — werden da nicht Gefühle angeregt, die einem die Brust zersprengen möchten? Seit ich den Kampf an unserm Wagen gesehen, ist mir nicht mehr so bange, denn ich habe einen Begriff davon bekommen, was ein tapferer Mann vermag. Wie flogen die Türken zurück, als Joseph Radetzky sein Schwerdt sausen ließ! Sei ruhig, Schwester, ich kann Deine Befürchtung nicht theilen. Der Soldat muß Krieg haben, und nach dem Kriege ist der Frieden doppelt schön.

— Du bist ein gutes und muthiges Mädchen! sagte Kathinka unter Thränen lächelnd. Du siehst die Dinge stets von der besten Seite.

— Das solltest auch Du, Schwester, weil es klug und gerathen ist.

— Aber nehmen wir einmal den schlimmen Fall...

— Nun?

— Wenn nun der Geliebte schwer verwundet heimkehrt?

— Dann pflegen wir ihn, bis er genesen ist. Narben zieren den Helden mehr als Orden und Kreuze.

— Wenn er aber gar nicht wiederkehrt?

— Das wäre sehr traurig; aber an diesen Fall denke ich gar nicht. Man kann sein Leben einbüßen, auch ohne in die Schlacht zu ziehen. Ich bleibe bei meinen Ansichten: der Krieg muß sein, denn wie das Gewitter die Luft, so reinigt er das Land, wie der Vater sagt.

Das Gespräch ward durch den Eintritt eines Officiers unterbrochen, der die Familie zu dem Kaiser beschied. Man leistete rasch Folge und begab sich in das Zimmer, das der Monarch bewohnte.

Joseph II. war völlig zur Abreise gerüstet. Als die Familie eingetreten, entließ er seinen Adjutanten. Liebreich streckte er dem Grafen und der Gräfin die Hände entgegen.

— Wir trennen uns noch nicht, sagte er bewegt, wir können uns noch nicht trennen. Sie haben bisher für mich gesorgt, jetzt ist es mir Pflicht, daß ich für Sie sorge.

— O mein kaiserlicher Herr, sagte gerührt der Graf, Sie haben sich bereits so vieler Sorgen unterzogen, große Länder blicken zu Ew. Majestät empor — wie kann eine Familie, die den Gefühlen ihres Herzens einen schwachen Ausdruck verlieh, es wagen, den Kreis der Sorgen zu erweitern.

— Graf, kennen Sie das Schicksal Ihres Besitzthums?

— Nein, Ew. Majestät; aber wie dieses Schicksal auch sein möge, ich werde mich nicht darüber klagen. Alles, was ich habe und bin, weihe ich freudig meinem Kaiser.

Wollte Gott, es wäre so viel, daß es einen wesentlichen Nutzen brächte.

— Und hätte es nur den Nutzen, daß Ihre Liebe meinem Herzen wohl thut, so haben Sie große Ansprüche auf meine Dankbarkeit.

— O, mein kaiserlicher Herr! rief die Gräfin unter Thränen. Ew. kaiserliche Majestät überschütten uns mit Gnade, mit unverdienter Gnade.

— Hören Sie mich an, meine mütterliche Pflegerin, sagte mild der große Kaiser. So eben ist der Bote zurückgekehrt, den ich zur Recognoscirung der Gegend bei Lugosch ausgesandt hatte. Er fand ihr Schloß — in Flammen. Ein große türkische Horde plünderte und raubte. Kehren sie dorthin zurück, so werden sie nur Schutt und Asche vorfinden. Ich lade Sie ein, mich nach Wien zu begleiten.

Das war eine traurige, kummervolle Nachricht; aber sie übte weder auf die Eltern noch auf die Kinder einen erschreckenden Eindruck aus.

— Dasselbe Loos hatte Lugosch betroffen! murmelte der Graf. Wir haben gesehen, wie die Flammen des brennenden Städtchens emporloderten.

— Wir konnten nicht hoffen, fügte die Gräfin hinzu, bei dem rohen Feinde eine Ausnahme zu machen. Wessen wir uns versahen, mag Ihnen unsere Flucht beweisen.

— Haben Sie bereits einen Plan entworfen? fragte der Kaiser.

— Nein, Ew. Majestät! antwortete die Gräfin, sich verneigend. Wenn nicht mein Gemahl . . .

Sie sandte ihm einen fragenden Blick zu.

Der Kaiser bemerkte die Unschlüssigkeit der guten Menschen.

— Es ist mir Bedürfniß, sagte er lächelnd, treue Freunde

um mich zu versammeln. Und dann, sagte er zu der Gräfin, wer kann wissen, ob ich auf der Reise nicht Ihrer Pflege bedarf?

— Sie fühlen sich noch unwohl? fragte sie rasch.

— Ein wenig!

— Befehlen Ew. Majestät...

— Wir folgen unserm gnädigsten Herrn so lange, als es nöthig ist! rief der Graf.

— Gut, so reisen wir auf der Stelle! befahl der Kaiser.

Eine Viertelstunde später fuhren die beiden Wagen aus dem Städtchen. Eine Abtheilung leichter Reiter folgte ihnen. Die gräfliche Familie befand sich im zweiten Wagen.

— Nach der Hauptstadt! flüsterte Elisabeth. Nun geht ein Wunsch in Erfüllung, den ich lange gehegt habe. Und, vergiß nicht, Kathinka, was ich Dir jetzt sage: der Kaiser führt eine Absicht aus!

6.

Wir begleiten die beiden Officiere, während die Wagen die Reise nach Wien fortsetzen. Bald trennte ein Wald die Reiter von dem Städtchen. Die Gegend ward bergig; Schluchten wechselten mit lieblichen Thälern ab.

— Constantin, fragte Joseph, wenn ich nicht irre, so muß das Schloß Deiner Väter in dieser Gegend liegen?

— Du irrst nicht, antwortete dumpf der junge Mann. In zwei Stunden werde ich Dir das Dach zeigen, unter dem einst meine Wiege gestanden.

— Nur das Dach?

— Was mehr noch? rief Constantin. Muß ich Dir wiederholen, daß mir die Thür des väterlichen Hauses geschlossen ist?

— Hast Du Furcht, dem Vater entgegenzutreten?

— Nein. Ein Officier kennt die Furcht nicht; aber es bleibt doch stets eine eigene Sache, wenn der Sohn dem Vater gegenüber...

— Ah, das ist Deine Ansicht! rief Joseph. Ich pflichte Dir nicht bei. Dort liegt Deine Geburtsstätte, dort wohnt der Vater — kannst Du vorüberreisen, ohne einen Augenblick zu rasten?

— Es fällt mir schwer, seufzte Constantin.

— Nun, was hält Dich ab, dem Drange Deines Her-

zens zu folgen? Tritt dem Vater kühn unter die Augen, ich begleite Dich.

— Joseph!

— Es ist nicht gut, daß zwischen Vater und Sohn Zwietracht herrsche.

— Der Gedanke daran nagt wie ein Wurm an meiner Seele — wer weiß, ob ich bei diesen unruhigen Zeiten je den Vater wiedersehe, wenn ich heute versäume...

— Darum wirst Du nicht versäumen, ihm einen Besuch abzustatten und mich ihm vorzustellen. Der Vater darf nicht an Deiner Sohnesliebe zweifeln, wenn er auch den Sohn aus politischem Hasse verstößt. Ich wette, daß die alte Neigung erwacht, wenn er den mannhaften Officier sieht.

Man sprach noch eine Zeit lang über diesen Punkt. Constantin, den die Sohnesliebe trieb, aber von einem eigenthümlichen Gefühle zurückgehalten wurde, ließ sich endlich bestimmen, dem Rathe des Freundes zu folgen.

— Vergiß nicht, rief Joseph Radetzky, daß auch Kathinka's Vater eine Aussöhnung versuchen will. Es kann dann der Vorwand nicht gelten, Du haltest Dich ohne Reue dem väterlichen Hause fern. Mißlingt der Versuch, so hast Du Dir keinen Vorwurf zu machen. Es ziemt dem Sohne, sich dem Vater zu nähern. Ich urtheile nach meinem Gefühle. Wie ich Dir rathe, würde ich gehandelt haben, wenn ich an Deiner Stelle wäre.

— Und Du hast Recht! rief Constantin entschlossen. Es soll an mir nicht fehlen. Joseph, Du bist ein wahrer Freund, wie soll ich Dir dafür danken, daß Du Dich meiner in den schweren Krisen meines Lebens so großmüthig annimmst?

— Danken, dem Freunde danken? rief Joseph. Ich würde ein Gleiches von Dir fordern, nachdem Du Dich mir als Freund zu erkennen gegeben. Für die Erfüllung einer

Pflicht dankt man nicht. Und wann offenbart sich denn die uneigennützige Freundschaft? In den Tagen des Unglücks und der Noth. Gebe Gott, daß die Verhältnisse nicht mehr für Dich zu thun fordern.

— Joseph, halten wir treu zusammen bis an das Ende unsers Lebens!

— Das ist mein fester Wille! Ich fühle das Bedürfniß nach Freundschaft...

— Wie ich!

— Constantin, der Kaiser hat unsern Freundschaftsbund gesegnet.

— Es lebe der Kaiser!

Joseph wiederholte den Ruf, den das Echo des Thales zurückgab. Die Reiter sprengten lustig durch den Wald, der warm von der freundlichen Septembersonne beschienen ward. Der junge Tag war doppelt schön in der romantischen Gegend. Ein klarer Waldstrom rauschte neben dem Wege hin, der von riesigen Buchen beschattet ward. Die Wipfel der schön belaubten Bäume wurden von zahlreichen Vögeln belebt. Hier und dort erblickte man Hirten mit ihren Heerden. Holzfäller zeigten sich, die große Stämme dem Flusse zum Transporte übergaben. Auf den Rainen waren Frauen und Kinder beschäftigt, das fette Gras zu mähen. Die herrliche Gegend zeigte das Bild eines gedeihlichen Friedens, eines stillen Glücks. Bis in diese Thäler war die Kriegsfurie noch nicht gedrungen.

Joseph Radetzky schwelgte in dem Anblicke dieser landschaftlichen Pracht, dieser Fülle von Glück und Ruhe; sein für alles Poetische so leicht empfängliche Gemüth öffnete sich den reinen, beseligenden Freuden, die nur aus der Natur zu schöpfen sind. Und auch Elisabeth's gedachte er, die wie ein lieblicher Cherub vor seinem innern Auge schwebte. Die erste Liebe erfüllte sein Herz mit einem wunderbaren Gefühle.

So verfloß eine Stunde. Die Gegend ward immer großartiger, pittoresker. Einzelne der Hügelketten gestalteten sich hier und dort zu Felsbergen, die bizarre Gestalten bildeten. Der Waldstrom hatte sich seitwärts in einem anmuthigen Thale unter dichter Waldung verloren.

— Wir haben das Gebiet meines Vaters betreten! rief Constantin. Jene Berge verdecken das Schloß. In einer halben Stunde werden wir die Thürme sehen.

— Ob aber auch Deinen Vater?

Constantin blickte den Freund an.

— Ich vergaß Dir zu sagen, fuhr Joseph fort, daß sich in der Gegend das Gerücht verbreitet hat, der Graf von Georgy habe theilgenommen an dem Kriege.

— Wer sagte es Dir?

— Ein Landmann.

— Man wird dieses Gerücht mit Fleiß verbreitet haben.

— Und glaubst Du es?

— Nein. Der Graf Georgy wird still auf seinem Schlosse leben, wenn er sich nicht heimlich mit Gesinnungsgenossen verbunden hat. Dieses Letztere fürchte ich am Meisten. Die Edelleute lassen ihm keine Ruhe. Es ist jedoch noch ein dritter Fall denkbar.

— Nenne den Fall! rief Joseph.

— Er kann verhaftet sein.

— Wir werden es bald erfahren.

— Seit der Abreise zu dem Regimente habe ich keine Nachricht erhalten.

— Ich brenne vor Begierde, den strengen, halsstarrigen Grafen von Georgy kennen zu lernen. Wie war Dein Abschied von ihm?

— Es fanden häufig Berathungen in unserm Schlosse statt, die den Zweck hatten, Mittel zur Vereitelung der Zwecke

des Kaisers zu suchen. An einer dieser Berathungen ließ man mich theilnehmen. Hier erfuhr ich erst den Grund der schnellen Abreise meines Vaters aus dem Schlosse des Grafen L. Mein Vater hatte den Freund bestimmen wollen, seinen Namen mit auf die Liste der Unzufriedenen zu setzen. Die Erreichung dieses Zweckes hatte er mit einer Ruhe und Langmuth verfolgt, die ich an dem sonst so eifrigen und heftigen Manne nicht kenne.

— Das ist ein Beweis, meinte Joseph, wie großes Gewicht man auf den Grafen L. legt.

— Nicht das allein; mein Vater liebt den alten Jugendfreund noch wie zuvor. Die Freundschaft Beider muß ein eigenthümlicher Vorfall so fest geschlungen haben.

— Ist Dir dieser Vorfall bekannt?

— Nein. Ich weiß nur so viel, daß Jugenderinnerungen eine große Rolle in dem Leben der beiden Männer spielen. Aber was es auch sein möge — sie hangen trotz der politischen Partheiungen in Liebe an einander. Ich hege selbst die Ueberzeugung, daß mein Vater sich dem Freunde leichter zuwenden würde, wenn man ihn dem Einflusse seiner Genossen entziehen könnte. Doch, ich fahre fort. In jener Berathung also hörte ich, daß der Graf L. jeden für seinen Feind erklärt habe, der dem Kaiser entgegenhandele. Noch mehr, Graf L. habe geschworen, Jedem die Gastfreundschaft zu versagen, der es versuche, ihm die Ansichten zu ändern. Nach dieser Erklärung hatte mein Vater hastig das Schloß verlassen und geschworen, nie dem Freunde die Hand wieder zu reichen, so lange ihre Gesinnungen nicht dieselben seien. Die Bedeutung dieses Eides der beiden Männer fiel mit ihrer ganzen Schwere auf mein Herz, das leidenschaftlich an Kathinka hing. Freund, rief Constantin, erlaß mir die Erzählung der Einzelnheiten und glaube mir, daß mich der Eigennutz, die Habgier und der

Geiz, von welchen Lastern die Versammlung beseelt war, mit Ekel erfüllten. Jeder verfolgte sein Partikularinteresse mit einem Eifer, der eines braven Charakters unwürdig ist. Sollte ich diesem Gelüste das Glück meines Herzens opfern? Sollen so niedrige Gründe mich bewegen, dem heiligen Gefühle der Liebe zu entsagen und Kathinka, dem guten, liebenswürdigen Mädchen, das ein unerschütterliches Vertrauen in mich gesetzt, den Eid zu brechen? Sollte ich das Glück der Geliebten auf das Spiel setzen, ohne die ich nicht leben konnte? Und, ich gestehe es offen, ich habe stets den humanen Bestrebungen unsers großen Kaisers die höchste Bewunderung gezollt. An eine Bekehrung meines Vaters war nicht zu denken; ich entfernte mich heimlich aus der Versammlung, als man forderte, es solle ein Jeder derselben sein Wort feierlich geben, nie von den aufgestellten Grundsätzen abzuweichen.

— Ich billige Dein Verfahren! rief Joseph. Weiter, weiter!

— In meinem Zimmer schrieb ich einen Brief des Inhalts: „Ich kann dem Bunde nicht beitreten, denn er steht meiner Ueberzeugung und meinem Herzen entgegen; Ihr Sohn will ich bleiben, aber ich werde nie ihr Bundesgenosse werden. Vielleicht gelingt es mir, die Strafe zu mildern, die das Haupt der Unzufriedenen einst treffen kann. Hassen Sie mich nicht, Vater, denn ich beklage das Geschick, das diese unglückliche Scheidewand zwischen Vater und Sohn gezogen hat. Wenn sie diese Zeilen lesen, befinde ich mich auf der Reise nach Wien."

Und so war es, ich reis'te auf der Stelle ab, bot in der Residenz meine Dienste an, und man schickte mich zu dem Regimente, in dem Du als Lieutenant standest. Das [illegible]ige ist Dir bekannt.

— Weiß Dein Vater, daß Du Officier bist?

— Von mir nicht; er müßte es denn von einer andern

Seite erfahren haben. Wie die Umstände vorliegen, halte ich es nach reiflicher Ueberlegung für Pflicht, dem Vater selbst eine Erklärung zu geben; er mag wissen, daß ich Kathinka liebe und daß diese Liebe und meine Ueberzeugung die Gründe seien, die mich zu dem Schritte, Soldat zu werden, veranlaßt hätten. Treffe ich ihn nicht an, so werde ich ihm die Nachricht hinterlassen, daß ich ihn aufgesucht hatte.

Man trieb die muthigen Pferde an und jagte durch die Schlucht, die sich in dem Berge zeigte. Fünf Minuten später lag ein altes romantisches Schloß vor den beiden Reitern. Rings ward es von hohen Bergen umgeben. Eine hohe Mauer bildete die nächste Einfriedigung. Die Wipfel hoher Bäume ragten über diese Mauer hinweg. Nach dem Thale zu dehnte sich ein großer Weiher aus, dessen Spiegel im Sonnenscheine hell erglänzte. Eine lachende, reizende Landschaft!

— Mein Vaterhaus! rief Constantin bewegt. Das heitere Licht des Himmels webt eine Glorie um seine Zinnen! Ach, herrschte doch drinnen der frohe Geist, der es von außen umgiebt.

— Die Menschen sind Thoren! fügte Radetzky hinzu. Sie verkümmern sich das Glück des kurzen Lebens durch erbärmliche Leidenschaften. Gäbe es ein schöneres Loos für Dich, als hier mit Deiner Kathinka zu leben? Könnte Dein Vater glücklicher sein, als im Kreise seiner Kinder und Enkel inmitten dieser herrlichen Natur?

— Mein armer Vater findet nirgend Ruhe, und doch liegt sie ihm so nahe!

Die Reiter sprengten durch die stattliche Allee alter Eichen, die sich über den Wiesengrund bis zum Schlosse hinzog. Das Thor in der hohen Mauer war verschlossen.

— Halt! rief Constantin.

— Was willst Du beginnen?

— Ehe ich anklopfe, will ich einen alten treuen Freund fragen, wie es da drinnen aussieht.

— Wer ist dieser Freund?

— Du wirst ihn gleich sehen; folge mir.

Constantin ritt an der Mauer hin. Bald bog er um die Ecke, welche diese nach dem Weiher zu bildete. Hier war das Ufer umbüscht. Aus dem Grün ragte die Spitze eines Kirchleins mit einem Thürmchen empor, in dem sich eine kleine Glocke zeigte. Nach fünf Minuten hatte man den Platz vor dem Gotteshause erreicht. Neben der Kirche, angelehnt an einen riesigen Baum, stand ein unscheinbares Häuschen mit einem Strohdache. Ueber das Strohdach hinaus ragte ein großes Kreuz. Die Reiter entblößten ehrfurchtsvoll ihre Häupter und bekreuzten fromm die Brust. In demselben Augenblicke bewegte sich die Glocke in dem Thurme; die hellen Schläge hallten klingend durch das Thal. Man sah einen greisen Mönch unter einem Vorbau von Holz, der den Strang der Glocke zog.

Die beiden Officiere stiegen ab und banden die Pferde an einen Zweig der großen Linde, die ein Madonnenbild beschattete. Vor der heiligen Jungfrau knieten sie nieder und beteten so lange, als die hellen Glockenschläge das Thal erfüllten. Das Gebet war zu Ende, das Glöcklein schwieg.

— Dort ist mein Freund! sagte Constantin, indem er auf den Greis deutete, der den Glockenstrang gezogen hatte.

Dieser war ein Mann von mehr als sechzig Jahren; der Kranz seines Hauptthaares und der lange Bart waren silberweiß. Seine lange, magere Gestalt umfloß ein braunes Gewand von grober Wolle. In dem Augenblicke, als die Officiere nach ihm blickten, kniete er nieder und betete. Eine milde

Freundlichkeit übergoß das weiße Gesicht, das sich nach dem in der Mauer der Kapelle angebrachten Bilde der Gebenedeieten wendete. Die zum Gebete verschlungenen Hände zitterten unter der Last des Alters. Keiner der beiden jungen Leute, durchdrungen von Ehrfurcht vor dem Alter, wagte es, durch eine Bewegung die Andacht des Greises zu stören. Nach einigen Minuten neigte sich der Betende, bekreuzte sich fromm und stand auf. Da erblickte er die kaiserlichen Officiere, die ruhig neben ihren Pferden standen. Nicht Schrecken, nur Verwunderung sprach sich in seinen milden Zügen aus.

— Vater Ambrosius! rief Constantin, indem er ihm entgegentrat.

Der Greis sah den jungen Man fragend an; er schien in seinem Gedächtnisse nach den Zügen des stattlichen Officiers zu forschen.

— Ihr erkennt mich wohl nicht, frommer Vater? fuhr Constantin fort.

— Die Stimme ist mir bekannt, auch die Züge Ihres Gesichts sehe ich nicht zum ersten Male, antwortete der bejahrte Diener der Kirche. Ich bitte Sie, kommen Sie meinem Gedächtnisse zu Hülfe! Mein Auge ist schon trübe geworden, der Schleier, den das Alter webt, zieht sich immer dichter zusammen...

— Ich bin Constantin, der Sohn des Schloßherrn.

Vater Ambrosius zuckte leicht zusammen.

— Constantin? wiederholte er ungläubig.

— Euer dankbarer Schüler, guter Vater. Hier an der Schwelle des Gotteshauses habt Ihr den Knaben das Lesen gelehrt und in der Religion unterwiesen. Wie oft habe ich zu Euern Füßen gekniet, wenn das Buch auf Euerm Schooße lag, das mir die ersten großen Buchstaben zeigte. War das

Wetter rauh und stürmisch, dann suchte ich Euere Zelle dort im Häuschen auf. Erinnert Ihr Euch noch jener Zeit?

Der Greis erbebte vor Freude; aber er schien es immer noch nicht glauben zu wollen, daß der Officier sein Schüler gewesen sei.

— Das war eine schöne, kostbare Zeit! sprach er. Sie schwebt noch deutlich meinem Geiste vor; ich werde sie nie vergessen. Ich habe Constantin lange nicht gesehen...

— Jetzt steht er vor Euch!

Der junge Mann ergriff die Hand des Greises und küßte sie.

— Sie müssen es sein! rief dieser gerührt. Lassen Sie mich deutlicher Ihr Gesicht sehen, junger Herr! Ach, diese Augen — so blickten die Augen Ihrer engelsguten Mutter, als sie noch auf dieser Erde wandelte und Wohlthaten spendete. Wie oft hat sie mir Ihren Liebling zugeführt, daß ich ihn unterweisen sollte. Dann betete sie mit mir für das Wohl ihres einzigen Kindes; dann erleichterte sie ihr Herz vor dem Bilde der Gnadenreichen. Willkommen auf der heimischen Flur! Gott segne Ihren Eingang in das Vaterhaus!

Constantin verneigte sich; Ambrosius legte segnend seine zitternde Hand auf das Haupt des Officiers.

Diese Scene übte auf Joseph Radetzky einen tiefen Eindruck aus. Auch er neigte sich unwillkührlich, um des Segens des frommen Mannes theilhaftig zu werden.

— Ich bin noch nicht in dem Schlosse gewesen, unterbrach Constantin das Schweigen. Bevor ich die Schwelle überschreite, möchte ich wissen, wie es meinem Vater geht.

— Der Herr Graf, mein junger Freund, ist sehr betrübt; er hält sich vor Jedermann verborgen, seit er von einer langen Reise zurückgekehrt ist.

— Von einer langen Reise? Und was ist das Ziel dieser Reise gewesen?

— Darüber bewahrt er ein tiefes Schweigen.

— Wann ist er zurückgekehrt?

Der Greis sann einige Augenblicke nach.

— Es mögen wohl vierzehn Tage sein, sagte er. In der Nacht ist er angekommen, und am folgenden Morgen ließ er mich rufen, daß ich mit ihm betete. Ihnen kann ich wohl sagen, daß er daheim ist, denn er will nicht, daß man seine Rückkehr erfahre. Ach, es ist gut, daß Sie gekommen sind — beschwören Sie den bösen Geist, der ihn beherrscht.

— Ich will ihn sprechen!

— Dann müssen wir vorsichtig zu Werke gehen.

— Warum?

— Der Pförtner weis't Jeden ab, der nach dem Herrn fragt; es darf keine Anmeldung bei ihm geschehen, wer auch kommen möge. Da sein Sohn von diesem Befehle nicht ausgeschlossen ist...

Vater Ambrosius sah den Begleiter seines jungen Herrn an. Constantin verstand diesen Blick.

— Mein Freund, mein einziger Freund, wird mich begleiten, sagte er. Ich übernehme die Verantwortung bei meinem Vater. Ihr besitzt die Schlüssel zu dem kleinen Thore in der Mauer dort — gestattet uns den Eingang, und Ihr leistet mir, vielleicht auch dem Vater, einen großen Dienst.

— Gut, gut! murmelte der Alte. Ich übe ja ein dem Herrn wohlgefälliges Werk, wenn ich Vater und Sohn aussöhne.

— So wißt Ihr, daß mir der Vater zürnt?

Das Gesicht des Greises nahm einen schmerzlichen Ausdruck an, indem er sprach:

— Ach, ich weiß Alles! Es ist gut, wenn Sie sich dem

Vater als der Erste nähern; er hat viel gelitten um seinen einzigen Sohn. Gehen Sie mit Gott, junger Herr! Ihre Rosse mögen hier so lange weiden. Wir können sie später in den Hof führen.

Vater Ambrosius ging in sein Häuschen. Während dieser Zeit machten die Reiter die Zügel ihrer Pferde fester und richteten es zugleich so ein, daß die Thiere grasen konnten. Der Greis erschien mit einem Schlüsselbunde; er winkte den Officieren, daß sie ihm folgen möchten. Bald erreichten sie eine kleine Thür in der Mauer. Diese öffnete Vater Ambrosius.

— Ich schließe sie nicht wieder, sagte er; denn ich hoffe, daß mich bald ein Bote rufen wird, um der Versöhnung zwischen Vater und Sohn meinen Segen zu ertheilen.

— Das gebe Gott! rief Constantin.

Die beiden Männer traten in einen Garten, der die Anfänge der Vernachlässigung zeigte: man sah, daß er früher mit großer Sorgfalt gepflegt gewesen war. Die Wege bestanden aus schattigen Laubgängen, die sich zwischen zierlichen Blumenbeeten hinzogen. Unter den alten Linden, deren Wipfel über die Mauer hinwegragten, waren freundliche Ruheplätze eingerichtet. Die Bänke und Stühle bedeckte ein dichter Staub. In den Kieswegen lagen die Blätter, welche die Nähe des Herbstes abgeschüttelt hatte. Hier und dort ragten aus dichten Bosquets große Figuren von Stein, deren Köpfe längst verwelkte Laubkränze schmückten. In einem Bassin von künstlicher Arbeit tummelten sich Fische in dem klaren, durchsichtigen Wasser. Ueberall zeigten sich Weingelände, an denen eine Fülle von Trauben glühete. Der Garten des Schlosses war ein kleines Paradies, wohl geeignet, den Sterblichen das Leben zu verschönen.

— Hier war der Lieblingsaufenthalt meiner Mutter,

sagte Constantin seufzend. Hier habe ich als Knabe gespielt und die ersten Waffenübungen ausgeführt. Wie heimisch weht mich Alles an, wie bekannt ist mir jeder, auch der unbedeutendste Gegenstand — und dennoch betrete ich als ein Fremder diesen Boden meiner ersten Jugendzeit. Ein wunderbares Gefühl beklemmt mir die Brust.

Constantin blieb stehen und übersah mit wehmüthigen Blicken den stillen Garten. Die ganze Jugendzeit mit ihren seligen Freuden zog an seinem Geiste vorüber; er sah die Mutter, die lächelnd über ihn wachte, er hörte ihre warnende Stimme, und sah sich selbst auf einem kleinen Rosse, das ein alter Diener führte. Wo waren die Mutter, der Diener und das Roß? Wer war er selbst jetzt im Leben, wer war er in dieser theuren Umgebung? Alles, alles hatte sich verändert — nur sein Herz nicht.

— Joseph, rief er aus, sollte mir die Liebe des Vaters nicht wieder werden, so halte mich schadlos durch Deine Freundschaft!

Er warf sich bewegt an die Brust des Freundes, der ihn innig in seine Arme schloß.

— Wir sind verbündet für das ganze Leben! rief Radetzky. Ich fühle und leide mit Dir, mein armer Freund! Jetzt fort zu Deinem Vater. Die Pflicht ruft, wir haben wenig Zeit zu versäumen.

— Das ernste Leben mahnt! sagte Constantin. Ich habe Pflichten, heilige Pflichten zu erfüllen, und ich werde meiner Ehre und meiner Liebe treu bleiben!

Sie traten durch ein Gitterthor in den Schloßhof, einen weiten Raum, der auf drei Seiten von stattlichen Gebäuden eingeschlossen ward. Links lag das Herrenhaus mit seiner großen Freitreppe. Ueber allen Thüren zeigten sich die gräflichen Wappen in Stein gehauen. Radetzky erinnerte sich

des Besitzthums seines Vaters, eines kleinen Edelhofs. Wie stolz war der Sitz des ungarischen Grafen, wie bescheiden der des böhmischen. Aber welch ein Unterschied lag auch zwischen diesen beiden Familien. Hier trennten die Leidenschaften die einzelnen Glieder der Familie — dort verband sie Liebe und Eintracht.

— Wie anders wird man mich aufnehmen, wenn ich als Officier das väterliche Haus betrete, dachte Joseph. Dort wird man jubeln — hier beklemmt Schmerz die Brust. Jetzt erst lerne ich den ganzen Werth des Familienglücks schätzen!

In dem Schloßhofe zeigte sich kein Domestik. Aus einem der geöffneten Ställe erscholl das Wiehern eines muthigen Pferdes. Dies war das einzige Geräusch, das sich vernehmen ließ.

Hand in Hand stiegen die beiden Freunde die hohe und breite Treppe hinan, die ein Eisengeländer mit vergoldeten Spitzen schmückte. Die Flügel der Thür waren geöffnet, die zu der geräumigen Hausflur führte.

— Hier sind die Zimmer meines Vaters! flüsterte Constantin, auf eine Thür deutend, über der ein großes Wappen prangte.

— Wer wird uns anmelden?

— Still, ich höre Schritte.

Ein Diener in Livree kam die Treppe herab. Als er die Officiere erblickte, blieb er verwundert stehen.

— Tritt näher, Freund! befahl Radetzky.

Der Diener, ein noch junger Mann, leistete Folge.

— Wie sind Sie in das Schloß gekommen? fragte er. Das Thor ist verschlossen...

— Frage nicht, sondern thue, was ich Dir befehle. Melde zwei kaiserliche Officiere dem Herrn Grafen.

— Der Herr Graf ist verreist.

— Wohin? fragte Joseph streng.

— Ich weiß es nicht!

Die beiden Freunde sahen sich an. Joseph nahm das Wort wieder; er wollte durchaus nicht weiter reisen, ohne den Versuch gemacht zu haben, die Aussöhnung zu bewirken; er empfand Mitleid mit dem Freunde, dessen Gemüth er kennen gelernt hatte.

— Wir wissen, daß Dir befohlen ist, Jeden der kommt, abzuweisen. Dein Herr ist zu Hause. Füge Dich der Nothwendigkeit, gehe voran, öffne die Thüren, und melde Deinem Herrn zwei Officiere des Kaisers, die um eine Unterredung bitten lassen.

Der Diener kannte den Sohn vom Hause nicht, er war erst nach der Entfernung desselben in das Schloß gekommen. Unschlüssig stand er vor den Officieren, deren Eindringen er sich nicht erklären konnte. Die Strenge des Grafen fürchtend, wollte er erklären, der Forderung sich nicht fügen zu können; aber der beharrliche Joseph kam ihm zuvor.

— Wir übernehmen die Verantwortung Deinem Herrn gegenüber, sagte er. Voran, öffne die Thüren oder ich werde mich dieser Verrichtung selbst unterziehen.

Diese Worte wurden in einem befehlenden Tone gesprochen

— Ich füge mich der Gewalt, sagte der Diener. Folgen Sie mir!

— Muth, Muth! flüsterte Radetzky seinem Freunde zu. Ich habe es gelobt, den Vater Dir zu versöhnen, und hoffe, daß es gelingen wird.

Der Diener führte die Officiere durch einen Vorsaal, dann durch mehrere Zimmer, die Pracht und Reichthum zeigten, zugleich aber auch den Stolz des Besitzers, denn an jedem der werthvollen Hausgeräthe prangte das Familienwappen.

Die Wände waren mit Ahnenbildern geschmückt. Schwere türkische Teppiche bedeckten den Boden. An den Gesimsen glänzten edle Metalle. Die Wohnung eines Fürsten konnte nicht prächtiger und bequemer eingerichtet sein. Aber was nützte dem Grafen diese Pracht und Bequemlichkeit, da ihm die Ruhe des Gemüthes fehlte, die allein die wahren Lebensfreuden schafft? Dieser Gedanke drängte sich unwillkührlich dem jungen Officier auf, der staunend durch die glänzenden Gemächer schritt.

Plötzlich öffnete der Diener geräuschvoll eine Flügelthür und sagte mit lauter Stimme:

— Zwei Officiere des Kaisers folgen mir auf dem Fuße; sie haben mich gezwungen...

— Gewalt in meinem Hause? rief eine kräftige Stimme.

Die Officiere traten in das Gemach. Der Graf hatte sich so eben von einem Tische erhoben, auf dem Papiere lagen; er war mit Schreiben beschäftigt gewesen. Flammenden Blicks, ohne ein Wort zu sagen, empfing er die Eintretenden, die ehrerbietig grüßten.

Der Graf Georgy war ein Mann von fünf bis sechsundfünfzig Jahren; Haar und Bart begannen zu ergrauen. Seine Gestalt war schlank und kräftig. In allen seinen Bewegungen sprach sich die Energie des gereiften Mannes aus. Sein Gesicht war bleich und durchfurcht. Seine rechte Hand, die mit glänzenden Ringen geschmückt war, hatte er auf die Papiere gedrückt, die auf dem Tische lagen. Ein reiches Hauskleid hüllte die kräftige Gestalt ein. Den Gruß der Eintretenden ließ er unbeachtet; er schien mit Ungeduld der Dinge zu harren, die da kommen sollten.

Constantin's hatte sich eine heftige Bewegung bemächtigt, als er dem Vater gegenüberstand, der ihn nicht zu erkennen schien.

— Herr Graf, ich komme im Auftrage des Kaisers, begann Radetzky.

— Ehe ich frage, was der Kaiser von mir fordert, wird mir mein Diener sagen, wie die Herren in das Schloß gekommen sind, dessen Thor ohne meinen Befehl nicht geöffnet werden soll.

— Entlassen Sie den Diener, Herr Graf; ich habe es übernommen, ihn zu rechtfertigen.

— Sie, mein Herr? Sie haben mir Ihren Namen noch nicht genannt...

— Weil ich glaube, daß mich mein Charakter genugsam empfiehlt. Aber auch den Namen werden Sie erfahren, wenn wir allein sind.

Der Graf entließ den Diener durch eine Handbewegung.

Dieser entfernte sich und schloß die Thür.

— Wir sind allein, mein Herr. Beginnen Sie! sagte stolz der alte Graf von Georgy, ohne seine Stellung zu verändern.

— Mein Herr, ich bin Ordonnanzofficier des Feldmarschalls Lascy, Graf von Radetzky.

— Graf von Radetzky! wiederholte der Besitzer des Schlosses, als ob er sich dieses Namens zu erinnern suchte.

— Der Sohn eines böhmischen Grafenhauses, fuhr Joseph fort. Und mein Freund... Doch, Herr Graf, betrachten Sie ihn, und wenn Sie ihn erkannt haben, werden Sie mir die Rechtfertigung Ihres Dieners erlassen, da Sie sich unsern Eintritt in das Schloß erklären können.

Der Graf starrte den Officier an. Sein Gesicht ward bleich — er hatte den Sohn erkannt. Die Hand drückte krampfhaft die Papiere auf dem Tische. Das große feurige Auge warf unbeschreibliche Blicke auf den jungen Officier.

— Vater! Vater! rief Constantin. Ihr Sohn hat sich

den Weg zu Ihnen gebahnt! Er mußte Sie sehen, mußte Sie sprechen...

— Mein Sohn! murmelte der Graf. Also ist es doch wahr!

Constantin sank vor dem Vater auf ein Knie nieder.

— Erheben Sie sich, mein Herr! rief der Vater, sich abwendend. Dem Officiere geziemt es nicht, zu knien.

— Nicht der Officier kniet vor Ihnen — der Sohn!

— Ich habe meinen Sohn verloren! Es giebt keinen Grafen Constantin von Georgy mehr, wenigstens nicht einen solchen, den ich anerkenne. Er selbst hat das Band zerrissen, das uns umschlang! Ich spreche es aus in Gegenwart des Freundes, den Sie ohne Zweifel als Zeugen mitgebracht haben!

Constantin erhob sich und sank dem Freunde schmerzlich an die Brust.

— Ja, Du bist mein Zeuge, Joseph! rief er aus. Wie Du hier den Empfang siehst, hast Du auch meine Leiden gesehen über die Trennung von dem Vater.

Der Graf blieb unbeweglich.

— Sie sehen mich bereit, sagte er kalt, den Auftrag des Kaisers zu hören! Erfüllen Sie Ihre Pflicht als Ordonnanzofficier — die Familienangelegenheit ist beseitigt, ich komme nicht wieder darauf zurück.

— Herr Graf, sagte Joseph, mein Freund hat bis jetzt Ihr Loos getheilt...

— Welches Loos?

— Das der Gefangenschaft.

— Der Schloßherr zuckte leicht zusammen; seine Stirn verfinsterte sich.

— Gut, da Sie es wissen, räume ich es ein. Aber wie es scheint, fügte er höhnend hinzu, hat weder die Gefangenschaft noch die Freilassung einen gleichen Eindruck ausgeübt.

— Constantin leistet Bürgschaft für seinen Vater! sagte ruhig der Ordonnanzofficier.

— Ich selbst vertrete meine Handlungen! Bin ich nicht mehr der Graf Georgy? Kennt mich die Welt nicht mehr als einen Mann, der seinen Grundsätzen treu bleibt? Genug, mein Herr, ich sehe, daß Sie ein Böhme sind, und ein Böhme kann einen Ungarn nicht beurtheilen.

— Verzeihung, gnädiger Herr, daß ich, der junge Mann, es wage, Ihnen gegenüber beharrlich zu bleiben und für den Freund zu sprechen...

— Sprechen Sie als Officier! rief befehlend der Graf.

— Und als Edelmann! fügte Joseph hinzu. Der Kaiser hat mir befohlen, Ihnen den Sohn zuzuführen.

— Zu welchem Zwecke? fuhr der Graf auf.

— Weil es nicht die Absicht des Landesherrn ist, Zwietracht in die Familien zu säen; er betrachtet sein Volk als eine große Familie und sich selbst als den Vater derselben. Diese Ansicht soll ich Ihnen ausdrücklich aussprechen. Herr Graf, Ihr Sohn ist von den Ansichten seines Vaters abgewichen — Sie haben sich dafür seiner entäußert und bestrafen ihn mit Ihrem Zorne; Sie sind als Mitglied der großen Familie ein Sohn des Kaisers und fügen sich den Anordnungen des Familienoberhauptes nicht — was thut der Kaiser? Er zürnt Ihnen nicht, er überläßt es Ihnen, über die Gesetze einer Familie nachzudenken und giebt Ihnen Gelegenheit, die Freude über die Rückkehr des Sohnes zu empfinden. Constantin ist seines Diensteides so lange entbunden, als er die Pflichten des Sohnes zu erfüllen hat. Er weiß nicht, daß mich mein kaiserlicher Herr mit diesem Auftrage versehen — er erfahre es hiermit und handele danach. Und Sie, Herr Graf, mögen die Gerechtigkeit und Weisheit dessen erkennen, dem Sie Gehorsam versagen. Constantin

kehrt reuig zu dem Vater zurück; er bleibt trotzdem mein Freund, denn er erfüllt das erste Gebot unserer heiligen Religion.

Joseph Radetzky grüßte und wollte sich entfernen.

— Was ist das? rief der Graf.

Der Ordonnanzofficier wandte sich noch einmal zurück.

— Sie finden mich noch eine halbe Stunde lang bei der Kapelle ihres Schlosses, wenn Sie mir einen Auftrag an meinen kaiserlichen Herrn mitgeben wollen.

Nach diesen Worten verließ er das Gemach.

Vater und Sohn waren allein.

— Das läßt mir der Kaiser sagen! murmelte der Graf vor sich hin. Statt mich zu verfolgen, erinnert er mich an eine Pflicht, deren Erfüllung ich von meinem Sohne fordere und deren Nichterfüllung ich mit Verbannung bestrafe!

Das Vaterherz machte seine Rechte geltend. Als er den Sohn erblickte, der bestürzt vor ihm stand, begann der Zorn der Ueberlegung zu weichen. Man hatte den Sohn seines Diensteides entbunden, um das heiligste Band nicht zu zerreißen, das Band, das die Natur um Eltern und Kinder geschlungen. Aber der Stolz kämpfte immer noch mit den Gefühlen des Herzens.

— Constantin, Du hast dem Kaiser geschworen? fragte der Graf ernst und streng.

— Ja, mein Vater!

— Hattest Du auch reiflich überlegt?

— Ich konnte den Grundsätzen nicht huldigen, die Ihre Freunde aufstellten, wenn ich jene Leute Ihre Freunde nennen darf, die mit dem würdigen Grafen von L. in Feindschaft leben.

— Alexander, Alexander! flüsterte der Schloßherr vor

sich hin. Sollte nicht Deine Hand die Fäden leiten, die mich jetzt mit so rührender Gewalt umspinnen?

— Vater, Vater, rief Constantin bittend, Sie sehen, der Kaiser will unser Unglück nicht, er sinnt darauf, das edlere Glück seiner Kinder, das Familienglück zu befestigen. Habe ich einen Fehltritt begangen, er führt mich auf den rechten Pfad zurück. Ehe ich Officier ward, war ich Ihr Sohn...

— Es ist wahr! rief der Graf. Ehe ich zu jener Parthei übertrat, war ich Unterthan des Kaisers, der der König unseres Landes ist. Was bleibt mir auf dieser Welt, wenn mir die Familie fehlt? Meine Gattin ruht längst im Grabe — und mein Sohn — der Kaiser sendet ihn mir zurück! Konnte mich der Reichthum entschädigen für den Verlust, den ich erlitten? Konnte mir der Mammon, dem wir nachjagen, das Herz des Sohnes wieder zuwenden? O, daß mir diese Gedanken jetzt erst kommen! Constantin, rief er laut, was gedenkst Du zu thun?

Der Officier legte seinen Degen auf den Tisch.

— Hier ist die Antwort. Der Kaiser will nicht, daß ich die Waffe gegen meinen Vater führe. Ich begreife nur zu gut die väterliche Absicht des weisen und guten Monarchen. Vater, ich habe nie aufgehört, Ihr Sohn zu sein — aber ich bin auch der Verlobte Kathinka's, der Tochter Ihres Jugendfreundes.

— Was höre ich? Und Graf L.?

— Hat es gestern erst erfahren.

— Laß mich, laß mich! rief der Graf unruhig. Ich werde mit mir berathen — laß mich kurze Zeit allein. Gehe zu Deinem Freunde, daß er bleibe. Er soll mir die Botschaft des Kaisers wiederholen...

Constantin wollte dem Vater zu Füßen fallen; dieser ent-

ließ ihn durch eine abwehrende Bewegung mit der Hand. Der Graf war allein. Mit verschränkten Armen blieb er vor dem Tische stehen, auf dem der Degen und die Papiere lagen.

— Die Waffe eines kaiserlichen Officiers neben den Documenten der Unzufriedenheit, der Tücke und des Verraths! murmelte er. Was ist mit mir vorgegangen, seit ich die Botschaft des Kaisers empfangen? Ich fühlte die Röthe der Schaam auf meinen Wangen brennen und die Kraft fehlte mir, die Stellung zu behaupten, zu der mich ein eigennütziges Interesse treibt. Ich konnte die Blicke meines Sohnes nicht ertragen! Die Stimme lügt nicht, die mir jetzt sagt, daß meine Gegner die Gerechtigkeit und Großmuth für sich haben. Das Kriegsglück ist den kaiserlichen Waffen ungünstig gewesen, die Kunde davon verbreitet sich auf den Flügeln des Windes durch das Land — sollen wir den Vortheil kleinlich benützen, der uns aus diesem Umstande erwächst? Mein alter Freund hat Recht: es muß die Zeit der Verfassung kommen, die Joseph II. jetzt schon anstrebt. Er sendet mir Constantin, er entbindet ihn seines Eides, weil er mein Sohn ist! Darin liegt eine ernste Mahnung! Und der Sohn opfert seine Ueberzeugung aus Liebe zu dem Vater! Welche Männer stehen auf der Seite des Kaisers? Brave, neben heimtückischen! Bei Gott, ich schäme mich des Kampfs, wenn diese Agitationen ein Kampf zu nennen sind. Der Feind sammelt feurige Kohlen auf meinem Haupte! Soll ich noch länger mit mir im Zwiespalt leben? Soll ich noch länger aus Stolz eine Maske tragen, die Verstand und Herz schon längst verworfen? Der Staat ist eine große Familie und der Kaiser das Oberhaupt, der Vater! Ein schöner Gedanke, ein Gedanke, den der zu würdigen weiß, dessen Herz an seinem Kinde hängt.

Es schien, als ob der Graf diesen Gedanken weiter aus=

spänne; indem er langsam auf und abging, klärte sich seine Stirn auf.

— Constantin liebt die Tochter meines Jugendfreundes, des Mannes, dem ich viel verdanke! rief er plötzlich aus. Was soll ich thun?

Er warf einen Blick auf die Papiere.

Ein Klopfen an der Thür ließ sich vernehmen.

— Mein Diener! murmelte der Graf.

Dann öffnete er die Thür.

— Was gibt's?

— Herr Graf, Fürst M. ist angekommen.

— Er, und jetzt? Ich kann ihn nicht abweisen. Führe den Besuch zu mir.

Der Diener ging. Fünf Minuten später trat der Fürst, ein Mann von vierzig Jahren, ein. Er trug bürgerliche Kleider, als ob er seinen Stand dadurch verdecken wollte. Wir fügen noch hinzu, daß seine Besitzungen an die des Grafen von Georgy grenzen.

— Ich bringe eine wichtige Nachricht, Graf! rief er stürmisch.

— Und diese wäre?

— Feldmarschall Lascy ist bei Lugosch total auf's Haupt geschlagen. Seine Armee flieht in hundert Haufen durch das Land, verfolgt von den übermüthig gewordenen Türken, die ihren Siegeszug mit Sengen und Plündern bezeichnen. Der Kaiser selbst ist krank durch das benachbarte Städtchen gekommen.

— Bei Lugosch geschlagen? wiederholte der Graf.

— Ich habe die sicherste Kunde.

— Unmöglich!

— Glauben Sie meinen Worten, der Feldzug ist zu Ende. Die russischen Truppen, die an dem Kampfe theilneh=

men sollten, hat man bisjetzt nicht gesehen. Um Ihnen diese für unsere Sache so wichtige Nachricht zu bringen, habe ich mein Pferd bestiegen und bin hierher geeilt. Aber was ist das? Sie nehmen die Freudenpost mit einer Gleichgültigkeit auf, die mich verwundert.

— Ich kann mich über diesen Sieg nicht freuen. Die Vernichtung der Türkei in Europa ist eine Nothwendigkeit...

— Herr Graf, huldigen Sie den neuen Ideen, die unserm Ansehen und unserer Macht gefährlich werden? Sie, der eifrigste Vertheidiger der alten guten Institutionen...

— Lassen wir das! Kennen Sie jene Waffe?

Der Graf deutete auf den Tisch.

— Ein Degen aus der kaiserlichen Armee! rief der Fürst.

— Neben den Papieren unseres Bundes gegen den Kaiser! fügte der Graf hinzu. Die offene Waffe gegen Conspiration. Was soll nun geschehen? Wollen wir uns mit den türkischen Horden vereinigen, die siegreich die Grenze überschritten haben?

— Graf, ich erkenne Sie nicht wieder! rief der erstaunte Fürst.

— Sagen Sie Ihren Freunden, daß ich von diesem Augenblicke an unthätig bleibe! So lange die äußern Feinde vor der Thür stehen, müssen die innern schweigen, wenn sie nicht ihrer Ehre schaden wollen. Kann ich nicht mit offenem Visir kämpfen, so ziehe ich mich zurück.

Der Fürst konnte seinem Erstaunen nicht Worte verleihen; er starrte den Mann an, in dessen Muth und Ausdauer er sein ganzes Vertrauen gesetzt hatte.

Der Graf öffnete ein Fenster, als ob er sein brennendes Gesicht der frischen Luft preisgeben wollte.

— Was ist das? rief er.

Beide lauschten.

Man hörte Gewehrschüsse in dem Gehölze, das sich jenseits der Schloßmauer ausbreitete.

— Das ist Kampf! rief der Graf.

Diese Ansicht bestätigte sich. Die Gewehrschüsse folgten rascher auf einander. Dazwischen ließen sich Trompetensignale und befehlende Stimmen vernehmen.

— Meine Befürchtungen sind eingetroffen! sprach der Fürst. Türkische Schwadronen setzen den kaiserlichen Truppen bis in unsere Gegend nach. Es ist dem General Lascy nicht gelungen, sein Heer zu sammeln, um kräftigen Widerstand zu leisten.

Der Graf rief durch die Glocke seinen Diener und ertheilte ihm Befehle.

— Ist das große Thor geschlossen? fragte er dann.

— Ja, Herr Graf!

— Wo sind die beiden Officiere?

— Sie haben durch die Gartenpforte das Schloß verlassen.

— Rufe sie, und verschließe dann die Pforte sorgfältig.

— Zu Befehl, Herr Graf!

— Dann rufe alle meine Leute, Knechte und Diener, in den Hof. Fort!

Der erstaunte Diener eilte hinaus.

— Was wollen Sie nun beginnen, Fürst? fragte der Graf kaltblütig. Ihre Güter liegen dort, mehre Meilen weit — hier brauche ich tapfere Arme — unterstützen Sie mich. Vielleicht gelingt es Ihnen nicht, durch die schwärmenden Feinde zu kommen —

— Ich bleibe! rief entschlossen der Fürst.

Zugleich griff er nach dem Degen.

— Halt! Dieser Officiersdegen gehört meinem Sohne. Wählen sie aus meinem Arsenale. Hier ist es!

Der Graf riß hastig eine Thür in der Tapetenwand auf. Eine Sammlung vorzüglicher Waffen ward sichtbar. Während die beiden Männer sich bewaffnen, führen wir den Leser zu der Kapelle.

7.

Constantin, der das Schloß zuletzt verließ, fand seinen Freund im Gespräche mit dem Vater Ambrosius vor der Kapelle. Der fromme Mönch war der Kapellan des Grafen von Georgy und in vielen Beziehungen auch sein Vertrauter. So wußte der religiöse Mann um den Schmerz, den der Vater um den Sohn empfand, und aus diesem Grunde öffnete er den jungen Leuten bereitwillig die Pforte, durch die der Graf und seine Domestiken zu der Kapelle zu gehen pflegten; er hatte sich nicht getäuscht, wenn er eine heilsame Umwandlung der Gemüthsverfassung seines Herrn von diesem plötzlichen Besuche erwartete. Wie oft war der bekümmerte Vater an die heilige Stätte gekommen, um Trost im Gebet und in der Unterhaltung mit dem Greise zu suchen.

Joseph Radetzky hatte kaum ein Gespräch mit dem Kapellan begonnen, als ein Trupp von Reitern jenseits des See's vorübersprengte; sein scharfes Auge erkannte kaiserliche Kürassiere. Diese Erscheinung war nur dadurch zu erklären, daß er annahm, die Flucht von dem Schlachtfelde bei Lugosch erstrecke sich bis hierher.

Die Reiter verschwanden in dem Dickicht.

— Wer mögen die Verfolger sein? fragte der bestürzte Priester.

Joseph's volle Aufmerksamkeit war auf den hinter ihm

liegenden Wald gerichtet gewesen. Der Officier fragte um Auskunft über die Umgegend. Nach der Beschreibung des Vaters Ambrosius gestattete das Terrain einen offenen und regelmäßigen Kampf nicht, es konnten demnach nur einzelne Versprengte sich gegen ihre Verfolger vertheidigen.

Den ersten Reitern folgten bald mehre; auch sie sprengten auf dem Wege jenseits des Weihers vorüber, so daß ein Anrufen nicht möglich war.

Plötzlich fielen in der Entfernung einige Schüsse.

— Man kämpft in den Waldungen des Grafen! rief Vater Ambrosius erschreckt.

— Wie sind die Wege in dem Forste? fragte Joseph.

— Zwei gut erhaltene Hauptstraßen durchziehen das Gehölz.

— Zwei?

— Die eine führt dort vorüber, die andere zu unserm Schlosse, das Gott unter seinen allmächtigen Schutz nehmen wolle! fügte der Greis hinzu, indem er seine Brust bekreuzte, denn neue Schüsse, nicht weit von der Kapelle, erschütterten die Luft.

Joseph band sein Pferd los, schwang sich in den Sattel und jagte dem Walde zu.

Schon nach fünf Minuten befand er sich auf dem Schauplatze eines seltsamen Kampfes. Zwei Männer in ungarischer Tracht vertheidigten eine Dame gegen drei türkische Lanzenreiter. Die Dame saß zu Pferde und feuerte in dem Augenblicke ein Pistol ab, als Radetzky sich der Gruppe der Kämpfenden näherte. Die weibliche Hand hatte gut gezielt — einer der Türken, ein graubärtiger wild aussehender Mensch, sank schreiend von seinem Pferde, nachdem er einen Augenblick geschwankt hatte. Seine Begleiter, wüthend über diesen Verlust, sprengten von Neuem auf die Gruppe an. Da die

Dame nur mit dem Pistol bewaffnet war, konnte sie an dem Handgemenge nicht theilnehmen, das sicher, trotz der Tapferkeit, zum Nachtheile der Ungarn ausgefallen wäre, wenn Radetzky mit seinem Schwerdte nicht den Ausschlag gegeben hätte. Mit einer wunderbaren Gewandtheit, sowohl als Reiter wie als Fechter, hieb er den Türken die Lanzen aus der Hand, daß sie klirrend zu Boden flogen. Noch ehe die bestürzten Türken zum Säbel greifen konnten, sahen sie sich gezwungen, in der Flucht ihr Heil zu suchen. Sie verschwanden hinter den Bäumen.

Die Dame, eine schöne Amazonengestalt im schwarzen Reitkleide, wandte sich mit Worten des Dankes an ihren Retter. Die Männer betrachteten ehrfurchtsvoll den verwegenen Officier, der mit ritterlichem Anstande den Lobeserhebungen der Dame auszuweichen suchte.

— Man hat mich bereits meiner Schmucksachen beraubt, sagte sie; diese Kette an meinem Halse mag wohl die Habgier der Rotte gereizt haben. Mehr als eine räuberische Hand streckte sich danach aus. Diesem, fügte sie hinzu, auf den Todten deutend, wäre der Raub gelungen, wenn ihn meine Kugel verfehlt hätte.

— Sie haben einen Meisterschuß gethan, meinte Radetzky lächelnd.

— Der glückliche Zufall mag mich wohl dabei begünstigt haben; denn wenn ich mich auch einiger Gewandtheit im Schießen rühmen kann, so fühlte ich doch, wie meine Hand zitterte. Ich verdanke Ihnen das Leben, mein Herr. Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen ein Andenken an diese Stunde zurücklasse. Nehmen Sie diese Kette mit dem Kreuze...

— Lohn für einen Ehrendienst? rief Radetzky.

— Nein, es ist kein Lohn.

— Ich bin Officier des Kaisers!

— Sie verschmähen ein Andenken an eine Dame, die bittet?

Joseph senkte die Spitze seines Degens.

— Ich werde auch ohne ein sichtbares Zeichen der Stunde gedenken, in der es mir gestattet war, einer Dame einen Dienst zu leisten. Darf ich um eine Gunst bitten?

— Jede ist Ihnen gewährt!

— So mag mir die freundliche Dame ihren Namen nennen...

— Ich bin die Fürstin M.

Der Officier, der diesen Namen schon gehört hatte, grüßte von Neuem, indem er sein Schwerdt senkte.

— Und Ihr Name, mein Herr? fragte der ältere der Männer.

— Joseph Radetzky, Ordonnanzofficier des Feldmarschall's Lascy.

Ein lautes Geräusch drang aus dem Walde hervor. Waffengeklirr und Hufschläge ließen sich deullich unterscheiden. Alle lauschten in gespannter Erwartung.

— Wir können uns, wie wir sind, einem neuen Kampfe nicht aussetzen! rief der Ungar, der Begleiter der Dame. Wie es scheint, rückt ein starkes Detachement heran.

— Sie haben Recht, sagte der Officier, der unverwandt nach der Gegend blickte, aus der sich das immer näher kommende Geräusch vernehmen ließ. Die Biegung des Waldwegs gestattete keine Fernsicht.

— Das Schloß des Grafen Georgy muß in dieser Gegend liegen.

— Ich komme von dort — in einigen Minuten können Sie es erreichen. Dieser Weg führt zur Kapelle am Weiher; verfolgen Sie ihn, ich bleibe als Vedette zurück.

Die Fürstin und ihr älterer Begleiter sprengten davon.

Radetzky und der zweite Ungar, ein noch junger Mann und dem Anscheine nach ein Diener, blieben an dem Platze neben dem gefallenen Türken, der unter leisem Stöhnen seinen letzten Seufzer aushauchte. Der Ordonnanzofficier wollte sich seiner annehmen, nachdem er Gewißheit über das anrückende Corps gewonnen hatte.

Einige Minuten verflossen.

Da wurden die ersten Reiter sichtbar. Ihre Panzer glänzten wie Silber in der reinen Mittagssonne des herrlichen Septembertags. Die Roßschweife an den Helmen flatterten wie Mähnen. Ein Officier ritt voran. Zwölf bis fünfzehn Kürassiere folgten, die zerschossene Standarte in der Mitte.

— Heiliger Gott! rief Joseph, der bei diesem Anblicke am ganzen Körper zitterte. Kürassiere des Regiments Caramelli, meines Regiments! Und dort ist die Standarte, der ich Treue geschworen habe! Hurrah! Kameraden rief er, indem er sein Pferd zum Galoppe antrieb. Hurrah! Es lebe der Kaiser!

Es lebe der Kaiser! wiederholten die Kürassiere, daß das Echo im Walde laut ward.

Die Standarte bewegte sich, daß die wenigen Fetzen, welche die feindlichen Kugeln nicht zerrissen hatten, in der Luft flatterten. Unter freudigem Rufen trafen die beiden Officiere zusammen.

— Joseph!

— Alexander!

— Bist Du es, Freund?

— Mit Haut und Haar!

— Allein?

— Ganz allein.

Die beiden Männer schüttelten sich die Hände, während

Radetzky sein Pferd wandte. Thränen der Freude fielen über die gebräunten Wangen der jugendlichen Helden. Die Soldaten riefen den Namen des Officiers, den sie sogleich wiedererkannten; sie hatten ihn ungern aus ihren Reihen scheiden sehen, als der Feldmarschall ihn zum Ordonnanzofficier ernannte.

— Bleibe bei uns! rief Alexander, ohne den raschen Trab seines Pferdes zu unterbrechen. Dicht hinter uns rückt eine starke Abtheilung türkischer Reiter an. Wir haben mit Mühe unsere Standarte gegen die Uebermacht vertheidigt, die mit jedem Augenblicke wuchs. Ich führe den Rest der Schwadron. Viele sind glorreich gefallen, viele sind zersprengt. Die ganze Gegend wimmelt von raubenden und sengenden Horden. Es ist möglich, daß wir in der nächsten Viertelstunde schon einen neuen Angriff abzuschlagen haben. So viel man weiß, sind türkische Streifcorps vorangeeilt. Das ist ein trauriger Krieg, wie ihn der Muselman führt.

Das kleine Corps war bei dem Weiher angekommen. Neben der Kapelle standen Constantin und Ambrosius. Man konnte sich den Freuden des Wiedersehens nur flüchtig überlassen, denn jenseits des Weihers zeigten sich große Schaaren türkischer Soldaten, unter denen man auch Infanterie bemerkte. Diese Horden, die durch die Thäler ihren Marsch gemacht hatten, schienen wie Pilze aus der Erde zu wachsen. Sie vertheilten sich nach allen Seiten. Eine starke Abtheilung bewegte sich der Kapelle zu.

— Wo ist die Fürstin? fragte Radetzky.

Constantin berichtete, daß sie sich im Schlosse befinde, wohin er sie geleitet habe. Nun flog man Rath darüber, was zu unternehmen sei. Eine Fortsetzung des Marsches schien gefährlich; man wollte die Standarte und das Häuflein Tapferer nicht preisgeben. Das Natürlichste war, sich in das

Schloß zurückzuziehen, da die Mauern desselben so lange eine Vertheidigung ermöglichten, bis das befreundete Heer Hülfe senden könne. Man zögerte nicht, diesen Plan, den Radetzky empfahl, auszuführen, zumal da feindliche Artillerie nicht zu fürchten war, denn die Geschütze ließen sich nicht so rasch durch die Berge und Thäler schaffen.

Die Kürassiere saßen ab und führten ihre Pferde durch die Pforte in den Garten und den Schloßhof. Hier traten ihnen der Graf und der Fürst entgegen. Radetzky berichtete die Lage der Dinge.

— Wir schützen ihr Besitzthum, fügte er hinzu, indem wir es besetzen. Wir vertheidigen Sie, indem wir uns vertheidigen.

Der Graf, der bereits die Rettung der Fürstin erfahren hatte, bewunderte die Ruhe und Umsicht des jungen Officiers.

— Mein Herr, sagte er, hier stehen alle meine Leute, ich stelle sie unter Ihren Befehl. Sie sind an Gehorsam gewöhnt — stellen Sie Jeden an seinen Posten. Ich selbst werde Ihnen treulich zur Seite stehen.

Joseph nahm das Erbieten an. Er musterte sein kleines Heer — es bestand im Ganzen aus dreißig Mann. Jetzt fand sich auch Vater Ambrosius ein; der gute Alte jammerte laut darüber, daß er sein Kirchlein und sein Haus den Ungläubigen überlassen müsse, die in großen Schaaren heranzögen.

Die Erfahrung hatte gelehrt, daß der Feind auf seinen Wegen plünderte; das Schloß konnte dem Schicksale der Plünderung nicht entgehen, da es am Wege lag. Man mußte sich auf das Aeußerste gefaßt machen. Zunächst wurden alle Eingänge verschlossen und verrammelt. Während die Kürassiere für ihre Pferde sorgten und ruheten, ließ sich Radetzky von Constantin, der jeden Ort genau kannte, führen, um eine ge-

naue Recognoscirung anzustellen. Es fand sich nur eine Stelle in der Mauer, die einem gewaltsamen Andringen nicht standhielt. Zur Ausbesserung fehlte die Zeit, man mußte also diese Stelle besetzen. Der Commandant ließ sich unter den Dienern und Knechten, denen der Graf seine Gewehre gegeben, die besten Schützen bezeichnen. Sechs davon postirte er an die schwache und niedrige Stelle der Mauer. Die übrigen vertheilte er, wie er es für zweckmäßig hielt.

Den Schloßthurm benutzte man zum Observatorium. Die Befürchtungen sollten bald in Erfüllung gehen. Eine halbe Stunde später erschien ein Corps Spahis vor dem Schlosse. Durch gewaltige Schläge an das Thor forderte man Einlaß. Als dieser Forderung nicht sofort Genüge geleistet wurde, fielen einige Schüsse. Das starke Thor wankte nicht.

Bald verkündeten Rauch und Flammen, daß man die Kapelle und das Häuschen des frommen Kapellans in Brand gesteckt hatte. Dabei ließ sich das Jubelgeschrei der Mordbrenner vernehmen. Diesen Frevel zu verhindern, lag nicht im Reiche der Möglichkeit. Die Officiere sahen mit bitterm Grolle die Verwüstung der heiligen Stätte von ruchlosen Händen. Bis dorthin trugen die Gewehre nicht; man mußte also diesen Frevel geschehen lassen.

Die Plünderer mußten sich in dem Schlosse eine reiche Beute versprechen, denn sie machten umfassende Anstalten zu einem gewaltsamen Angriffe. Neue Horden vereinigten sich mit den bereits angekommenen. Wie Bienen umschwärmten sie die hohe Schloßmauer. Da entdeckten sie die Pforte. Man versuchte sie zu zertrümmern. Der Versuch blieb ohne Erfolg. Als die Angreifenden zum zweiten Male erschienen, wurden sie von den auf der Mauer versteckten Schützen empfangen. Die sicher gezielten Kugeln streckten die Ersten nieder; die fol-

genden wichen schreiend zurück, sie schienen eine solche Entgegnung nicht erwartet zu haben.

Die Vertheidigung dieses wichtigen Postens war Constantin übertragen.

Eine andere Rotte hatte die schwache Mauerstelle entdeckt, die Radetzky sorgfältig beobachtete. Es hatte hier früher ein Häuschen auf dem Rande gestanden, das man in letzter Zeit weggerissen. Die dadurch entstandene Lücke war breit genug, um fünf bis sechs Männern den Eingang auf einmal zu gestatten. Vermittelst kleiner Leitern ließ sie sich von außen leicht ersteigen. Da es an Material fehlte, konnte man diese Lücke nicht vermauern.

Joseph hatte hier zehn Mann aufgestellt, gute Schützen. Diese hielten sich in dem Gebüsche verborgen, das den Fuß der Mauer bedeckte. Gegen drei Uhr Nachmittags begann hier der erste Angriff. Die Türken hatten rohe Leitern aus den Stämmen junger Bäume gemacht und diese angelegt. Vorsichtig stiegen sie empor. Ein Spahi erschien in der Lücke Grinsend überblickte er den leeren Garten und die stattlichen Gebäude. Alles reizte seine Lust zu plündern. Ein zweiter und ein dritter stiegen empor. Die Schützen unten wollten anschlagen — Radetzky winkte ihnen zu warten. Es geschah. Jeder Schütze nahm sich einen Spahi auf das Korn. Die Türken auf der Mauer trugen Säbel und Pistolen, eine Bewaffnung, die gegen die Gewehre nicht ausreichte.

Die Schützen hatten die Absicht ihres Führers erkannt; sie verhielten sich ruhig, des Winks zum Feuern gewärtig. Jenseits der Mauer herrschte ein Getümmel, das deutlich die Hoffnung bewies, die man auf diesen schwachen Punkt gesetzt hatte.

Jetzt standen fünf Spahis in der Lücke. Der eine von ihnen, ein hochgewachsener starker Mann, war Officier, man

erkannte ihn an den mit Steinen besetzten Waffen. Eine von den Leitern ward hinaufgezogen, sie sollte ohne Zweifel dazu dienen, den Weg in den Garten zu bilden. Die Leiter senkte sich — in diesem Augenblicke gab Radetzky ein Zeichen — fünf Schüsse knallten, von den unsichtbaren Schützen abgefeuert — fünf Spahis brachen zusammen. Zwei von ihnen stürzten in den Garten, unter ihnen der Officier; einer lag wimmernd auf der breiten Mauer, die übrigen zwei sanken nach außen zurück. Ein fürchterliches Geheul war die Antwort auf die Schüsse, die das Echo in den Gartenwinkeln rege gemacht.

— Gut! sagte Radetzky, der ruhig sein glänzendes Gewehr wieder lud. In dieser Weise fahren wir fort, wenn die Mordbrenner sich nicht zurückschrecken lassen. Ihr wißt nun, was Ihr zu thun habt.

— Ja, Herr! riefen die kühn gewordenen Diener des Grafen.

— Keiner weicht von seinem Posten, bis ich Ablösung sende.

— Was wird aus den beiden Verwundeten? fragte ein Reitknecht.

— Ich werde für sie Sorge tragen lassen, antwortete der Officier. Niemand von Euch lege sein Gewehr aus der Hand.

— Sorgen für diese Mordbrenner und Räuber? riefen zwei der Schützen.

— Sie mögen verenden, wie sie es verdienen. Dort raucht das christliche Gotteshaus noch und die Wohnung des frommen Kapellans...,

— Still! befahl Joseph. Der Verwundete ist unser Feind nicht mehr, er hat Ansprüche auf unser Mitleid. Macht

jeden Feind kampfunfähig, aber mißhandelt ihn nicht. Ich befehle es im Namen Eures Herrn, des Grafen.

Er ging und ließ die Verwundeten in einen Stall schaffen, wo man ihnen ein Lager aus Stroh und Decken bereitete. Vater Ambrosius beschäftigte sich mit den überwundenen Feinden, die nur noch kurze Zeit zu leben hatten.

Dieser erste Sieg hatte die Angreifenden eingeschüchtert; sie hatten, wie es schien, das Ersteigen der Lücke aufgegeben. Aber auch ihr Groll war erwacht, denn der Officier, den sie verloren, war geachtet und geliebt. Die nun folgenden Anstrengungen, das Schloß zu nehmen, mögen wohl ihren Grund in der Absicht gefunden haben, den gefangenen Officier zu befreien oder im Falle er gestorben, seinen Tod zu rächen.

Radetzky hatte mit dem Grafen das Observatorium bestiegen. Nicht ohne Besorgniß sahen sie, daß das Belagerungscorps in den wenigen Stunden um das Doppelte sich vermehrt hatte. Die Ufer des Weihers waren zu einem Feldlager geworden; die Belagerer bewegten sich in kleinen Abtheilungen gewissen Punkten zu. War es ihnen möglich, einige Kanonen herbeizuziehen, so fanden die Belagerten unzweifelhaft den Tod unter dem Schutte.

Der Feind begann ein neues Manöver; er schleppte trockenes Holz aus dem nahen Walde an das Hauptthor. Diese Absicht mußte vereitelt werden. Radetzky beorderte die Küraßiere in das Haus über dem Thore. Munition und Schußwaffen waren genug vorhanden. Sobald die Brandstifter erschienen, um ihre Last an dem Thore niederzulegen, wurden sie von einem starken Kugelregen empfangen. Viele wichen zurück, einige aber entflohen nur dann erst, wenn sie ihre Reisigbündel abgeworfen hatten. Für beide Theile war diese Operation eine mühsame und erschöpfende. Der

Graf und der Fürst stellten sich in die Reihen der Kämpfenden. Diese hatten den Vortheil, daß sie sich hinter den Fenstern verbergen konnten. Trotz dieses Kampfes wuchs die Masse des Reisigholzes durch die Kühnheit einzelner Türken, die sich in den Kugelregen wagten. Auch von gegnerischer Seite wurde wacker gefeuert, und nach kurzer Zeit waren sämmtliche Fenster in dem Hause über dem Thore zertrümmert.

Der Abend begann zu dämmern. Der Graf, der Fürst und Radetzky hielten Rath.

— Die Masse der Feinde wird unsere Mannschaft, die wir nicht ablösen können, in steter Thätigkeit erhalten, sagte Joseph. Während jene stets frische Kräfte heranführen, werden wir von der unausgesetzten Anstrengung ermüdet sein. Pulver und Blei schwinden zusammen; jene scheinen gut damit versehen zu sein. Wir können auf diese Weise nicht lange fortkämpfen. Unser Untergang ist gewiß, wenn es den Türken gelingt, Kanonen heranzuziehen.

— Was ist zu thun? fragte der Graf.

— Capituliren wir, meinte der Fürst.

— Capituliren? wiederholte Joseph in einem verachtenden Tone. Wir sind hier drei Officiere des Kaisers und eine Abtheilung kaiserlicher Kürassiere — ehe wir capituliren muß ein Kampf vorangegangen sein, der uns den sicheren Untergang in Aussicht stellt. Noch haben wir Nichts gethan. Die Ehre unserer Waffen ist befleckt, wenn wir vor dem Kampfe um Gnade bitten.

— Bedenken Sie, sagte der Fürst, daß es sich hier nicht allein um die Soldaten des Kaisers handelt. Ein Rückzug ist stets ehrenvoll...

— Wenn er nach einem unglücklichen Kampfe erfolgt!

unterbrach ihn Joseph mit flammenden Blicken. Noch haben wir nicht gekämpft.

— Aber Sie selbst haben die Uebermacht anerkannt, Herr von Radetzky.

— Weil ich Alles erwägen muß. Eine Capitulation, wenn sie stattfinden kann, ist die letzte Zuflucht.

— Was gedenken Sie noch zu beginnen?

— Ich gedenke, mir eine wirksame Hülfe zu verschaffen.

— Wir sind wie von einer Mauer eingeschlossen, meinte der Graf, der neugierig war, die Absichten des Lieutenants, der so ruhig und besonnen zu Werke ging, kennen zu lernen.

— Ich müßte mich sehr irren, begann Radetzky nach einer Pause, wenn die Annahme falsch wäre, daß der Feldmarschall Lascy irgendwo seine Truppent vereinigte, um diese Plünderer aus dem Lande zu jagen. Ihm werde ich unsere Bedrängniß melden lassen. Sobald es dunkel geworden, sende ich einen meiner Soldaten ab.

Der Plan war kühn, aber er konnnte gelingen. Der Graf ging darauf ein. Der Fürst schwieg. Man überlegte jetzt die Einzelnheiten, die zur Ausführung nöthig erschienen.

— Ich sende einen meiner Diener mit, der die Gegend kennt, sagte der Graf; er mag Ihrem Kürassiere Führer sein.

— Die Boten müssen Pferde haben, fügte der Lieutenant hinzu. Zwei Männer kommen unter dem Schutze der Dunkelheit aus dem Schlosse — aber die Pferde?

— Ich weiß ein Auskunftsmittel.

— Theilen Sie es mit, Herr Graf.

— Mein Freund, der Fürst, dessen nächstes Gut zwei Stunden tiefer in den Bergen liegt und wahrscheinlich nicht eingeschlossen gehalten wird, mag unsern Boten den schriftlichen Befehl mitgeben, daß man ihnen zwei Pferde ausliefere.

— Der Vorschlag ist gut.

— Und ich genehmige ihn, sagte der Fürst. Treffen Sie Ihre Anordnungen.

Radetzky fragte die Kürassiere, wer von ihnen freiwillig den Botendienst übernehmen wolle. Alle erboten sich. Das Loos mußte entscheiden. Es traf einen jungen, kräftigen Mann mit keckem Gesichte. Da mit der eintretenden Dunkelheit die Spahis sich zurückgezogen hatten, konnte Radetzky den Posten der Wachsamkeit der Kürassiere überlassen. Man ging in den Saal des Erdgeschosses, wo man die Fürstin antraf. Der ältere der Begleiter war der Vater derselben. Der Fürst stellte dem Officier seine Gattin vor.

— Wir kennen uns schon, sagte gütig die Dame.

— Wie? fragte erstaunt der Fürst.

— Sie wären vielleicht jetzt Wittwer, mein Gemahl, wenn der glückliche Zufall mir diesen jungen Helden nicht zugeführt hätte. Unsere Jagdparthie würde ohne ihn ein böses Ende genommen haben. Auf dem Rückwege nach diesem Schlosse, wo wir uns treffen wollten, wurden wir von türkischen Reitern angefallen. Man hat mich, bis auf diese Kette, aller meiner Schmucksachen beraubt.

Joseph empfing den Dank des Fürsten, der nun an dem Officier ein besonderes Interesse nahm. Dann fertigte man die Boten ab. Der Fürst schrieb den Befehl zur Auslieferung zweier seiner besten Pferde, Joseph schilderte kurz dem Feldmarschall seine Lage und bat um rasche Hülfe. Das Schreiben ließ er offen, damit der Kürassier es jedem andern Truppenchef vorzeigen konnte, dem er zunächst begegnen würde. Zum Führer hatte der Graf einen Reitknecht ausersehen, einen verwegenen Burschen. Die beiden Boten in unscheinbarer, dunkeler Kleidung, machten sich auf den Weg, nachdem sie noch mündliche Instructionen von ihren Herren empfangen hatten. Constantin, begleitet von seinem Freunde, übernahm

die Führung aus dem Schlosse. Einen der beiden Ausgänge konnte man nicht wählen, da diese von außen bewacht wurden. Constantin, der als Knabe jeden Winkel durchsucht hatte, erinnerte sich einer Oeffnung, die dem Späherauge der Feinde entgehen mußte, da sie viele der Domestiken nicht einmal kannten. Er rief den Gärtner, einen alten bärtigen Mann.

— Wie steht es mit dem kleinen Bache, der den Gemüsegarten wässert? fragte er.

— Der Bach, Herr, wird aus dem Teiche hergeleitet, war die Antwort. Für jetzt ist er ohne Wasser.

— Desto besser. Aber das Bett ist noch vorhanden, das sich unter der Mauer hinzieht?

— Ja, Herr!

— Führe uns dorthin.

Man betrat den Gemüsegarten und kam an die Mauer. Hier befand sich eine schmale Vertiefung.

— Ich errathe Alles, Herr! rief der Reitknecht. Folge mir, Kamerad.

Der Reitknecht sprang in die Vertiefung und verschwand, auf Händen und Füßen kriechend, in dem engen Kanale, der sich unter der Mauer hinzog. Der Kürassier, der seinen Panzer abgelegt hatte und einen grauen Rock trug, folgte seinem Vorgänger, als dieser nach einer Minute nicht zurückkehrte.

— Sie müssen im Freien sein! sagte der Gärtner. Ich habe das Bett stets rein gehalten, damit ich es zu jeder Zeit benutzen kann. Der Weg ist nicht gefahrvoll.

— Glückliche Reise! flüsterte Constantin.

— Und gute Verrichtung! fügte Joseph hinzu.

Ein Diener erschien und lud zur Abendtafel ein.

— Ich komme nur dann, sagte der Lieutenant, wenn meine Soldaten versorgt sind. Hat man schon an die braven Leute gedacht.

— So eben trägt man Körbe mit Speisen und Getränken an die verschiedenen Posten; der Herr Graf selbst hat dem Haushofmeister Befehl dazu ertheilt. Verlassen Sie sich darauf, daß dieser Befehl pünktlich ausgeführt wird.

Trotz dieser Versicherung ging der junge Commandant zu dem Posten an der Mauer. Der Abend war schön und sternenklar; kein Lüftchen säuselte in den Blättern der Bäume. Der Officier traf seine Schützen an, wie sie fröhlich das Nachtessen einnahmen, das man ihnen in großen Körben gebracht hatte. Der gräfliche Keller hatte den besten Ungarwein dazu geliefert. Der ganze Wachtposten war voll Muth und guter Laune. Nachdem der Lieutenant noch die Besatzung der Pforte besucht und sich überzeugt hatte, daß auch draußen Alles ruhig war, ging er in den Speisesaal. Man hatte den Beginn der Tafel bis zur Ankunft des jungen Helden verschoben. Gleich nach seinem Eintritte setzten sich alle zu Tische. Da Constantin seine Uniform trug, befanden sich drei Officiere in der Gesellschaft. Die Fürstin war die einzige Dame. Daß die Situation eine sehr ernste war, ließ sich nicht verkennen. Radetzky erzählte das Schicksal, von dem das Schloß des Grafen von L. betroffen.

— Kennen Sie auch das Schicksal meines Freundes, des Grafen L.? fragte der Schloßherr.

— Er hatte vor dem Anrücken der türkischen Horden die Flucht ergriffen.

— Und wo befindet er sich jetzt?

— Mit dem Kaiser auf der Reise nach Wien; seine ganze Familie begleitet ihn.

Nun theilte er auch die Ereignisse mit, die am Forsthause stattgefunden. Der Graf von Georgy hörte dem Berichte mit großem Interesse zu Dann betheiligte er sich ferner nicht an dem Gespräche, er versank in tiefes Nachsinnen.

Plötzlich trat ein Diener ein.

— Was giebt's? fragte Constantin.

— An dem Hauptthore macht sich eine Bewegung bemerkbar, die Verdacht erweckt.

— Was geschieht dort? fragte Radetzky.

— Einzelne Gestalten schleichen zu dem Reisigholze.

— So schießt nach diesen Gestalten.

— Es ist geschehen, Herr, berichtete der Diener; aber unsere Kugeln müssen wohl nicht getroffen haben, denn sie erschienen von Neuem, und zwar einzeln und sehr flüchtig. Der Schüsse, die von oben kamen, achteten sie wenig.

— Ich werde Dich begleiten!

Radetzky verließ mit dem Diener den Saal. Die beiden andern Officiere folgten ihm.

— Graf, rief der Fürst, der Zufall spielt Ihnen übel mit. Vertreibt man morgen das türkische Corps nicht, so wird man Ihr Schloß nehmen und wir alle sind dem Tode verfallen. Es fehlt nicht nur an Munition, sondern auch an Mannschaft, um eine Vertheidigung zu unternehmen. Unter den gegenwärtigen Umständen ist sie eine Tollkühnheit, die nur in dem Hirne eines jungen unerfahrenen Menschen entstehen kann, der sich auszeichnen und Carrière machen will.

— Lassen wir ihn gewähren! sagte der Graf.

— In diesem Falle wird morgen Ihr Schloß verwüstet sein. Man zündet das Reisigfeuer an, zerstört das große Thor durch die Flammen... Die Kürassiere sind Ihnen zu der ungelegensten Zeit gekommen. Sie werden Ihre Gastfreundschaft schwer büßen müssen.

Der Graf antwortete nicht; er ging hinaus.

— Sie eifern gegen den Officier, sagte die Fürstin.

— Ihm verdanken wir diese gefährliche Lage.

— Ich verdanke ihm aber auch mein Leben; vergessen Sie das nicht! antwortete die Dame. Wollen Sie dem braven jungen Manne nicht lohnen, so verschonen Sie ihn wenigstens mit Undank.

— Ich betheilige mich nicht mehr an dem Kampfe, den ich für unfruchtbar halte.

— Und was wollen Sie beginnen?

Vater Ambrosius trat ein.

— Wo ist der Graf?

— Auf der Mauer.

— Ich suche ihn! sagte der Alte.

— Sie sind bewegt, frommer Mann, Sie zittern... was ist geschehen?

— So eben war ich bei dem Verwundeten.

— Lebt er noch?

— Seine Wunde ist nicht gefährlich; er hat sich, nachdem ich ihn verbunden, so weit erholt, daß er wieder reden kann.

— Und dieser Umstand erschreckt Sie?

— Nein; aber eine Mittheilung, die er mir gemacht hat. Dem Himmel sei Dank, daß ich der türkischen Sprache so viel mächtig bin...

Der Fürst zog den Greis in eine Fenstervertiefung.

— Was hat Ihnen der Türke mitgetheilt? fragte er hastig.

— Er war von Dankbarkeit gegen mich durchdrungen, da ich ihn so liebevoll pflegte. Um diese zu bethätigen sagte er mir, daß es nur ein Mittel gäbe, die Bewohner des Schloßes vom sichern Untergange zu retten.

— Nannte er das Mittel?

— Ja, Herr. Seine Kameraden, sagte er, wüßten, daß eine Abtheilung Kürassiere sich in unserm Schlosse befinden.

Man solle ihm Gelegenheit geben, daß er mit einem seiner Kameraden unterhandeln oder einen Brief absenden könne... Das Belagerungscorps sei ein sehr starkes; wenn nicht in der Nacht, würde am nächsten Tage das Schloß fallen und mit den kaiserlichen Reitern wären auch die Bewohner verloren. Der Verwundete ist Officier; er schwört bei dem großen Propheten, daß man seinen Tod furchtbar rächen werde. Das Schloß betrachte man als ein von feindlichen Truppen besetztes Castell. Man könne unter der Bedingung capituliren, daß man die Soldaten ausliefere.

— Führen Sie mich zu dem Verwundeten! flüsterte hastig der Fürst.

Die Dame, die aufmerksam gelauscht, hatte den Sinn des Gesprächs begriffen und die letzten Worte davon verstanden.

— Fürst, rief sie, Sie werden bleiben!

— Verzeihung, sagte der Greis, ich hielt es für meine Pflicht, den Auftrag des Verwundeten auszurichten. Daß man die Forderung verwerfen wird, dessen bin ich gewiß, da ich den Herr Grafen kenne. Constantin selbst trägt ja die Uniform, welche die Türken hassen.

— Das Leben zweier Familien steht auf dem Spiele! sagte der Fürst. Von zwei Uebeln wählt man das Kleinste. Die Soldaten haben sich auf unsere Gefahr hin des Schlosses bemächtigt — sie zwingen uns, dem Tode entgegenzugehen, damit sie sich hinter diesen Mauern vertheidigen können. Der Graf ist ein Schwachkopf — er hat seine Ansichten und Gesinnungen geändert — wir müssen ihn gegen seinen Willen retten, damit wir selbst nicht untergehen. Es ist eine Tollkühnheit, gegen eine solche Uebermacht zu kämpfen. Fallen wir nicht von Kugeln durchbohrt, so werden wir in den Flammen den Tod finden. Bleibt uns da noch eine Wahl?

— Ich setze ein so großes Vertrauen in die Umsicht und

Tapferkeit des jungen Officiers, daß ich unsere Rettung so lange für wahrscheinlich halte, als sich die Feinde jenseits dieser Mauern befinden. Wollen Sie meinen Lebensretter verrathen, flüsterte Sie ihm mit flammenden Blicken zu, so werde ich ihn zu schützen wissen. Ich verlasse diesen Ort nur, ohne meine Ehre zu verletzen. Dem Verrathe ziehe ich den Tod vor. Von diesem Augenblicke an überwache ich den verwundeten Feind. Ehe er zur Ausführung seines nichtswürdigen Plans gelangt, wird er aufgehört haben, zu leben.

Sie ergriff zwei Pistolen, die auf einem Pfeilertische lagen, und verließ den Saal. Dem Fürsten fehlte der Muth, die entschlossene Frau zurückzuhalten. Um das Verhältniß zwischen den beiden Gatten zu erklären, fügen wir hinzu, daß die Verschiedenheit ihrer politischen Ansichten schon seit Jahren die Ehe zu einer unglücklichen gemacht hatte. Die Fürstin, eine edle, gesinnungstüchtige Dame, hatte längst die Bestrebungen der kaiserfeindlichen Parthei gehaßt. Die kinderlose Ehe war ihr unerträglich, wenn sie auch den Schein zu bewahren wußte, als ob sie im Frieden lebte. In der Jagd und in der Handhabung der Waffen suchte sie nun Zerstreuung und Aufheiterung; sie war, ohne es zu wollen, eine wahre Amazone geworden. Sie jagte das Wild, während ihr Gemahl mit dem unzufriedenen Adel verkehrte.

Der Fürst blieb mit dem Vater Ambrosius allein in dem Saale zurück; er trank häufig von dem Weine auf der Tafel, um sich zu begeistern. Seine Augen glüheten in einem unheimlichen Feuer, und sein Gesicht ward nach und nach bleich. Er schien mit der Feststellung eines Entschlusses zu kämpfen. Der greise Mönch trat an das offene Fenster und sandte ein inbrünstiges Gebet zu den Sternen empor, die freundlich von dem klaren Nachthimmel herabblitzten.

Wir folgen Joseph Radetzky und den beiden Officieren,

Constantin und Alexander, nach dem Häuschen über dem Thore. Die Meldung des wachthabenden Soldaten fand man begründet. Einzelne Gestalten näherten sich wie flüchtige Schatten dem Reisighaufen, kühn den Kugeln spottend, die von oben herabgesendet wurden. Es unterlag keinem Zweifel, daß man damit umging, das Holz anzuzünden.

Die Officiere beobachteten die Bewegungen des Feindes aus einem der Fenster. Von Zeit zu Zeit sauste eine Kugel empor; sie schlug in die Mauer, ohne eine der Personen zu treffen. Joseph, ein guter Schütze, hatte sich mit einer Büchse bewaffnet und machte Jagd auf die Schatten, die ununterbrochen nach dem Thore gingen und von demselben zurückkehrten. Constantin und Alexander standen ihm treulich zur Seite. Darüber, daß man das Hauptthor zum Angriffspunkte für die Nacht ersehen, konnte kein Zweifel obwalten. Man mußte also hier vorzüglich auf der Huth sein.

Radetzky ließ sich Rapport über die Munitionsvorräthe erstatten. Leider lautete dieser sehr ungünstig, so daß er an Schonung des Schießbedarfs denken mußte. Man blieb eine Zeit lang unthätig. Von einem der Fenster bot sich eine Fernsicht in das Thal: hier und dort, namentlich in der Gegend des Weihers, schimmerten die Wachtfeuer durch die Gruppen der Bäume. Von Zeit zu Zeit hörte man das ferne Rufen der Wachtposten.

— Das ist ein regelmäßig geordnetes Bivouac, sagte Joseph. Ich kann nicht annehmen, daß man es dieses Schlosses wegen bezogen hat. Dieses Cavalleriecorps ist zu einem andern, bedeutenden Zwecke bestimmt; es wird mit dem anbrechenden Tage zu seiner Bestimmung abziehen. Gelingt es uns, das Thor bis dahin zu halten, so werden wir gerettet sein.

Man gab sich allgemein dieser Hoffnung hin.

Da tauchte plötzlich ein röthlicher Schein aus der Tiefe empor und ein Brandgeruch verbreitete sich.

— Das Holz brennt! rief Constantin.

Und so war es. Aber der brennende Punkt war mehr als zwanzig Schritte von dem Thore entfernt. Endlich prasselte die Flamme auf und bei dem Scheine derselben sah man eine schwarze aus Reisigholz gebildete Linie, die sich nach dem Thore hinzog, wo ein großer Haufen des Brennmaterials lag.

— Gut ausgesonnen! murmelte Radetzky. Die Anhänger des großen Propheten haben ein Leitfeuer gebildet, das den Zweck erreichen kann, wenn wir ihn nicht verhindern. Man kann von diesen Leuten lernen! fügte er ironisch hinzu. Sie wissen sich zu helfen.

Das Feuer brannte langsam weiter. Bei dem grellen Scheine, den es verbreitete, sah man eine Gruppe türkischer Soldaten stehen, die ruhig den Erfolg ihrer Erfindung abwarteten. Aber es fielen auch einzelne Schüsse nach den Köpfen derer, die sich an den Fenstern befanden und in dem flackernden Scheine sichtbar wurden. Die Türken mußten schlechte Schützen sein; nicht ein Schuß traf das Ziel. Dagegen streckten Radetzky und Constantin manchen der Koransbekenner nieder, so daß sich die Gruppe immer weiter zurückzog. Dies hatte in des Commandanten Absicht gelegen. Kaum war man vor den feindlichen Schüssen sicher, als Joseph große Steine, welche die Kürassiere heraufschafften, in das Feuer schleudern ließ, das an Ausdehnung wuchs. Es gehörte gar mancher Stein dazu, um einen Erfolg zu erzielen — nach und nach erstickte der Brand unter der Last von Sand und Steinen. Man hatte durch diese Maßregel einen doppelten Zweck erreicht: das Feuer war verlöscht und das Thor nicht unbedeutend verbarricadirt.

Zwischen den Steinen glüheten die Kohlen matt und matter, bis sie erloschen.

Hier war die Gefahr beseitigt; aber an der Pforte, die zu der Kapelle führte, bereitete sich eine neue vor. Einer der aufgestellten Jäger berichtete, daß die Pforte, deren Schloß man durch Schüsse zerstört, unter gewaltigen Axtschlägen zerstört sei.

Radetzky kommandirte die Kürassiere, das Thurmhäuschen zu verlassen. Im Hofe legten sie ihre schweren Degen an und marschirten ordnungsmäßig nach der Pforte. Sie kamen in dem Augenblicke an, als die ersten Türken durch die kleine ovale Oeffnung in den Garten drangen. Radetzky, an der Spitze der kleinen, aber muthigen Schaar, begann den Angriff: Mann kämpfte gegen Mann. Die breiten Kürassierdegen kreuzten sich mit den Säbeln der Türken, die einen so geordneten Widerstand nicht vermuthet hatten. Vielleicht ein Dutzend beturbanter Köpfe durchschwärmten den Garten. Diese überließ der Commandant seinem Freunde Constantin; er selbst besetzte mit sechs bis acht Mann die Pforte, an deren Schwelle sich nun ein seltsamer Kampf entspann. Schüsse wurden von beiden Seiten nicht mehr gewechselt. Aber so oft von Außen ein Andrang erfolgte, so oft arbeiteten die Kürassierdegen mit einer solchen Kraft und Energie, daß diejenigen der Türken, und dies konnten nur zwei bis drei sein, die zunächst die Pforte überschritten, wie Opferthiere niederstürzten. Es war kaum eine Viertelstunde verflossen, und der kleine schmale Raum hatte sich mit Leichen angefüllt. Auf Seiten unserer Freunde waren nur einige leichte Verwundungen vorgefallen.

Die Schwelle dieser Pforte war für die Andringenden die Schwelle zum Grabe. Die Kürassiere blieben natürlich im Vortheile, da sie ihre Posten nicht verließen. An ein Verbarricadiren war indeß nicht zu denken, da die Türken ihrer-

seits, wenn sie keinen Versuch zum Eindringen machten, die Oeffnung in der Mauer rein hielten.

Länger als eine Stunde kämpfte man so von beiden Seiten. Diesem ermüdenden Kampfe mußte ein Ende gemacht werden. Radetzky hatte ein Mittel ersonnen. Er ließ in dem Hofe das Pflaster aufreißen, die schweren Steine in eine Kalesche des Grafen packen, und die so beladene Kalesche quer vor die Pforte fahren. Nun war es leicht, die noch offenen Stellen durch große Steine zu verrammeln. Nach kurzer Zeit war die Kalesche in die Pforte eingemauert; die erschöpften Kürassiere konnten wieder ruhen. Man ließ Wein und Speisen kommen.

Während dieser Zeit hatte man auch an der schwachen Stelle der Mauer Versuche zum Eindringen gemacht; die Schützen, unter dem Befehle Alexander's, hatten sie glücklich zurückgeschlagen. Constantin und seine Diener waren mit den eingedrungenen Türken bald fertig geworden — die ungebetenen Gäste waren theils getödtet, theils geknebelt.

Der Rest der Nacht verfloß ruhig. Die Feinde schienen muthlos gemacht zu sein und vorläufig neue Angriffe aufgegeben zu haben. Die Officiere fanden sich in dem Saale ein, um Erfrischungen zu genießen, welche die Fürstin ihnen bot. Constantin war durch einen Streifschuß am linken Arme leicht verwundet; Vater Ambrosius verband die Wunde und der Officier war wieder kampffähig. Die erste Probe war glücklich bestanden, und man durfte sich der Hoffnung auf Erlösung hingeben, wenn die Hülfe nicht allzulange auf sich warten ließ. Der Graf ermahnte zur Ausdauer und versprach seinen Domestiken große Belohnungen.

Der Morgen brach an. Radetzky bestieg sein Observatorium. Alexander und Constantin begleiteten ihn als Adjutanten. In dem türkischen Bivouac zeigte sich bereits ein reges

Leben; man hörte das Geräusch sich bewegender Truppenabtheilungen, wohin aber diese Bewegungen gerichtet waren, ließ sich nicht erkennen, da die das Terrain durchziehenden Waldungen eine weite Fernsicht nicht gestatteten. Vor dem Hauptthore sah man einen starken Beobachtungsposten. Alles deutete an, daß Etwas im Werke sei.

Radetzky, rastlos thätig, machte seine Runde durch das Schloß. Constantin führte ihn über einen Corridor zu einem Erker, der auf dem, dem Thore entgegengesetzten Flügel, den höchsten Punkt bildete. Von dieser Seite her mußte die Hülfe kommen, die man erwartete. Außer einigen türkischen Streifpatrouillen ließ sich in dem Thale Nichts vernehmen, das sich eine halbe Stunde lang in gerader Richtung fortzog und dann zwischen den Bergen verschwand.

— Dort liegen die Güter des Fürsten, sagte Constantin.

— Der Mann kommt mir verdächtig vor, meinte Joseph

— Er hat auf meinen Vater stets einen unheilvollen Einfluß ausgeübt.

— Behalten wir ihn im Auge.

— Wir sprechen später von ihm.

Sie gingen den langen Corridor zurück. Die Thüren rechts und links führten zu unbewohnten Gemächern. Eine derselben war nicht verschlossen, sondern nur angelehnt. Dieser Umstand erregte die Aufmerksamkeit Constantin's. Er blieb stehen.

— Nun? fragte Joseph.

— Wenn man sich im Belagerungszustande befindet, muß man Alles beobachten, was nicht in Ordnung ist. Diese Thüren werden sonst verschloßen gehalten.

Beide traten in ein großes, verödetes Gemach. Die altmodischen, aber kostbaren Möbel darin waren mit Staub bedeckt. In den Winkeln nisteten die Spinnen. Den P

bedeckte ein schwerer Teppich, dessen Farben verblichen waren. Die Vorhänge an den hohen Fenstern, halb verwittert, hingen zerrissen herab. Der eigenthümliche Geruch, der lange verschlossenen Zimmern eigen zu sein pflegt, quoll den Eintretenden entgegen. Die Geräthe standen geordnet an den mit schwerem Eichenholze betäfelten Wänden. In der Nähe des großen Kamins sah man einen großen runden Tisch, der mit einem grünen Teppich behangen war. Wohl ein Dutzend Stühle mit hohen Lehnen standen um diesen Tisch. Trotz dieser Ordnung trug das Zimmer das Gepräge vollkommener Verlassenheit.

Die Schritte der Officiere blieben auf dem Teppich geräuschlos. Joseph wollte eine Frage an seinen Freund richten, der verwundert die Umgebung betrachtete, als sich plötzlich eine männliche Stimme in dem angrenzenden Gemache vernehmen ließ. Nach dem Klange zu urtheilen, waren beide Räume nur durch das Wandgetäfel getrennt.

— Was ist das? flüsterte Constantin.

Beide traten der Wand näher, um zu lauschen.

— Haben Sie überlegt, Graf? fragte die Stimme.

Die Lauscher gaben sich ein Zeichen, daß sie diese Stimme erkannt hatten; es war die des Fürsten.

Nach einer Pause hörte man den Grafen antworten:

— Ja!

— Mein Vater! flüsterte Constantin seinem Begleiter zu.

— Und das Ergebniß Ihres Ueberlegens? fragte der Fürst mit aufgeregter Stimme weiter.

— Ich bleibe fest!

— Auch unter den veränderten Verhältnissen?

Unwiderruflich. Das Wohl meiner Familie liegt

mir mehr am Herzen, als das Jener, die sich meine Freunde nennen.

— Das Wohl Ihrer Familie! rief höhnend der Fürst. Ihr einziger Sohn dient im Heere — nun, da ist sein Glück gemacht. Damit der Soldat nicht gegen seinen Vater kämpfe, treten Sie von einer Sache zurück, die Sie als heilig und gerecht erkannt haben. Doch, dieser Punkt mag dahingestellt bleiben, fassen wir Ihre Familienverhältnisse näher in's Auge, die kurze Waffenruhe gestattet uns einige Zeit. Sie bauen fest darauf, daß man den Officieren Hülfe senden wird?

— Ja!

— Was gewinnen Sie in diesem Falle?

— Alles! Alles!

— Nur nicht dieses Schloß, das verschuldet ist. Ich bin der Hauptgläubiger, und von mir hängt es ab, wie lange Sie hier wohnen können. Herr Graf, Sie geben ein Pfand preis, das Ihnen heilig sein müßte. O, es ist leicht, fremdes Eigenthum dem plündernden Feinde zu überlassen. Es ist besser, ein durch den Krieg ruinirter Edelmann zu sein, als seine Insolvenz anzuzeigen. Sie sehen, daß ich die Motive Ihrer Handlungsweise erkenne, daß ich alle Verhältnisse zu würdigen verstehe. Das Schloß brennt nieder, Sie kommen mit dem nackten Leben davon, und Ihre Schulden sind bezahlt.

Eine Pause von einigen Minuten trat ein.

— Eine wichtige Entdeckung! flüsterte Radetzky.

— Nun wird mir so manches klar! antwortete leise Constantin.

— Hast Du das Abhängigkeitsverhältniß Deines Vaters bisher nicht gekannt?

— Man hat ein tiefes Schweigen darüber beobachtet. O, mein armer Vater! Er ist gezwungen gewesen, so und nicht anders zu handeln.

— Still, damit wir die Antwort Deines Vaters hören!

Der alte Graf begann in einem ruhigen Tone:

— Ich habe nicht einen Augenblick die Verpflichtungen vergessen, die ich Ihnen gegenüber einzugehen gezwungen wurde. Aber wer hat meine Vermögensverhältnisse zerrüttet? Die sogenannten Freunde, die Leute, die es gut mit mir meinten, die mich meines biedern Charakters wegen schätzten. Doch, ich will nicht zu weit gehen und bei den Beschuldigungen bleiben, die Sie im Angesichte einer drohenden Gefahr auf mich wälzen. Sie wähnen, fragte der Graf mit starker Stimme, ich trotze den Angriffen der Uebermacht, weil ich Nichts zu verlieren habe? Sie wähnen, ich ziehe Vortheil aus dem Untergange meines Besitzthums, wenn er von Feindeshand bereitet wird? Ich sehe, Sie kennen mich nicht, oder wollen mich nicht kennen. Aber Sie, Sie geben mir jetzt eine Lehre, die ich beherzigen werde. Um eine elende Summe zu retten, wollen Sie Verrath üben und eine Anzahl tapferer Männer dem Feinde überliefern. Wie nennt man eine solche Gesinnung? Ist die Ehre verkäuflich? Lieber laß ich mich unter diesem Schutte begraben, ehe ich einen jener tapfern Soldaten verrathe. Man sage von mir, ich habe Schulden hinterlassen, aber nicht, ich sei als Verräther aus der Welt geschieden. Und nun, haben Sie denn vergessen, daß jener Officier Ihrer Gattin Leben, Ehre und Freiheit gerettet? Wollen Sie denselben Mann, der die Fürstin M. dem Feinde entrissen, durch Verrath belohnen? Ich übe das Gastrecht und wahre meine Ehre, so lange ich athme. Kommt von Außen her keine Hülfe, so vertheidige ich das Gut, das Ihnen verpfändet ist, bis auf den letzten Blutstropfen. Durch Verrath rette ich es nicht, und wenn mich die Trümmer dieses Schlosses begraben. Dies ist mein fester Wille, den nicht etwa der Augenblick erzeugt, sondern eine längere Beobachtung meiner Partheigenossen.

Bliebe mir noch ein Zweifel über die Eigennützigkeit dieser Genossen, Ihre Forderung, Ihre Rathschläge, mein Herr, würden ihn beseitigen. Soviel über unser Schuldverhältniß; jetzt zu dem Verhältnisse, in welchem ich als Graf zu Ihnen stehe. Sie haben meine Ehre gekränkt, indem sie mich ehrloser Absichten anklagen. Sie sind bewaffnet — ziehen Sie Ihren Degen, geben Sie mir auf der Stelle Genugthuung.

— Hier, und in diesem Augenblicke? fragte der Fürst.

— Hier und in diesem Augenblicke! antwortete entschieden und fest der Graf.

— Wohl ersonnen, mein Freund. Nun erfahre ich den Grund, der Sie veranlaßte, mich in diesen einsamen Flügel des Schlosses zu führen, als ich Sie um eine geheime Unterredung bat. Hier ist es leicht, sich eines ungeduldigen Gläubigers zu entledigen.

— Auch über diesen Punkt werde ich Ihnen zuvor Aufklärung geben, damit Sie Ihre Ansicht über mich berichtigen können. Nach dem Stande der Dinge mußte ein Duell erfolgen. Ein Kampf in einem belagerten Schlosse giebt ein böses Beispiel, demnach bin ich gezwungen, ihn geheim zu halten. Weigern Sie sich, mit mir zu kämpfen, so weise ich Ihnen dieses Gemach so lange als Wohnzimmer an, bis das Schicksal meines Schlosses entschieden ist. Jetzt wählen Sie!

— Sie wollen einen Kampf ohne Zeugen?

— Verbergen Sie Ihre Feigheit nicht…

— Wohlan, ich bin bereit!

Man hörte das Geräusch von Waffen, die aus der Scheide gezogen wurden. Gleich darauf kreuzten sich die Klingen. In diesem Augenblicke traten die beiden Officiere in das Gemach.

— Halt! gebot Radetzky.

Der Fürst ließ seinen Degen sinken.

— Ah, rief er höhnend, die Herren kommen zur rechten Zeit. Die Verabredung wird exact ausgeführt.

— Vater, Sie dürfen Ihr Leben nicht preisgeben! rief Constantin.

Radetzky wandte sich zu dem Fürsten:

— Mein Herr, es ist keine Unterredung zwischen uns vorangegangen; der Zufall führte uns. Wir wissen, welche Gründe diesem Kampfe unterliegen.

— Mit welchem Rechte mischen Sie sich in eine Angelegenheit…

— Mit dem Rechte des Commandanten dieses Schlosses! antwortete Joseph ruhig, aber entschieden.

— Und wer hat Sie dazu gemacht?

— Der Besitzer. Doch rechten wir nicht, die Zeit ist zu kostbar, um sie mit Nebendingen zu vergeuden. Herr Graf, in Ihrem Namen zugleich weise ich dem Herrn dieses Gastzimmer an, bis sich unsere Lage geändert hat. Fordert man dann Genugthuung von mir, so stehe ich zu Diensten. Ich bitte um Ihren Degen, mein Herr!

— Der Uebermacht muß ich weichen. Hier ist mein Degen.

Der Graf verließ das Gemach; die beiden Officiere folgten ihm. Man verschloß die Thür des Corridors, um dem Gefangenen das große Zimmer zur Benutzung zu überlassen.

— Vater, sagte Constantin, sind alle Ihre Partheigenossen von dieser Gesinnung beseelt?

— Nicht alle, mein Sohn; aber dieser eine Fall genügt, um mich für immer davon zurückzuscheuchen.

Man beruhigte die Fürstin über das Schicksal ihres Gemahls und übergab ihr die Schlüssel zu dem Zimmer, das er bewohnte. Sie nahm sie mit der Versicherung an, daß Sie dieses Vertrauen zu rechtfertigen wissen werde.

Gegen Mittag gaben sich die ersten Zeichen kund, daß ein neuer Angriff auf das Schloß geschehen solle. Die Stärke des feindlichen Corps ließ sich nicht beurtheilen, da die Bäume den Plan deckten, auf welchem die Feinde das Bivouac aufgeschlagen hatten. Aber daran ließ sich nicht zweifeln, daß Ernstes beabsichtigt wurde. Radetzky traf seine Vorbereitungen. Die Mannschaften hatten sich erholt und waren voll Muth und Feuer. Leider war der Vorrath an Schießbedarf ein geringer, und der Commandant empfahl die größte Sparsamkeit; er ermahnte die Leute zur Ausdauer und wies auf die Hülfe hin, die man erwartete.

Radetzky ließ sich zu dem verwundeten Officiere führen, der in einem Zimmer des Erdgeschosses untergebracht war. Vater Ambrosius hatte liebreich für ihn gesorgt; der Türke befand sich außer Gefahr. Die Kugel, die ihm die Seite zerrissen, hatte keine lebensgefährliche Verwundung hervorgebracht. Einen Diener, welcher der türkischen Sprache mächtig war, benutzte man als Dollmetscher. Der Türke, von Dankbarkeit gegen seinen Pfleger durchdrungen, rieth zur Unterhandlung; er versicherte, daß seine Landsleute in Massen die Gegend durchschwärmten und die österreichischen Corps mehre Tage gebrauchten, um sich zu sammeln.

— Daran zweifele ich! rief Radetzky. Der Feldmarschall wird nicht so weit zurückweichen, daß dieses Land dem plündernden Feinde preisgegeben bleibt. Ich müßte ihn nicht kennen. Soll der erste Kampf, den ich leite, mit einer Capitulation schließen? Nehmen wir auch den Fall an, daß unser Bote das Ziel nicht erreicht hat, so müssen heute oder morgen unsere Freunde anrücken, um das Land zu säubern. In diesem Vertrauen verwerfe ich jede Unterhandlung und bleibe bei der Vertheidigung. Oesterreichische Soldaten kapituliren nicht vor dem Kampfe, zumal wenn der Ausgang desselben

nicht als unglücklich erwiesen ist. Vertrauen wir unsern Landsleuten.

Der junge Commandant ging von Posten zu Posten; wo er sich zeigte, ward er mit Begeisterung empfangen. Seine Ruhe, seine Sicherheit ließen den jungen Helden als einen wahren Hort erscheinen. Die Kürassiere setzten ein schrankenloses Vertrauen in ihn; die gräflichen Diener bewunderten ihn ehrfurchtsvoll. Constantin und Alexander, angefeuert durch sein Beispiel, standen ihm treulich zur Seite. Die kleine Besatzung fürchtete den Kampf nicht, der heftig zu beginnen drohte.

Gegen zwei Uhr Nachmittags fielen von Außen her die ersten Schüsse; sie waren auf das große Thor gerichtet. Dann folgten Dechargen von ganzen Compagnien. Die Kugeln, aus schlechten türkischen Gewehren geschossen, drangen nicht durch den schweren Thorflügel, der von Innen stark verbarrikadirt war. Die Schützen, die sich über dem Thore befanden, zielten gut aus ihrem Hinterhalte: jeder der sparsamen Schüsse traf seinen Mann. Ein Anlauf wurde mit einem Hagel von Steinen abgeschlagen. Der Platz vor dem Thore war mit Leichen und Verwundeten bedeckt. Wer Hände hatte, trug den Kämpfenden Steine zu, die sich in den Gärten und in dem Hofe glücklicherweise in Masse vorfanden. Die Mägde, kräftige ungarische Dirnen, wurden nicht müde, Steine nach dem Thurmhäuschen zu tragen. Radetzky, der sich überzeugt hatte, daß an dem Thore noch lange die Angriffe auf diese Weise abgeschlagen werden konnten, ging nach der Pforte. Die mit Steinen beladene Kalesche füllte den kleinen Raum vollständig aus. Die Schützen hatten die Bäume erstiegen, die hart an der Mauer standen. Aus den höchsten Wipfeln herab, fast unsichtbar, erlegten sie manchen Feind, der sich der Pforte näherte.

Bei der schwachen Mauerstelle sah es bedenklich aus. In

unmittelbarer Nähe derselben befand sich der kleine Kanal, der unter der Mauer sich nach dem Weiher hinzog und, wie wir wissen, den beiden Boten den Ausgang gestattet hatte. Diesen Kanal hatten die Feinde entdeckt. Sie benutzten ihn, um eine Bresche in der Mauer zu erzeugen. Radetzky, dessen scharfen Blicken der Nutzen dieses Kanals nicht entgangen war, hatte längst seine Aufmerksamkeit darauf gerichtet. Zwar war die Höhlung von dem Garten aus mit Steinen vermauert; von der entgegengesetzten Seite aber stand sie offen. Der junge Mann, von einem ahnenden Gedanken getrieben, schwang sich auf einen Baum, und von diesem kam er über einen starken Zweig auf die Mauer. Ein Fliederstrauch verbarg ihn den Blicken der Feinde. Von hier aus beobachtete er. Gerade unter sich sah er eine Gruppe türkischer Soldaten. Diese brachten ein Pulverfaß hervor und rollten es in den Kanal.

— Meine Befürchtung! dachte Joseph. Ich komme schon zu spät!

Vergebens feuerte er sein Pistol auf die beiden kühnen Türken ab, welche die vorgefundene Mine mit Pulver füllten und den Zündleitfaden mit sich fortnahmen. Ein schallendes Hohngelächter war die Antwort auf die Schüsse.

Der Commandant trat rasch den Rückweg an. Eine Minute später stand er am Boden. Mit starker Stimme befahl er, daß sämmtliche Leute, welche sich an der Mauer befanden, zu ihm kämen.

Alle leisteten rasch Folge.

— Wieviel Mann zählt dieser Posten?

— Zwölf, Herr!

— Joseph zählte. Die Zahl war voll.

Jetzt sandte er einen Mann nach der Pforte mit dem Befehle an Constantin, er möge sofort die Hälfte seiner Leute ihm zuführen. Auch dies geschah. Ein zweiter Bote



eilte zu Alexander mit denselben Befehle. Nach wenig Minuten war die Hauptmacht der Besatzung an diesem Punkte versammelt. Joseph führte das kleine Corps tiefer in den Garten, und hier stellte er es in Schlachtordnung auf. Vergebens fragten die Freunde nach dem Grunde dieses Verfahrens — Joseph gebot Ruhe und des Befehls zum Anrücken gewärtig zu sein. Die Leute sahen sich erstaunt an, da Nichts als die Mauer vor ihnen lag.

Schon in der nächsten Minute ward ihnen die Lösung des Räthsels. Ein starker, dumpfer Knall erschütterte den Boden — ein Theil der Mauer barst und stürzte ein. Einzelne Steine, die umherflogen, erreichten die Männer nicht, die zu weit von dem Orte der Explosion standen.

Kaum hatte sich der durch Pulver und Schutt erzeugte Rauch gesenkt, so kommandirte Radetzky zum Angriff. Die kleine Schaar, den jungen Commandanten mit blitzendem Schwerdte an der Spitze, stürmte in die Bresche und schlug einen Haufen Feinde zurück, der unmittelbar nach der Explosion in das Schloß dringen wollte. Das Handgemenge dauerte nur kurze Zeit; die Schwerdter der österreichischen Kürassiere fuhren in die Feinde, wie Sensen in ein Aehrenfeld. Der Sieg war enschieden auf Seiten der Belagerten. Wer von den Türken nicht verwundet war, entfloh, verfolgt von den Kugeln der auf der Bresche stehenden Schützen, die von ihren Hintermännern stets geladene Gewehre erhielten.

Nach dem heftigen Kampfe entstanden Augenblicke der tiefsten Ruhe. Die Angreifer waren in dem nahen Gebüsche verschwunden. Radetzky stand auf dem Steinhaufen und deutete mit seinem Schwerdte nach dem Walde.

— Von dort muß uns Rettung kommen! rief er. Die Feinde haben unsern Freunden einen Weg gebahnt. Es lebe der Kaiser!

Dieser Siegesruf ward von allen Seiten mit Enthusiasmus wiederholt. Die gewaltigen Schwerdter, von starken Fäusten geschwungen, klirrten und glänzten. Dann ließen sich die ermüdeten Streiter auf den Steinen nieder. Radetzky, der die Explosion mit einem Prophetenblicke vorhergesehen und so geschickt demgemäß seine Maßregeln getroffen hatte, erschien den Soldaten fast wie ein Wesen höherer Art. Constantin und Alexander warfen sich dem Freunde an die Brust. Dieser erklärte in wenig Worten den Zusammenhang der Sache.

— Ich dachte mich an Stelle der Belagerer, schloß er; was ich thun würde, nahm ich an, würden auch sie thun, wenn sie Ueberlegung besäßen und Scharfsinn. Ich schwang mich auf die Mauer und fand die Turbane in voller Thätigkeit. Leider kam ich zu spät, um sie an der Vollendung ihres Werks zu hindern. Mir blieb Nichts, als die Folgen desselben so wenig fühlbar als möglich zu machen.

Diese einfache Erklärung steigerte das Ansehen, dessen sich der junge Feldherr zu erfreuen hatte. Man schwor, ihm muthig in den Tod zu folgen.

— Ist Gott uns gnädig, so führe ich Euch nicht zum Tode, sondern zum Siege!

Nun brachte man Schießscharten in der Bresche an, die rasch aus den lockern Steinen erbaut wurden. Seltsamerweise hielten sich die zurückgeschlagenen Belagerer so lange fern, bis diese Arbeit vollendet war, die kaum eine Stunde in Anspruch nahm.

Gegen drei Uhr Nachmittags erfolgte ein Angriff von verschiedenen Seiten. Bei der Bresche wüthete der Kampf am Heftigsten. Hier führte Radetzky den Befehl mit der Ruhe, Umsicht und Unerschrockenheit, die der junge Held bei verschiedenen Gelegenheiten schon gezeigt hatte. Die Brustwehr schützte die Jäger, die Tod und Verderben in die andringenden Feinde

schleuderten. Die Schwerdter der Kürassiére wiesen die mit Heftigkeit eindringenden Türken, die die Brustwehr zu erklimmen wagten, mit glänzendem Erfolg zurück. Immer rückten neue feindliche Haufen heran, die mit einer Erbitterung kämpften, daß mancher der braven Schützen verwundet wurde und sich dem Vater Ambrosius zur Pflege übergeben mußte. Die Reihen Radetzky's wurden immer mehr gelichtet, so daß er bald nicht mehr im Stande war, eine Ablösung an die Brustwehr zu führen. Der alte Graf brachte ihm Nachrichten von den übrigen Punkten, wo der Kampf tobte; sie lauteten günstig.

Schon hatte man alle Kräfte, die an der Pforte und an dem Hauptthore zu entbehren waren, zu der Bresche geführt — die stets rasch auf einander folgenden Angriffe der Belagerer und die häufigen Infanteriesalven fügten den Tapfern, die ihre Munition verschossen hatten, große Verluste zu. Radetzky stand wie ein Held, den eine unsichtbare Hand schützt, an der zertrümmerten Brustwehr und schmetterte jeden Turban nieder, der von der andern Seite auftauchte. Zehn seiner Kürassiere standen ihm noch zur Seite. Andere, die ihre Wunden hatten verbinden lassen, kamen zurück. Vater Ambrosius und die Fürstin, die den würdigen Geistlichen unterstützte, wurden in angestrengter Thätigkeit erhalten.

Die Lage des Schlosses war sehr bedenklich. Neue Corps rückten von allen Seiten zum Sturme heran, während die Belagerten mit jeder Minute schwächer wurden.

Radetzky hatte einem riesigen Kürassiere seinen Platz überlassen, um einige Augenblicke zu ruhen. Da trat der Graf zu ihm.

— Sie haben Ihre Schuldigkeit gethan, sagte er; stecken Sie eine weiße Fahne auf, damit wir nicht unter den Trümmern des Schlosses begraben werden. Der Feind erhält ununterbrochen Verstärkung, während wir an Kräften verlieren.

Alle unsere Anstrengungen sind vergebens. Sie opfern sich selbst und Ihre tapfern Soldaten…

— Nur eine Stunde noch! rief Radetzky.

— Sie hoffen auf Hülfe?

— Fest und unerschütterlich!

— Ich zweifele, daß unsere Boten durch die Reihen der Feinde gekommen sind.

— Nur eine Stunde noch, Herr Graf. Mit dem Anbruche des Abends wird der Kampf aufhören. Der Feldmarschall kann nicht ausbleiben, selbst wenn unsere Boten nicht bis zu ihm gedrungen sind.

— Das ist wohl möglich; aber die Hülfe wird zu spät kommen. Ich werde Ihnen den verwundeten Officier senden — bedienen Sie sich seiner als Boten.

— In einer Stunde, Herr Graf! So lange ich ein Schwerdt führen kann, gebe ich diese Position nicht auf.

— Haben Sie auch reiflich überlegt?

— Ich handele nicht planlos.

— Ihre Zuversicht kann Sie täuschen.

— Dann ist es immer noch Zeit genug zur Capitulation.

Der Graf wollte noch eine Einwendung machen.

— Ich kenne Ihre Lage, Herr Graf, fuhr der Officier fort; halten Sie sich versichert, daß ich sie nicht unberücksichtigt lasse. Aber gestatten Sie mir, auch der soldatischen Ehre Rechnung zu tragen. Ich vertheidige die Standarte meines Regiments.

Eine Gewehrsalve krachte von Außen.

Die Kugeln schlugen schmetternd in die Steine der Brustwehr; einige zischten über die Köpfe der Vertheidiger hinweg.

— Es giebt neue Arbeit! rief Joseph.

Er sprang hinzu und beobachtete durch eine Ritze in der Mauer den Feind.

Fünf Minuten später fand ein Anlauf statt; man wies ihn tapfer zurück.

Ein lautes Hurrah begleitete den zurückweichenden Feind.

— Ich weiß, mit wem ich zu thun habe! rief Radetzky.

Da traf einer der Jäger ein, den Alexander geschickt hatte.

— Man hat von Neuem Feuer an das Hauptthor gelegt, berichtete er. Das Holz steht bereits in lichten Flammen. Unsere Bemühungen, es zu verhindern, blieben fruchtlos. Der Feind hat neuen Zuwachs erhalten.

Diese Nachricht war für den jungen Commandanten niederschmetternd.

— Geben Sie meinem Rathe Gehör! bat der Graf.

In diesem Augenblicke zog ein Brandgeruch von dem Hauptthore herüber. Der ganze Park füllte sich mit Rauch, der von dem Winde niedergedrückt wurde.

— Der Brand kann nur das Thor mit dem Häuschen verzehren! rief Radetzky. Die übrigen Gebäude sind geschützt.

Dann warf er einen Blick in den Schloßhof. Er sann auf neue Maßregeln.

Alexander erschien mit seinen Leuten; er hatte das Thurmhäuschen verlassen müssen, weil die Flammen das Gebälk ergriffen.

— Was ist zu thun? fragte er den Commandanten.

Dieser antwortete nicht; er lauschte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit. In das Schreien der Stürmenden mischten sich häufige Gewehrschüsse.

Auch Constantin kam herbei.

— Was ist zu thun? Was ist zu thun? fragte man von allen Seiten.

Der Commandant behielt seine Fassung. Er ergriff Constantin's Hand, zog ihn an sich und fragte:

— Hörst Du Nichts?

— Nein!

— Das ist ferner Kanonendonner.

Constantin unterschied den dumpfen Donner von dem Tosen des Angriffs.

— Er kommt von dort, und dort war das Ziel unserer Reise. Oesterreichische Artillerie greift die türkischen Horden an, die jetzt den letzten verzweifelten Versuch wagen, unser Schloß zu nehmen und die Gefangenen zu befreien.

Es ließ sich nicht mehr bezweifeln, daß ein Angriff im freien Felde stattfand. Der Geschützdonner ward stärker.

— Muth, Freunde, Muth! rief Radetzky. Sammelt Euch um Euere Standarte; in einer Stunde sind wir frei, ohne uns ergeben zu haben.

Er ertheilte seinen Freunden Befehle. Dann eilte er in den Schloßflügel, in dem man den Fürsten gefangen hielt. Bald stand er auf dem Balcon des hohen Giebels. Das Thal breitete sich wie ein Panorama vor ihm aus. Kleine Reitercorps tauchten zwischen den Baumgruppen auf und verschwanden in der Richtung nach dem Weiher. Dort, wo das Thal eine Biegung machte, stiegen Rauchwolken auf, dann ließ sich Kanonendonner vernehmen. Die feuernden Batterien änderten nach jeder Salve ihre Position. Das scharfe Auge Radetzky's erkannte, daß die in dem Thale vordringenden Türken auf einen überwiegenden Widerstand gestoßen waren und sich theilweise schon auf der Flucht befanden.

— Das ist österreichische Artillerie! jauchzte der junge Held. Meine Combinationen sind richtig gewesen.

Er eilte in den Hof hinab.

Die Kürassiere standen geordnet um ihre Standarte. Die Bresche und die Pforte hatte man mit den bewaffneten Dienern des Grafen besetzt.

— In einer Stunde vereinigen wir uns mit unsern

Kameraden! rief Radetzky. Wir werden eine schwere Stunde haben, aber der Sieg wird desto herrlicher sein. Fallen wir, so fallen wir für die Ehre unserer Waffen! Es lebe der Kaiser!

— Es lebe der Kaiser! wiederholte die muthige Schaar.

Die Standarte bewegte sich zwischen den blitzenden Schwerdtern der Kürassiere.

Das Hauptthor war wirklich in Brand gerathen. Das Dach des Häuschens über demselben brach zusammen. Ein dichter Rauch füllte den Schloßhof an. Bald entzündeten sich auch die großen Thorflügel. Man machte keine Anstalten zum Löschen, denn der Commandant war der Ansicht, daß der herabstürzende Schutt den Eingang versperren würde. Man richtete die volle Aufmerksamkeit auf die übrigen Gebäude, um sie gegen die Glut zu schützen, die sich von der Brandstätte her verbreitete.

Radetzky war überall, wo es zu ordnen und neue Befehle zu ertheilen galt, je nachdem die Umstände diese erheischten. Dabei aber beobachtete er den Geschützdonner, der mitunter schwieg, um dann stärker sich vernehmen zu lassen.

Die Türken schienen Gefahr im Verzuge zu finden; sie wiederholten ihre Angriffe mit erneuerter Heftigkeit, mit vermehrter Erbitterung. Die Bresche ward heldenmüthig vertheidigt; die Pforte, die stets mit neuen Steinen verrammelt ward, widerstand glücklich den heftigsten Angriffen. Zeigten sich einige Feinde hier oder dort auf der Mauer, so wurden sie von wohlgezielten Schüssen erreicht, daß sie taumelten und herabstürzten. Die weiblichen Domestiken waren nach ihrer Art thätig; sie nützten wo und wie sie konnten.

So verfloß die Zeit, ohne daß eine große Kraftanstrengung gemacht zu werden brauchte. Das Thor brannte nur langsam. An der Bresche ließ die Hitze des Kampfes nach.

Endlich stürzte der eine der Thorflügel ein. Man sah durch die entstandene Lücke in das Freie. Hunderte von Händen waren bemüht, dem Feuer neue Nahrung zuzutragen. Den Fall des Thorflügels begleitete ein lautes, wildes Geschrei. In den feindlichen Truppen herrschte die rühigste Bewegung.

Da stürzte auch der zweite Thorflügel.

Das Geschrei der Türken ließ sich zum zweiten Male vernehmen.

Ein dicker Qualm stieg auf und hüllte den Schloßhof ein. Auf Radetzky's Befehl durfte Niemand es wagen, sich zurückzuziehen. Der kleine Haufen stand wie eine Mauer.

Die Sonne neigte sich; der größte Theil ihrer Scheibe ward von dem Kamme des Gebirgszuges bedeckt, der das Thal einschloß. Die Luft ward ruhiger, jemehr sich der Abend näherte.

— Das Geschützfeuer schweigt! flüsterte Constantin seinem Freunde zu.

— Es wird wieder beginnen, sobald es Zeit ist.

— Gott verleihe den kaiserlichen Waffen den Sieg!

— Die feigen Türken müssen im freien Felde erliegen.

Die Glut sank immer tiefer zusammen, der Rauch verschwand. Zwischen den beiden kämpfenden Truppenabtheilungen befand sich der Heerd des Feuers, der nur noch einen glimmenden Aschenhaufen bildete.

Plötzlich sausten einige Kugeln in den Schloßhof. Karabiner und Büchsen gaben Antwort darauf. Die letzte Munition war verschossen.

— Wir dürfen nicht unthätig bleiben! rief Radetzky.

Da krachte im Rücken des Schlosses eine Artilleriesalve.

— Das sind österreichische Geschütze! Ich kenne ihren Klang.

Man sah, wie die Feinde stutzten.

— Jetzt ist der Augenblick gekommen, den ich erwartet habe! rief Radetzky. Der Schutthaufen ist uns nicht gefährlich. Vorwärts!

War es Verblendung oder wußten die türkischen Horden nicht, daß den Bedrängten Hülfe nahe war — sie ordneten sich noch einmal, um im Sturmschritte in das Schloß zu dringen. Die Hörner tönten, die Trommeln rasselten.

— Wir dürfen den Schloßhof nicht zum Kampfplatze werden lassen! Vorwärts!

Die drei Officiere, ihre Standarte in der Mitte, stürmten voran; die Linie der Kürassiere folgte. Alle kamen glücklich über den Schutthaufen, der größtentheils aus Steinen bestand; die Thorflügel waren nach rechts und links gefallen, sie hatten eine Gasse gelassen.

Auf dem schmalen Wege kam es zum Zusammenstoße. Aber kaum hatte das Handgemenge begonnen, kaum waren die ersten der Feinde niedergemetzelt, als die starke Infanterie-Abtheilung der Türken im Rücken angegriffen wurde. Die Flucht ward allgemein. Das Häuflein Kürassiere stand plötzlich einer Schwadron österreichischer Husaren gegenüber, die ihre Kameraden mit einem enthusiastischen Hurrah begrüßten. Die beiden Boten, der Kürassier und der gräfliche Diener, befanden sich bei dem Chef der Schwadron; sie waren die Führer gewesen.

Eine Stunde später, als die Nacht angebrochen, lagerten an den Ufern des Weihers österreichische Truppen; sie hatten sich sämmtlichen Lagergeräths des fliehenden Feindes bemächtigt, der eines so jähen Ueberfalles nicht gewärtig gewesen. Der Verrath bei Lugosch war einigermaßen gesühnt — die Türken hatten eine schwere Niederlage erlitten, denn eine starke österreichische Colonne, unter dem Befehle des Feldmarschalls

Lascy selbst, war von der entgegengesetzten Seite in die Ebene gedrungen und hatte die Plünderer zu Paaren getrieben, die Gepäck und Beute zurückließen.

Ein Kranz von Wachtfeuern spiegelte sich in der ruhigen Fluth des Weihers. Die Truppen ruheten, um am nächsten Morgen früh die Säuberung des Landes von den plündernden Horden fortzusetzen. Der Feldmarschall nahm sein Hauptquartier in dem Schlosse. Die Kürassiere, die so muthig gekämpft, empfingen ihn in dem Hofe. Joseph von Radetzky und Constantin von Georgy überlieferten nun ihre vom Kaiser empfangenen Depeschen. Denselben Abend noch hatte der alte Graf von Georgy eine lange Unterredung mit dem kaiserlichen Feldherrn.

Die ermüdeten Officiere konnten sich nun sorglos der Ruhe überlassen. Am nächsten Morgen begleiteten sie den Schloßherrn zu dem Fürsten, der sein Zimmer nicht verlassen hatte. Sie trafen ihn in Gesellschaft seiner Gattin.

— Ihre Befürchtungen haben sich nicht erfüllt, redete ihn der Graf an; das Schloß ist nicht in Schutt und Asche verwandelt. Ich gebe mein Besitzrecht auf, um ferner nicht Ihr Schuldner zu sein. Mein Rechtsanwalt wird sich Ihnen vorstellen, um meine Schuldverschreibungen einzulösen und sämmtliche Angelegenheiten zu ordnen. Die Gegend ist sicher, da kaiserliche Truppen die Feinde vertrieben haben — Sie können reisen, wenn Sie es nicht vorziehen, länger mein Gast zu bleiben.

Der Fürst lächelte ironisch, indem er antwortete:

— Ich benutze die mir ertheilte Freiheit und trete den Rückweg nach meinen Gütern an. Sie senden mir Ihren Rechtsanwalt — ich werde Ihnen meinen Cartelträger senden. Hoffentlich werden diese Herrn Nichts mehr gegen ein Duell einzuwenden haben, da der Belagerungszustand vorüber ist.

— Fühlen Sie sich an Ihrer Ehre gekränkt? fragte Radetzky ruhig. Dann, mein Herr, werden Sie mich als Ihren Gegner annehmen müssen, da der Herr Graf sich nur der Ordnung gefügt hat, die ich als Commandant des Schlosses eingeführt.

Die Fürstin trat dazwischen.

— Wir reisen, sagte sie ruhig und ernst. Mein Gemahl wird zuvor mich hören, ehe er in dieser Angelegenheit einen Entschluß faßt. Ihnen, mein Herr, wandte sie sich zu Radetzky, bleibe ich stets zu Danke verpflichtet, denn ich werde nie vergessen, daß Sie mir das Leben gerettet haben.

Dann bat sie den Fürsten, ihr den Arm zu reichen. Dieser leistete Folge, anscheinend mit Courtoisie; aber in seiner Brust loderte der Zorn über die Demüthigung, die er in dem Schlosse eines Mannes erfahren, der sein Schuldner war. Die Officiere grüßten artig, während er sich entfernte, um sein Pferd zu besteigen, das im Hofe wartete.

Im Laufe des Tages rückten noch bedeutende österreichische Colonnen heran, die sich nach dem Ueberfalle bei Lugosch gesammelt hatten. Der übermüthig gewordene Feind wurde an mehren Orten angegriffen und in die Flucht geschlagen. Das bedrückte Land athmete wieder auf. Die beiden Freunde, die ihre erste gemeinschaftliche Waffenthat so glänzend vollbracht, nahmen Abschied von dem alten Grafen, der beschlossen hatte, seinen Freund in Wien aufzusuchen. Und dort sehen wir uns wieder! rief er seinem Sohne zu.

Sämmtliche Officiere und Soldaten, die so muthig gegen eine bedeutende Uebermacht gekämpft hatten, wurden von dem Feldherrn öffentlich belobt und ausgezeichnet. Joseph Radetzky und Constantin Georgy blieben bei dem Stabe des Feldmarschalls, bis der Feldzug für dieses Jahr geschlossen wurde,

detzky
marschall.

nachdem man die türkischen Truppen über die Grenze hinaus geworfen hatte.

Der Kaiser war krank in Wien angekommen; Lascy allein traf die Vorbereitungen zu dem Feldzuge für das nächste Jahr. Radetzky hatte die erste Schule des Kriegs bereits durchgemacht; wenn sich ihm bisher nur vereinzelte Gelegenheiten geboten, seine Umsicht und Tapferkeit zu zeigeu, so sollte er in dem nun folgenden Feldzuge, der sich durch die Siege des Prinzen von Koburg, des verwegenen Laudon und des seltsamen und tapfern Fürsten Suworoff auszeichnete, zu bedeutendern Thaten berufen werden. Von einem edeln Ehrgeize gespornt, mehr aber noch von der Liebe zu seinem Kaiser, zeichnete er sich bei verschiedenen größern Affairen so rühmlich aus, daß sein Name in den Siegesberichten besonders genannt wurde. Die ruhmvolle Eroberung Belgrad's schloß den Feldzug, der für des Kaisers Joseph Politik ohne weiteren Erfolg geblieben war. Die Truppen zogen sich, sieggekrönt durch die Erstürmung der Grenzveste, in das Innere des Reichs zurück, und Radetzky, der wieder in sein Regiment eintrat, sollte mit diesem eine Garnison in Böhmen beziehen. Constantin blieb stets an seiner Seite, und Gefahr und Sieg befestigten die Freundschaft, die unter so seltsamen Umständen begonnen hatte.

8.

Zu Anfang des Februar im Jahre 1790 erreichten zwei Reiter gegen Abend eine der Vorstädte Wiens. Das Wetter war rauh, ein heftiger Nordost trieb starke Schneeflocken durch die Straßen. Die Reiter waren in große graue Mäntel gehüllt und bewaffnet; der Pallasch klirrte an ihrer Seite. Die Mähnen ihrer schönen, kräftigen Pferde waren weiß bereift wie die Bärte in ihren braunen Gesichtern. Ein Diener, ebenfalls beritten, folgte ihnen in kurzer Entfernung.

— Hier ist das Gasthaus! rief der Eine, indem er in ein offenes Thor bog. Wir wählen es für die erste Nacht, was weiter zu thun, wird sich morgen finden.

— Dir ist also dieses Gasthaus bekannt? fragte der Andere.

— Mein Vater pflegte hier abzusteigen, wenn er in Wien Geschäfte hatte. Verlaß Dich darauf, wir vergeben unserm Range nichts... Die Bedienung ist gut, die Preise sind billig.

Sie stiegen in der geräumigen Vorhalle ab; der Diener nahm die Pferde in Empfang. Der Wirth selbst, ein starker, behäbiger Mann erschien, um die Reisenden in das erwärmte Gastzimmer zu führen. Als sie die Mäntel ablegten, standen Officiere des Regimentes Caramelli vor ihm. Sie forderten

gemeinschaftlich ein Zimmer. Der Wirth versprach, das beste im Hause vorrichten zu lassen.

Die Officiere waren Joseph Radetzky und Constantin Georgy; sie kamen aus ihrer Garnison, um einen vierwöchentlichen Urlaub in Wien zu verbringen.

— Tokayer! befahl Constantin.

Bald funkelte der Feuerwein in den Gläsern.

— Wem gilt das erste Glas? fragte Constantin.

— Du kannst noch fragen?

Sie stießen an.

— Es lebe der Kaiser! riefen zwei Stimmen zugleich. Es lebe Joseph II.

Der Wirth hatte die jungen Männer beobachtet, die der Flasche wacker zusprachen, um die erstarrten Glieder aufzuthauen.

— Und nun? fragte Joseph.

— Elisabeth! flüsterte Constantin.

— Kathinka! erwiederte jener.

Die Gläser erklangen, Beide tranken.

— Wie werden wir sie vorfinden? Sie ahnen unsere Ankunft nicht...

— Desto größer wird die Ueberraschung sein, meinte Joseph. Unser Briefwechsel ist seit acht Wochen unterbrochen gewesen; wir konnten keine günstigere Zeit zu diesem unverhofften Besuche wählen.

— Uns steht ein frohes Wiedersehen, ein herrliches Familienfest in Aussicht. Mich wandelt die Lust an, diesen Abend noch einen Besuch abzustatten.

— Die Damen sind unvorbereitet; ehe wir ihre Wohnung in der inneren Stadt erfragen, wird der Abend so weit vorgerückt sein, daß der Besuch unstatthaft erscheint.

— Ich folge Deinem Rath wie immer, wenn es mir

diesmal auch ein wenig sauer ankommt. Erheitern wir uns, damit die Zeit desto rascher vergeht.

Das Zimmer war vorbereitet. Die Officiere wechselten die Kleider und erschienen zur bestimmten Zeit in dem Speisesaale, um das Nachtessen einzunehmen. Unter den Gästen, die sich eingefunden, machte sich ein langer, hagerer Mann bemerkbar, der einen kostbaren ungarischen Pelz und an den Fingern glänzende Brillantringe trug. Sein kleiner Kopf hatte eine Fülle kurzgeschorenen schwarzen Haares. Sein schmales Gesicht mit den listigen schwarzen Augen unter starken, struppigen Brauen war weiß und von Runzeln durchzogen. Unter der spitzen und etwas gebogenen Nase zeigte sich ein kurzer Bart, der sich der besonderen Pflege des Besitzers zu erfreuen schien. Die Unterlippe, die allein sichtbare, war bleich und schmal. Die Zähne schimmerten wie Elfenbein durch die Schwärze des Bartes. So trocken und hager die Gestalt dieses Mannes war, so geistreich und listig blitzte sein kleines Auge, das stets zu beobachten schien. Unbekümmert ging er in dem Saale auf und ab; dem scharfen Beobachter aber konnte es nicht entgehen, daß er auf Alles lauschte, was sich ereignete.

Die Speisen wurden aufgetragen.

Nach der damaligen Sitte lud der Wirth, der den Vorsitz bei Tische führte, die Gäste ein, ihre Plätze zu nehmen. Während des ersten Ganges war Jeder beschäftigt, den Appetit zu befriedigen. Man sprach wenig. Unsere Freunde, die bei dem rauhen Wetter einen weiten Ritt gemacht, ließen sich den starken Wein und die guten Speisen vortrefflich schmecken; sie wurden heiter und unterhielten unter sich ein lebhaftes Gespräch. Niemand ahnte, daß er sich in Gesellschaft von Officieren befand, die zu den tapfersten der österreichischen Armee

zählten. Waren sie doch noch zu jung, um diese Voraussetzungen zu erregen.

Der Wirth glaubte seine Pflicht zu erfüllen, wenn er das Gespräch allgemein machte; er wollte auch für einen guten Gesellschafter gelten und in dieser Beziehung seinen Ruf bewahren, den er sich erworben hatte.

— Sie kommen aus der Stadt, Herr von Cyllis? fragte er.

Wer war Herr von Cyllis unter den Gästen? An wen hatte der Wirth diese Frage gerichtet? Es erfolgte keine Antwort. Der Fragende ließ sich nicht beirren.

— Herr von Cyllis kommt wohl nicht aus der Stadt? wiederholte er lauter.

Der hagere Mann im Pelze, der nachdenkend auf seinen Teller gesehen, war aufmerksam geworden.

— Ich komme aus der Stadt! gab er kalt zur Antwort.

— Ah, flüsterte Joseph seinem Freunde zu, jener Herr ist Herr von Cyllis! Vielleicht hat er so lange geschwiegen, um durch eine zweite Frage die allgemeine Aufmerksamkeit erregen zu lassen. Ohne Zweifel giebt er nun eine geistreiche Antwort. Ich kenne einen Mann, der ein ähnliches Benehmen beobachtet. Merke auf, ich täusche mich nicht.

— Was giebt es Neues? fuhr der Wirth fort.

— Nichts, das von allgemeinem Interesse wäre.

Herr von Cyllis sprach ruhig, klar und mit wohlklingender Stimme; er wischte zuvor, ehe er sprach, seinen Mund mit der Serviette. Dabei ließ er die Brillantringe an seinen Fingern spielen. Jede seiner Bewegungen war gemessen, man könnte fast sagen geziert. Den Wein genoß er mit Kennermiene. Auf den dargereichten Schüsseln suchte er die besten Stückchen der Speisen aus. Man sah, daß dieser Mann

in jeder Hinsicht zärtlich für seinen Körper sorgte: er kleidete und nährte ihn gut. Aber trotz dieser Sorgfalt blieb er hager und trocken; der Saamen schien auf ein unfruchtbares Ackerland zu fallen. Herr von Cyllis war ein Feinschmecker erster Klasse und in dieser Eigenschaft dem Wirthe bereits bekannt.

— Wie befindet sich der kranke Kaiser?

Diese Frage ward nach einer langen Pause ausgesprochen.

Der Gourmand machte soeben ein gebackenes Hühnchen zum Skelett. Man mußte lange auf seine Antwort warten.

— Ist der Kaiser immer noch krank? fragte Radetzky.

— Leider!

— In Böhmen verbreitete sich das Gerücht, der hohe Herr sei genesen, ein Gerücht, das alle Gemüther mit Freude erfüllte. Sollte dieses Gerücht ungegründet sein, so würde es Niemand mehr beklagen, als ich.

Herr von Cyllis wischte sich in diesem Augenblicke sauber den Mund. Dann fragte er:

— Sie kommen aus Böhmen, mein Herr?

— Ja, mein Herr.

— Und dort schmeichelt man sich mit der Hoffnung, der Monarch würde seine Gesundheit wiedererlangen?

— Man glaubte, er habe sie bereits wiedererlangt.

— Die guten Böhmen — wollte Gott, sie hätten den rechten Glauben! Der Kaiser ist krank, sehr krank!

Herr von Cyllis schlürfte langsam den letzten Rest Ungarweins aus seinem Glase.

— Wissen Sie das genau? fragten die beiden Officiere zugleich.

Der lange Mann, der sein Glas füllte, hütete sich zu sprechen, denn er fürchtete einen Tropfen des Nectars zu ver=

gießen. Nachdem er langsam die Flasche niedergesetzt, antwortete er:

— Ich spreche nur von dem, was ich genau weiß. Der Kaiser leidet an einer unheilbaren Krankheit, die Kunst der Aerzte vermag Nichts, sie zu heben. Die Aeskulapen zerbrechen sich die Köpfe — Alles ist vergebens. Heute hat die Krankheit einen entschieden bedenklichen Charakter angenommen . . .

— Die heilige Jungfrau erbarme sich seiner! rief unwillkührlich ein Gast aus.

Eine Pause trat ein.

Radetzky betrachtete den langen Mann; er erinnerte sich, daß die Zigeunerin denselben Ausspruch gethan, den er so eben hier gehört hatte. Er war nicht abergläubisch, aber daß die Prophezeihungen jenes Weibes so genau in Erfüllung gingen, selbst in Bezug auf den Kaiser, machte ihn nachdenken. Es mußte ein merkwürdiger Zufall obwalten, wenn alle diese Begebenheiten nur Werke des Zufalls wären. Trotzdem hielt er sie dafür.

Man fragte von allen Seiten nach der Krankheit des Kaisers. Herr von Cyllis nahm die Miene eines Gelehrten an.

— Man braucht eben nicht Arzt zu sein, meine Herren, um das Leiden unsers Herrschers zu begreifen und erklärlich zu finden. Fassen wir nur die letzten Jahre seiner Regierung in's Auge — ein gewöhnlicher Mensch würde unter den Stürmen, die auf ihn eintobten, erlegen sein. Joseph II. ist ein guter Feldherr, ein Vater seiner Soldaten, er theilte alle Lasten und Beschwerden des Krieges mit ihnen. Das muß den besten Körper aufreiben, muß bei Zeiten das Alter herbeiführen. Aber nicht allein die Strapatzen des Kriegs hatte der hohe Herr zu ertragen, sondern auch Leiden moralischer Art. Wer nur einigermaßen das Regierungssystem des Kai=

sers beobachtet hat, muß ihn anstaunen, zugleich aber auch bekennen, daß er zuviel begonnen hat, zuviel für die Kraft eines Menschen, zuviel für unsere Zeit. Bedenken Sie das Unternehmen, Ungarn germanisiren und höher besteuern zu wollen! Bedenken Sie, dem Freistaate der Niederlande den seit dem Utrechter Frieden bestandenen Barrierecontract zu kündigen! Bedenken Sie den Streit mit den Holländern über die Eröffnung der Schelde; bedenken Sie den kolossalen Entwurf, dem Churfürsten von der Pfalz ganz Baiern gegen einen großen Theil Belgiens zu übergeben! Bedenken Sie überhaupt die Neuerungen, die Joseph II. theils begonnen, theils ausgeführt hatte — bedenken Sie die Niederlage bei Lugosch zu einer Zeit, die nicht ungünstiger sein konnte — bedenken Sie den Schmerz, fast alle Plane scheitern zu sehen — wer kann sich noch wundern, wenn Geist und Körper darunter leiden? Es war nicht gut, das Bestehende über den Haufen zu stoßen; es war nicht gut, mit Allem zu brechen.

— So mißbilligen Sie die Bestrebungen unsers Kaisers? fragte Radetzky.

— Was kann an meiner Billigung oder Mißbilligung liegen? Werfen Sie einen Blick in die Welt, und Sie werden sehen, wie man dagegen ist.

— Die Welt will den alten Zopf behalten! rief der Officier. Es giebt keinen gefährlichern Krieg als den gegen den Zopf. Alles, was dagegen gerichtet ist, nennt man unstatthafte Neuerungen, einen Bruch mit dem Bestehenden. Der Kaiser hat diesen Zopf bereits halb abgeschnitten, und wenn ihm Gott das Leben schenkt, wie jeder vernünftige und wahre Oesterreicher wünschen muß, so wird er diesen Zopf auch noch ganz abschneiden. Wie klein beurtheilt man den großen Kaiser! Es kommt die Zeit, und sie ist nicht fern, in der man ihm volle Gerechtigkeit zollen wird. Ich bitte Sie,

das Gespräch abzubrechen, und mit mir auf das Wohl des Kaisers und auf ein einiges großes Oesterreich anzustoßen, auf ein Oesterreich, wie es Joseph II. gewollt hat!

Alle stießen an; die Gläser erklangen. Auch Herr von Cyllis erhob sein Glas und nippte daraus; man sah es ihm an, daß er Furcht vor dem feurigen Officier hegte, dessen Blicke ihn durchbohren zu wollen schienen.

— Verzeihung, sagte er dann, ich habe nur meine Ansicht ausgesprochen, und jeder Mensch hat ja seine eigene Ansicht.

— Auch beschränkte Köpfe, und diese sind am eifrigsten bemüht, ihre beschränkten Ansichten geltend zu machen. Es ist nicht Jeder berufen, die Geschicke ganzer Völker zu leiten. Was würde aus dem Heere werden, wenn jeder Officier General spielen wollte? Wie der Feldherr, so kann und muß der Monarch Gehorsam fordern, wenn er ein großes Ziel erreichen will. Wer Sie auch sein mögen — hegen Sie Ehrfurcht vor dem Staatsoberhaupte und bekritteln Sie die Handlungsweise Joseph II. nicht.

Alle schwiegen; der hagere Mann sah lächelnd vor sich hin. Noch stockte das Gespräch, als plötzlich eine Dame, die in einen schwarzen Schleier gehüllt war, eintrat. Der Diener, der ihr folgte, blieb an der Thür stehen. Kaum erblickte sie Herr von Cyllis, als er aufstand und ihr entgegentrat. Beide sprachen leise mit einander. Die Bewegungen der Dame verriethen Ungeduld, Eile; der lange Mann blieb kalt und ruhig. Beide traten zu einem längern Gespräche in eine Fenstervertiefung, ohne sich um die Gäste zu kümmern.

Joseph Radetzky saß neben dem Wirthe.

— Wer ist denn dieser Herr von Cyllis, wie Sie ihn nennen? fragte er leise.

— Ich kenne nur seinen Namen; seit vier Wochen kommt

er täglich Mittags und Abends, um an meinem Tische zu speisen. Er zahlt pünktlich und entfernt sich wieder.

— Wie haben Sie seinen Namen erfahren?

— Durch einen Brief, der vor ungefähr drei Wochen an ihn abgegeben wurde. Mehr weiß ich nicht von ihm.

— Und die Dame?

— Sehe ich diesen Abend zum ersten Male.

Die Gäste hatten den Tisch verlassen und zerstreuten sich; die Beiden in der Fenstervertiefung sprachen noch immer leise mit einander. Plötzlich, als ob er den Vorstellungen der Dame Gehör gäbe, zog Herr von Cyllis sein Taschenbuch, holte einen Brief hervor und winkte dem Diener. Dieser trat näher.

— Wo ist der Wagen?

Der Diener sah nach seiner Taschenuhr.

— Er muß in diesem Augenblicke vorgefahren sein, gnädiger Herr! war die Antwort.

— Gut. Nimm diesen Brief. Du kennst die Wohnung des Grafen von Georgy?

— Ja, gnädiger Herr.

— Eile auf der Stelle dorthin und gieb den Brief ab. Den Grafen wirst Du vorfinden. Trage Sorge, daß das Papier diesen Abend noch in seine Hände kommt. Fort!

Der Diener verließ hastig das Zimmer. Herr von Cyllis warf dem Wirthe Geld zu, nahm seinen Hut, bot der Dame, die ihren Schleier nicht einen Augenblick gelüftet hatte, den Arm und wollte sich entfernen.

Joseph Radetzky trat ihm entgegen.

— Verzeihung, mein Herr, wenn ich Sie einen Augenblick aufhalte.

— Was wollen Sie?

— Sie sandten Ihren Diener an den Grafen von Georgy...

— Ganz recht. Vermuthen Sie in dem Grafen einen Kritiker? fragte Herr von Cyllis lächelnd.

— Nein, mein Herr; aber da ich voraussetzen darf, daß Sie ihn kennen, möchte ich mir von Ihnen einige Auskunft erbitten.

— Sie irren, ich kenne den Grafen nur oberflächlich. Ich weiß nicht einmal seine Wohnung — um diese zu erfahren, hätten Sie sich an Diener wenden müssen.

Er grüßte und entfernte sich, seine Dame führend. Der Officier fand keine Veranlassung, ihn zurückzuhalten; er wollte an das Fenster treten, um die Straße zu beobachten — da sah er auf dem Fensterbrette ein kleines Portefeuille liegen.

— Das Eigenthum der Dame, meinte Constantin.

— So müssen wir es ihr nachsenden.

In diesem Augenblicke ward die Thür geöffnet und die Dame trat hastig ein; sie wollte nach dem Fenster eilen. Radetzky überreichte ihr das Portefeuille mit den Worten:

— Ist dies Ihr Eigenthum?

— Ja, mein Herr; ich komme, um es zu holen.

— Nehmen Sie...

— Danke, Herr von Radetzky! lispelte die Dame, sich verbeugend.

— Wie, Sie kennen meinen Namen?

— Ich preise den glücklichen Zufall, der mich Sie finden läßt. Wenn es möglich ist, so geben Sie mir morgen Abend um diese Stunde Gelegenheit, Sie zu sprechen, ich habe Ihnen Dinge von Wichtigkeit mitzutheilen. Das Portefeuille habe ich mit Fleiß vergessen, um Ihnen diese Worte zuflüstern zu können.

— Wer erzeigt mir die Ehre...

— Werde ich Sie antreffen? fragte ausweichend die Dame.

— Ohne Zweifel.

— So zügeln Sie bis dahin Ihre Neugierde. Herr von Cyllis wird uns nicht lästig fallen — ich beschäftige ihn an einem andern Orte. Auf Wiedersehen! Mein Begleiter darf noch nicht ahnen, daß ich Sie kenne.

Sie entschlüpfte durch die Thür. Gleich darauf hörte man das Rasseln eines schnell abfahrenden Wagens. Die beiden Freunde sahen sich lächelnd an.

— Ein interessantes Abenteuer empfängt uns, rief Constantin. Die Zigeunerin prophezeihete Dir Unglück in der Liebe, wie Du mir gesagt — es scheint, Du hast in dieser Beziehung mehr Glück als Dir lieb ist.

— Der neidische Schleier hat die Züge der Fremden so fest verhüllt, daß ich nicht einmal eine Ahnung habe, ob sie häßlich oder schön ist. Die wohlklingende Stimme übrigens verräth Jugend…

— Mir ist, als ob ich diese Stimme schon gehört hätte.

Die Freunde erschöpften sich in Vermuthungen über die räthselhafte Fremde, die ohne Zweifel zu der Familie Georgy in Beziehung stand, denn nach dem, was man gesehen und gehört, hatte Herr von Cyllis auf ihre Veranlassung den Brief abgesendet. Der Umstand, daß Sie den Lieutenant Radetzky kannte und ihn zu einer Unterredung ohne Wissen des Begleiters, den sie zu fürchten schien, aufgefordert, erhöhete das Interesse an ihrer Person. Man beschloß, die Neugierde zu bekämpfen und die Unterredung abzuwarten. Kathinka und Elisabeth bildeten nun das Thema, um das sich ihr Gespräch drehte. Schon früh am nächsten Morgen mach-

ten sie Toilette. Nach dem Frühstücke traten sie den Weg zur Stadt an. Die Wohnung des Grafen L. war bald gefunden, da man die Adresse desselben aus den Briefen genau kannte. Die durch den Krieg vertriebene Familie bewohnte eins jener alten Häuser, die sich durch Räumlichkeit und Bequemlichkeit auszeichnen. Ein Diener empfing die Fremden auf der weiten Hausflur; sie nannten ihre Namen und gaben Auftrag, dem Grafen ihre Ankunft zu melden. Der Diener kam eilig mit der Antwort zurück, daß der Besuch sehr willkommen sei.

Der Graf L. empfing die Officiere in einem kleinen, elegant eingerichteten Salon, der sich in dem Erdgeschosse befand. Wie war der gute Herr in der kurzen Zeit gealtert! Nur wenig weiße Haare noch schmückten das ehrwürdige Haupt und eine Menge Furchen durchzogen das magere Gesicht, in dem sich Trauer und Niedergeschlagenheit aussprachen. Der Greis erhob sich mühsam aus einem Sessel, der neben dem hohen Kamine stand, in welchem ein Feuer prasselte. Die ganze Einrichtung war völlig die eines Krankenzimmers. Die erste Begrüßung war herzlich, wehmüthig.

— Gut, daß Sie gekommen sind, sagte der Greis; jetzt bedarf es der Aufforderung nicht mehr, daß Sie eine Reise nach der Residenz antreten. Ich wollte Sie zu einer bessern Zeit einladen; aber das Schicksal, das schwer auf uns lastet, will es nicht. Ihre Anwesenheit ist nothwendig.

— Man sagt, der Kaiser sei sehr krank, begann Joseph.

— So hat man Ihnen die Wahrheit gesagt. Der edle Monarch hat von Lugosch das Leiden mitgebracht, das, wenn Gott nicht hilft, mit dem Tode enden wird. Was menschliche Kunst vermag, ist vergebens geschehen. Beten wir, daß uns der sorgende Landesvater erhalten bleibe!

Der Greis zerdrückte eine Thräne in seinen trüben Augen. Die beiden Freunde glaubten jetzt den Grund des

Kummers zu kennen, der an dem Herzen des Grafen nagte; sie schwiegen, um ihn ein kurzes Gebet vollenden zu lassen, das er zu flüstern begonnen.

— Noch sind wir allein, fuhr er dann fort; benutzen wir die Zeit zu einer Mittheilung, die Ihnen zu machen ich mich für verpflichtet erachte, da Sie den regsten Antheil an dem Geschicke meiner Familie nehmen. Die Gnade des Kaisers hat mich so reich für den Verlust meiner Güter entschädigt, daß ich jeglicher Sorge enthoben bin. Aber wird das Glück des Menschen von äußern Verhältnissen allein bedingt? Der Kaiser, mein hoher Freund und Schützer ringt mit dem Tode, und...

Der Graf schwieg, ein herber Schmerz beraubte ihn der Sprache.

— Vollenden Sie, vollenden Sie! bat Constantin, dem eine bange Ahnung die Brust beklemmte.

— Wir sind Männer, fügte Joseph hinzu; wie es auch sei — Sie werden uns mit Muth gewaffnet finden!

Der Greis nahm mühsam seine ganze Fassung zusammen.

— Sie sind ein Mann, Herr von Radetzky, sagte er mit bewegter Stimme; Sie sind ein heldenmüthiger Mann, denn Sie haben es bewiesen. Aber verzeihen Sie dem Vaterherzen, dem ein schwerer Verlust bevorsteht —

— Was ist es? Was ist es?

Constantin ergriff stürmisch die Hand des Grafen.

— Kathinka hat mir vor zwei Monaten den letzten Brief geschrieben — wie geht es meiner Braut? fragte er.

— Herr von Radetzky, meine Elisabeth liebt Sie treu und innig —

— Großer Gott! Elisabeth?

— Theilt mit ihrem Kaiser ein gleiches Schicksal! ant-

wortete mit erzwungener Festigkeit der Greis. Das arme Kind liegt gefährlich krank.

Der junge Mann erstarrte zur Bildsäule. Sein schönes Gesicht erbleichte, seine Glieder bebten. Constantin schloß ihn gerührt an die Brust.

— Sie sind ein Mann, Herr von Radetzky! mahnte der Graf.

— Ja, stammelte der Officier, ich habe mehr als ein Mal dem Tode in's Auge geblickt, meine Kameraden sind mir zur Seite gefallen, und ich habe nicht gebebt — Elisabeth, hauchte er kaum hörbar, wenn ich Dich verliere, so verliere ich meinen Schutzengel! Die Thräne, die ein Soldat der Geliebten des Herzens weint, zeugt wahrlich nicht von Muthlosigkeit. Ach, nie habe ich lebhafter empfunden, daß ich Elisabeth mit meinem ganzen Wesen liebe, als jetzt, da man mir ihren Verlust ankündigt.

Der Graf reichte ihm die Hand.

— Die Liebe klammert sich, wie der Schiffbrüchige, an einen dürren Zweig; auch wir wollen die Hoffnung nicht sinken lassen, so lange noch der kleinste Schimmer leuchtet — vielleicht hält die jugendliche Natur den Angriffen des bösen Fiebers Stand — hoffen wir, hoffen wir; aber seien wir auch auf das Aeußerste gefaßt. Gottes Wille geschehe!

— Ja, Gottes Wille geschehe! wiederholte der Officier in frommer Ergebung.

Eine schmerzliche Pause war eingetreten.

Der Greis saß sinnend und von Schmerzen gefoltert in seinem Sessel. Joseph lehnte an dem Kamine, Constantin ging unruhig auf und ab. Plötzlich blieb er stehen und fragte:

— Wann ist Elisabeth krank geworden?

— Verzeihung, ich vergaß, Ihnen Bericht zu erstatten; aber haben Sie Nachsicht mit mir, es stürmt zu viel auf mich

ein. Meine Tochter kränkelte zwar nicht, aber sie hatte ihren heitern Sinn, ihr an Muthwilligkeit streifendes heiteres Wesen verloren. Wir schrieben diese Veränderung ihrer Liebe zu, die sie uns mit voller Offenherzigkeit gestanden hatte. Die Mutter segnete diese Liebe, da sie den tapfern Officier hochschätzt. Leider wurden wir auch bald gewahr, daß die Rosen ihrer Wangen verblüheten; sie aß wenig und hatte unruhige Träume. Um sie zu trösten, machte ich ihr den Vorschlag, den Geliebten zu einer Reise nach der Residenz zu bewegen; Elisabeth drang darauf, daß dies geschehen solle, wenn sie genesen sei. Sie forderte das Versprechen, daß wir uns des Schreibens enthielten, da sie selbst die eingehenden Briefe beantworten wolle. Ihrer Schwester vertrauete sie an, daß Joseph keine betrübende Nachricht von ihr empfangen solle, die kurze Zeit würde vergehen und sie selbst bald genesen. Das gute Kind wollte nicht, daß sich der Geliebte ihretwegen ängstige; sie war der Meinung, daß traurige Nachrichten immer noch zeitig genug kämen. Es war ersichtlich, wie Elisabeth sich Mühe gab, ihren eigentlichen Zustand uns zu verbergen. In unserer Besorgniß ließen wir den Arzt kommen und beriethen mit ihm. Daß wir ihm die Liebe der Kranken nicht verschwiegen, war natürlich. Der Arzt, einer der gesuchtesten der Residenz, unterhielt sich mit ihr, examinirte sie und erklärte endlich mit Bestimmtheit, daß ein schleichendes Fieber sich ausbilde und daß Elisabeth eine ernste Krankheit bevorstehe, die zu bekämpfen man schon zu lange versäumt habe. Die Leidende durfte das Bett nicht mehr verlassen, und endlich war es ihr auch unmöglich, aufzustehen. So verflossen Tage und Wochen. Schien es doch, als ob sie mit dem kranken Kaiser in einem gewissen Rapporte stände — verschlimmerte sich der Zustand des hohen Herrn, so war dasselbe mit meiner Tochter der Fall. Erzählte man uns, der Monarch befinde sich besser, so bemerkten auch

wir an Elisabeth eine Veränderung, die uns mit froher Hoffnung erfüllte. Ach, es waren Tage des Hoffens, Harrens und Fürchtens, die auch an meinem gebrechlichen Körper mit Riesengewalt rüttelten.

In unserer Gegenwart sprach die Kranke von dem Geliebten nicht; wohl aber unterhielt sie sich oft und gern mit ihrer Schwester über diesen Punkt, die ihr hatte geloben müssen, nur dan nzu schreiben, wenn dem Geliebten gute Nachrichten mitzutheilen wären. Auf die Aeußerung Kathinka's, daß Joseph sich beunruhigen würde, wenn er so lange keinen Brief erhielte, antwortete sie: er kennt mich, und darum muß er wissen, daß ich Gründe habe, zu schweigen; übrigens werde ich mich schon bei ihm entschuldigen, wenn ich genesen bin. Man that also, wie die Kranke wollte. Seit einigen Tagen aber verschlimmerte sich ihr Zustand in einem solchen Grade, daß der Arzt seine Befürchtungen aussprach. Was er bisher angedeutet, machte er gestern Abend zur Gewißheit. Ich nahm mir vor, diesen Morgen einen Courrier abzusenden und Ihnen die Krankheit meiner Tochter unumwunden zu melden. Dort liegt die Depesche, und sobald der Arzt hier gewesen, sollte sie abgehen. Dessen bedarf es nun nicht, Sie sind angekommen, als ob Sie die Stimme des Schicksals gerufen hätte.

In diesem Augenblicke trat die Gräfin ein; auch sie war bleich und sichtlich gealtert.

— Marie, rief der Graf, hier sind Gäste, die wir unter traurigen Umständen willkommen heißen!

Der alten Dame traten die Thränen in die Augen, als sie dem jungen Mann die Hand reichte, den die Tochter so innig liebte.

— Ihre Mienen, gnädige Frau, verrathen keine tröstliche Nachricht, redete er die Dame an.

— Elisabeth selbst muß die Schwere der Krankheit fühlen, antwortete sie, denn so eben hat sie Kathinka gebeten, dem Herrn von Radetzky die Nachricht von ihrem Leiden mitzutheilen und ihn zu einem Besuche einzuladen.

— Führen Sie mich zu ihr, bat Joseph.

— Verzeihung, der Arzt kann nicht lange mehr ausbleiben; ohne seine Bewilligung möchte ich nicht, daß die Kranke durch Ihr Wiedersehen aufgeregt würde.

— O, gnädige Frau!

— Es ist hart, Ihnen den Zutritt zu verweigern...

— Bereiten wir Elisabeth vor!

— Unternehmen wir keinen Schritt, den wir uns später zum Vorwurfe machen könnten. Der Arzt selbst mag seine Patientin auf eine Scene vorbereiten, die eine große Erregung hervorbringen muß.

— Wie befindet sich Elisabeth? fragte theilnehmend der Vater.

— Es ist seit gestern Abend keine Veränderung eingetreten; das arme Kind liegt in einem ruhigen Hinbrüten; es lächelt, wenn ich es ansehe, um meine Besorgniß zu verbannen. Ach, was werden die nächsten Tage bringen?

Der Diener trat ein und überreichte dem Grafen ein Couvert.

— Von dem Kammerherrn? fragte die Gräfin rasch.

— Ja.

— Der Greis öffnete und las. Dann gab er seiner Gattin das Papier. Nachdem diese hastig gelesen, wandte sie sich zu den beiden Officieren:

— Der Zustand des Kaisers ist sehr bedenklich; man wird Gebete für ihn anordnen. Ein befreundeter Kammerherr sendet uns jeden Morgen eine Abschrift des ärztlichen Bülletins.

— Gott erhalte den Kaiser! rief der Graf.

— Und meine Elisabeth! fügte Joseph leise hinzu.

Ein Wagen fuhr an der Thür vor. Die Gräfin trat rasch an das Fenster.

— Der Arzt! Ich gehe, um ihm Alles zu sagen. Unsere Gäste werden meine Rückkehr hier erwarten.

Die Gräfin hatte sich entfernt. Einige Minuten später trat hastig Kathinka ein. Von der Sorge um die geliebte Schwester und den häufigen Nachtwachen war die junge Dame bleich geworden; aber die zarte Blässe hatte ihre Schönheit nicht beeinträchtigt — sie glich einer duftenden Lilie. Constantin eilte ihr entgegen und bedeckte ihre Hand mit Küssen. Ein flüchtiges Roth überflog die bleichen Wangen der jungen Gräfin, als sie den stattlichen Officier erblickte. Die Liebenden enthielten sich jeder freudigen Aeußerung über das Wiedersehen, denn sie fühlten, daß der arme Joseph, der sich der Geliebten nicht nähern konnte, doppelt schmerzlich dadurch berührt werden mußte.

— So eben war ich beschäftigt, an Sie zu schreiben, Herr von Radetzky. Fast mache ich mir Vorwürfe, daß ich es nicht schon früher gethan habe, anstatt mich den Launen der Kranken zu fügen, die Ihnen nur frohe Botschaften zusenden möchte. Gebe Gott, daß durch Ihr Erscheinen eine heilsame Krisis herbeigeführt werde. Mutter flüsterte mir zu, daß Sie angekommen seien. In diesem Augenblicke spricht sie mit dem Arzte. Ach, vielleicht wird ja noch Alles gut werden.

Das reizende Mädchen lächelte unter Thränen.

— Kathinka, fragte Constantin flüsternd, wo ist mein Vater?

— Hier in der Residenz.

— Kennst Du seine Wohnung?

— Er hat seit vier Wochen dieses Haus bezogen, um stets in der Nähe seines alten Freundes zu sein. Dort drüben

in jenem Flügel befinden sich seine Zimmer. Wie jeden Morgen, so macht er auch heute seinen Spazierritt, von dem er um Mittag zurückkehrt. Mehr weiß ich von dem alten verschlossenen Manne nicht, der Niemand, außer meinem Vater, sich mittheilt.

— Und wie ist sein Benehmen gegen Dich?

— Ich kann mich nicht über ihn beklagen; er ist freundlich und nennt mich nicht selten seine Tochter. Mir scheint, er vergißt in unserm Familienkreise den Unmuth, der ihn stets beherrscht. Die arme Elisabeth bedauert er von Herzen; er glaubt nicht daran, daß sie so krank ist. Diesen Morgen schon hat er sie besucht. Wäre der alte wunderliche Mann auch nicht Dein Vater, ich müßte ihn dennoch lieben. Wie hat er sich seit der Zeit geändert, daß er das letzte Mal in unserm Schlosse war.

Ein Diener trat ein.

— Was giebt's? fragte die junge Gräfin.

Der Diener flüsterte ihr einige Worte zu.

— Gott sei gelobt! rief sie aus. Die Mutter läßt Herrn von Radetzky bitten, in das Krankenzimmer zu kommen, der Arzt habe den Besuch gestattet.

— Das ist ein gutes Zeichen, meinte der alte Graf. Gehen Sie, mein lieber Freund, gehen Sie. Constantin leistet mir bis zu Ihrer Rückkehr Gesellschaft.

Wir begleiten die beiden jungen Leute, die das angrenzende Gemach durchschritten. Dieses Gemach war ein elegant eingerichtetes Damenboudoir.

— Hier haben wir oft von Ihnen geplaudert, sagte Kathinka leise. Dort saß Elisabeth, hier saß ich. Es liegt noch Alles, wie sie es verlassen hat. Die Krankheit hat sie an der Vollendung eines Taschenbuchs gehindert, das Ihnen bestimmt ist. Ich wollte mich der Arbeit unterziehen — sie ge-

stattet nicht, daß eine fremde Hand einen Nadelstich daran mache.

Sie zeigte ihrem Begleiter die Arbeit, die auf einem Nähtischchen lag. Joseph drückte die Stickerei an seine Lippen. Als er sie näher betrachtete, sah er auf dem weißen Grunde die Anfänge eines Lorbeerkranzes. Kathinka legte die Stickerei genau an denselben Ort, wo man sie gefunden hatte.

— Sie sehen, daß sie stets ihren Helden feiert! Nun folgen Sie mir.

Die junge Gräfin öffnete leise eine Thür. In demselben Augenblicke traten aus dieser Thür die Mutter und ein Mann im Pelze. Joseph war erstaunt, dem Herrn von Cyllis hier zu begegnen, den er Abends zuvor in Gesellschaft der räthselhaften Fremden gesehen hatte. Die Gräfin stellte ihn als den Arzt Elisabeth's vor. Der Doctor verneigte sich, ohne durch irgend ein Zeichen zu erkennen zu geben, daß er sich des Officiers, der ihm einen nachdrücklichen Verweis gegeben, erinnere. Sein Gesicht blieb kalt und ausdrucksios, als er Ruhe empfahl und die Mutter an die verabredeten Vorsichtsmaßregeln erinnerte.

— Diesen Abend sehen Sie mich wieder! fügte er hinzu.

Dann entfernte er sich.

— Wie heißt dieser Arzt? fragte Joseph.

— Herr von Cyllis.

— Und man hält ihn für geschickt?

— So geschickt, daß man ihn bei der Krankheit des Kaisers zu Rathe gezogen hat.

Den Lieutenant konnten die Privatverhältnisse des Arztes wenig kümmern, noch weniger seine politischen Ansichten, die zu der Wissenschaft nicht in Beziehung standen; er enthielt sich also jeder Aeußerung über den Doctor, der rasch das

Zimmer verlassen hatte. Die Gräfin war sehr bewegt; gewaltsam suchte sie ihre Thränen zurückzuhalten.

— Hier ist das Krankenzimmer! flüsterte sie. Helfen Sie mir Vorsicht beobachten; wir müssen Elisabeth nach und nach auf Ihr Erscheinen vorbereiten. Eine jähe Ueberraschung kann böse Folgen haben.

Die drei Personen traten in ein geräumiges, mild erwärmtes Gemach. Der Thür gegenüber stand das Krankenbett, das durch eine Schirmwand geschützt war. Kathinka bot dem Gaste einen Stuhl dicht neben der Wand. Kaum hatte sich Joseph vorsichtig niedergelassen, als eine schwache Stimme fragte:

— Mutter, sind Sie da?

— Ja, mein Kind!

— Und der Arzt?

— Hat sich entfernt.

— Ich bitte, senden Sie mir meine Schwester! bat die schwache Stimme der Kranken.

Kathinka ging hinter den Schirm. Die beiden Schwestern flüsterten einige Augenblicke so leise, daß der erwartungsvolle Joseph kein Wort davon verstehen konnte. Ein schmerzliches Gefühl bemächtigte sich seiner bei dem Gedanken an die Elisabeth, die er auf der Reise so frisch und munter verlassen hatte. Wie anders hatte er sich das Wiedersehen nach einer zweijährigen Trennung ausgemalt! Jetzt traf er die Geliebte dem Tode nahe.

Kathinka rief die Mutter herbei.

— Was wünschest Du, mein liebes Kind? fragte die Gräfin laut. Sprich es aus und sei versichert, daß wir nicht einen Augenblick zögern, Alles zu erfüllen.

— Meine Bitte könnte Besorgnisse erwecken...

— Nein, nein! Liebes thörichtes Kind, Du machst mich besorgt, wenn Du mich durch Deine Verschlossenheit hinderst,

meine Bereitwilligkeit in ihrem ganzen Umfange zu zeigen. Kathinka hat Recht, daß sie mich in die kleinen Geheimnisse einweiht, die Dir Kummer zu machen scheinen. Sieh', ich würde Dir zürnen, wenn Du mich hartnäckig davon ausschließest. Ich kann Dir ja nur halb die Pflege angedeihen lassen, die ich Dir so gern ganz zutheilwerden lassen möchte.

Ein tiefer Seufzer entrang sich der Brust der Kranken.

— Mutter, hauchte sie mit Anstrengung, segnen Sie meine Liebe zu Joseph?

— Von ganzem Herzen!

— Ich wollte nicht, daß ihm die Nachricht von meiner Krankheit Kummer bereite; darum habe ich es vermieden, ihm zu schreiben. Mein Gott, was wird er von dem unerklärlichen Schweigen denken? Ich habe die Schwester diesen Morgen schon gebeten, einen Brief abzusenden — aber ohne Ihre Erlaubniß — der Gedanke quält mich — ach, und ich möchte ihm gern sagen, ehe ich sterbe...

— Schon wieder kommen Dir diese Grabesgedanken! rief die Mutter im Tone des Vorwurfs und indem sie einen Anflug von Zorn erkünstelte. Der Arzt ist mit Deinem Zustande zufrieden.

— Aber ich bin es nicht, liebe Mutter! Glauben Sie mir, meine Krankheit endigt mit dem Tode. Heute will ich Ihnen Alles sagen: Der Arzt täuscht sich und Andere.

— Nein, nein, Elisabeth! Verbanne die traurigen Gedanken, erheitere Dein Gemüth und vertraue Gott, der aller Menschen Schicksal lenkt. Du handelst unklug, wenn Du selbst Dir das Herz schwer machst. Ich habe an Deine Zerstreuung gedacht und dem Herrn von Radetzky geschrieben, daß er uns besuchen möge.

— Das haben Sie? fragte Elisabeth freudig.

— Gewiß, mein Kind!

— Dank, tausend Dank, liebe Mutter!

— Er hat einen weiten Weg zurückzulegen.

— Und der Winter ist so rauh und kalt!

— Ein Soldat fürchtet das Wetter nicht.

— Joseph ist ein starker, muthiger Mann!

— Er muß, nach meiner Berechnung, sich bereits auf der Reise befinden.

Die eingetretene Pause unterbrach die Kranke mit der Frage:

— Was haben Sie ihm geschrieben, Mutter?

— Daß Du Dir eine Erkältung zugezogen hast und Dich unwohl fühlst. Er möge kommen, da seine Anwesenheit Dich erheitern würde.

— Gut, recht gut, Mutter. Ach ja, ich werde heiter sein, wenn er kommt. Und Du meinst, er müsse sich schon auf der Reise befinden?

— Ich meine, daß er heute, vielleicht diesen Morgen noch eintreffen wird.

— Liebe Mutter!

— Eigentlich wollte ich Dir eine kleine Ueberraschung bereiten, aber damit Du siehst, wie gern ich für Dich sorge, und wie ungefährlich der Arzt Deine Krankheit hält... kümmern Dich nicht, Elisabeth!

— Nein, nein! Ich bleibe ruhig. Mutter, Kathinka, wenn Joseph nur kommt — ich meine damit, wenn man ihm den Urlaub nicht verweigert, wie meinem Bruder Alexander, der jetzt in einem italienischen Regimente dient.

— Sei ohne Sorge, mein Kind; wir wissen genau, daß Herr von Radetzky sich auf der Reise befindet... daß er heute noch eintreffen muß, vielleicht schon die Stadt betreten hat...

— Mutter, ich ahne, was Du mir sagen willst...

— Was?

— Du willst mich vorbereiten...

— Elisabeth!

— Du willst mir einen freudigen Schreck ersparen...

— Und doch zitterst Du, mein Kind; Deine Augen glänzen!

— Fürchten Sie Nichts, liebe Mutter; ich habe mich mit dem Gedanken an sein Kommen schon so vertraut gemacht, daß ich unglücklich sein würde, wenn er nicht erschiene.

Kathinka trat zurück und winkte dem lauschenden Joseph zu. Der Officier war tief ergriffen von der innigen Liebe des jungen Mädchens. Wie gern hätte er sich neben dem Bette niedergeworfen und die Hände der Kranken geküßt; aber die Furcht, eine außergewöhnliche Erregung zu bewirken, hielt ihn zurück.

— Nun, Du hast Recht, Elisabeth, fuhr die sorgsame Mutter fort; wir haben Dir ein Wiedersehen vorbereitet, das, wenn Du Dich ruhig verhälst, von wohlthätigen Folgen sein wird. Du sollst Dich zerstreuen, sollst Dein Gemüth erheitern, und Joseph wird das Seinige dazu beitragen.

— Er ist so gut!

— Ich weiß es, und aus diesem Grunde mußt Du ihm auch Freude bereiten, statt ihn mit unsinnigen Grabesgedanken zu ängstigen. Wenn man Dich sprechen hört, möchte man glauben, Du seiest gefährlich krank. Nun gieb mir Dein Wort.

— Worauf, Mutter?

— Daß Du ruhig sein und nicht mehr vom Tode phantasiren willst.

— Ach, ich gebe ja gern mein Wort!

— Nun warte einige Augenblicke; ich kehre zu Dir zurück.

Die arme Gräfin mußte sich entfernen, ihre Kräfte waren erschöpft; sie vermochte es nicht mehr, stärker zu erscheinen, als sie war. Ein Strom von Thränen rann über

ihre bleichen Wangen, indem sie auf Kathinka deutete und schwankend das Zimmer verließ.

Nach einigen Augenblicken winkte Kathinka dem harrenden jungen Manne. Joseph trat dem Bette der Kranken näher; sie sah ihn noch nicht, aber er konnte die Leidende beobachten. Wie bleich, wie abgezehrt war das liebliche Gesicht! Die durch die Krankheit vergrößerten Augen glänzten in einem seltsamen Feuer. Die kleinen Hände, die auf dem weißen Bette wie zum Gebete verschränkt ruheten, waren bis zum Erschrecken abgemagert. Bei dem Anblicke des leidenden Wesens ließen sich die Befürchtungen erklärlich finden. Der junge Mann mußte gewaltsam den lauten Ausbruch seines Schmerzes unterdrücken. Von der jugendlich blühenden Elisabeth, dem muntern, neckischen Kinde, war nur noch ein Schatten übrig.

Als Kathinka die Bewegung des Officiers sah, gab sie ihm durch Zeichen zu erkennen, daß er vorsichtig sein möge.

— Schwester! hauchte die Kranke.

— Hier bin ich, meine liebe Elisabeth.

— Ihr habt mir eine Ueberraschung vorbereitet.

— Nun ja.

— Wenn Joseph hier ist, so führe ihn zu mir. Es könnte leicht zu spät werden.

— Zu spät? Elisabeth, Du betrübst mich und die Mutter. Der Arzt wird Dich mit Gottes Hülfe retten.

— Desto besser!

— Wenn Joseph nun zu Dir träte?

— Mir ist, als müßte er schon da sein… ich höre ein Geräusch… wirf die seidene Decke über mich! So! Nun erwarte ich den Besuch. Ich bin ruhig, ganz ruhig. Käme er nicht, so würde es mich betrüben.

— Er kommt, Elisabeth!

— Kathinka, wenn es geht, laß mich einige Augenblicke mit ihm allein sprechen.

Die Schwester nickte mit dem Kopfe; dann sagte sie:

— Hier kommt Herr von Radetzky schon.

Die Kranke wandte langsam den Kopf zur Seite. Als sie den Geliebten erblickte, verklärte sich ihr Gesicht zu einem seligen Lächeln.

— Da bist Du! flüsterte sie zugleich. O, ich wußte es, Du mußtest ja wohl kommen.

Sie streckte ihm die kleine Hand entgegen. Er sank, von Schmerz überwältigt, neben dem Bette auf beide Kniee und drückte das im Fieber brennende Händchen an seine Lippen.

— Ja, ich mußte kommen! rief er dann aus. Eine seltsame Unruhe trieb mich zu der Reise, zu der Du mich hättest längst veranlassen sollen.

Sie erholte sich einige Augenblicke. Dann ruheten ihre Blicke mit dem Ausdrucke unendlicher Liebe auf dem jungen Manne, der seine Betrübniß durch ein erzwungenes Lächeln zu verbergen suchte.

— Ich gehe jetzt, sagte Kathinka. Bedarfst Du meiner, so greife zur Glocke.

Die Schwester verließ in der Beruhigung das Zimmer, daß das erste Wiedersehen glücklich erfolgt sei.

— Eigentlich sollte ich Dir zürnen, Elisabeth! begann der Officier im Tone sanften Vorwurfs. Du bist krank, und kein Brief sagt mir...

— Verzeihung, Joseph! Vielleicht verdiene ich Deine Vorwürfe; aber wenn Dir meine Liebe den Kummer ersparen wollte — ach, ich hoffte ja so fest auf eine baldige Genesung, daß ich der Schwester meine Correspondenz nicht übertragen wollte. Die Mutter mag nun doch wohl ernste Befürchtungen

hegen, und darum hat sie Dich von meiner trostlosen Lage unterrichtet.

— Nein, nein, meine Geliebte. Ich will Dir den Zusammenhang der Dinge offen bekennen. Ich habe das Gespräch zwischen Dir und Deiner guten Mutter dort hinter dem Schirme mit angehört; sie hat sich einer unschuldigen List bedient, um Dich auf meinen Besuch vorzubereiten, wie es der Arzt angeordnet hat. Ich bin aus freiem Antriebe gekommen, und Constantin begleitet mich. Daß es so ist, versichere ich auf meine Ehre. Mein plötzliches Erscheinen soll nicht nachtheilig auf Deine Genesung wirken. Doch, lassen wir das, wir haben ja wichtigere Dinge zu besprechen. Du bist wirklich recht krank gewesen.

— Gewesen? fragte sie mit einem schmerzlichen Lächeln. Ach, Du täuschest Dich, mein Geliebter; ich fühle, daß ich kränker bin, als je.

— Elisabeth! Elisabeth! Anstatt Dich der frohen Hoffnung hinzugeben...

Sie legte ihre matte Hand auf sein Haupt.

— Du bist ein muthiger, entschlossener Mann, flüsterte sie; der Tod, wo Du ihn auch siehst, erschreckt Dich nicht, ich weiß es. Jetzt findest Du ihn hier an meinem Bette. Wozu soll ich auch Hoffnungen in Dir anregen, die nie in Erfüllung gehen? Meine Liebe zu Dir öffnete mir eine schöne, herrliche Zukunft — die Vorsehung will es nicht, daß ich des mir verheißenen Glückes theilhaftig werde. Wir haben uns nur wenig gesehen — alle unsere Empfindungen und Ansichten haben wir Briefen anvertraut — Joseph, ich bin recht glücklich gewesen. Ich habe ein so großes Glück genossen, wie es wohl selten einem Mädchen zu Theil wird. Wir sind bis jetzt durch den Raum auf der Erde getrennt gewesen — ferner

werden wir durch die Kluft getrennt sein, die zwischen dieser und jener Welt liegt. Und sieh, mein Glaube auf ein Wiedersehen steht so fest, daß ich den Tod nur als einen Abschied für kurze Zeit betrachte. Ich habe in meiner langen Krankheit oft darüber nachgedacht.

— Du wirst leben, Elisabeth!

— So lange mir dies Glück vergönnt sein wird, will ich es Dir widmen!

— Ja, mein theures Mädchen, überlassen wir Dein Schicksal dem guten Gotte, der Dich in der Blüthe Deiner Jahre nicht von der Erde nehmen wird. Wie mich der Tod stündlich in dem Kampfe ereilen kann, so kann er mich auch in der Ruhe des Friedens treffen — kein Mensch ist sicher vor einem plötzlichen Hinscheiden, und darum wollen wir uns der Gegenwart freuen.

— So ist es recht, Joseph! So habe ich es gewollt. Nun stehe auf und setze Dich auf den Stuhl, auf dem mein Vater so oft gesessen hat, wenn wir von Dir plauderten. In solchen Augenblicken war es oft, als ob Du bei mir wärst, und wenn die Mattigkeit mich in einen ruhigen Schlummer versenkte, dann sah ich Dich vor mir, wie Du die Worte wiederholtest, die Du mir in Deinen Briefen geschrieben hattest. Dann wieder sah ich Dich neben unserm Reisewagen — Du schlugst die Feinde zurück, die sich unserer bemächtigen wollten — mir bangte nicht um Dein Leben — Du standest wie ein unbesiegbarer Held an der Spitze Deiner Soldaten — die Feinde flohen — es ertönten Siegesrufe — der Kaiser wand den Lorbeer um Deine Schläfe — ich sah aus weiter Ferne wie man den Sieger feierte, und war stolz, denn der Sieger war der Mann, der mich liebte — und ich war so glücklich —

Elisabeth hauchte noch einige unverständliche Worte, die wie das Flüstern der Blätter im leisen Abendwinde erstarben — dann bewegten sich die blassen Lippen nicht mehr, und das Auge schloß sich unter der Last der Mattigkeit, welche sich der Kranken bemächtigt hatte. Man würde sie für entseelt gehalten haben, wenn nicht der Busen kaum merkbar sich gehoben und die Hände leise gezittert hätten. Die arme Elisabeth glich in ihrem Schlummer einem bleichen Wachsbilde von unendlicher Schönheit und Zartheit. Ihre Haut war fast durchsichtig; man sah die lichtblauen Adern durchschimmern. Die langen schwarzen Wimpern der geschlossenen Augenlider, die von Zeit zu Zeit leise zuckten, warfen einen schwachen Schatten auf die blendend weißen Wangen. An der schönen Stirn perlten einzelne Schweißtropfen, das dunkele Haar hing feucht in die Schläfe herab.

Joseph war unwillkürlich niedergesunken vor der Heiligen, die bereits die Schwelle zu dem ewigen Jenseits betreten hatte. Im stummen Schmerze betrachtete er das engelgleiche Gesicht, das mild lächelnd in den weißen Kissen lag. Dann entließ er langsam die im Fieber glühende Hand — er bat den Himmel um die Erhaltung des Mädchens, an dem seine Seele mit der ersten Kraft jugendlicher Liebe hing. Lange hatte er gebetet, aber die arme Schläferin erwachte nicht wieder. Da erschienen die Mutter und die Schwester. Joseph deutete auf die Kranke.

— Sie schläft! antwortete die weinende Gräfin. Stören wir sie nicht, sie wird nun sobald nicht erwachen.

Der junge Mann mußte sich gewaltsam von dem Anblicke losreißen; er folgte traurig der Gräfin in das Zimmer des Grafen, während Kathinka ihren Platz einnahm, um bei der Kranken zu wachen.

Der Greis reichte dem Officiere mit einem schmerzlichen Blicke die Hand.

— Sie werden die Braut, ich werde mein Kind verlieren, sagte er bewegt. Ach wie gern wäre ich statt meiner Elisabeth zur ewigen Ruhe eingegangen. Was nützt ein alter schwacher Mann der Welt? Doch, der Name des Herrn sei gepriesen, er hat es so gefügt!

9.

Der Graf von Georgy war unerwartet früh von seinem Spazierritte zurückgekehrt. Wir finden Constantin in einem Zimmer desselben Hauses bei dem Vater, der den Sohn freudig gerührt empfangen hatte. Beide saßen neben dem Kamine.

— Ich habe Dir, mein Sohn, bereits schriftlich Andeutungen gegeben über das Arrangement mit meinen Gläubigern; so schwierig auch meine Lage war, ich habe meine Ehre als Edelmann gerettet und bin jeder Forderung gerecht geworden. Mir ist selbst noch eine kleine Rente geblieben, von deren Ertrage ich gemächlich lebe. Diese Rente wird Dein Erbtheil sein; aber so lange ich lebe, kann ich Dich nicht unterstützen.

— Mein Vater, ich bedarf Ihrer Unterstützung nicht; der Kaiser zahlt mir einen Sold, der zur Bestreitung aller meiner Bedürfnisse ausreicht. Ich bin Soldat mit Leib und Seele, und bin zufrieden mit meinem Loose. Doch, Vater, sind Sie auch mit dem Ihrigen zufrieden?

— Ja, ich lebe unabhängig! Daß Du Deine Carriere nicht bereuest, macht mich glücklich. Sprechen wir nicht mehr von der Vergangenheit, ich habe mit ihr vollständig gebrochen. Mein Leben war bis zu dem Tage, an dem der Lieutenant von Radetzky so heldenmüthig mein Schloß vertheidigte, ein unruhvolles, ein ewiges Streben und Ringen mit tausend

widerwärtigen Verhältnissen. Nun ist es vorbei, ich kann mich ganz der Freude über meinen Sohn hingeben. Noch einmal, willkommen, Constantin.

Der Graf reichte dem jungen Manne mit Stolz und Freude die Hand.

— Vater, begann Constantin nach einer Pause, ich muß eine Frage an Sie richten.

— Frage, mein Sohn.

— Ist Ihnen ein Herr von Cyllis bekannt?

Des Grafen Stirn legte sich in Falten des Unmuths.

— Wie kommst Du auf ihn?

— Ich sah ihn gestern Abend mit einer Dame in dem Gasthause, das wir zu unserer Wohnung gewählt haben. Die Dame schien ihn zu veranlassen, Dir einen Brief zu übersenden.

— Die Dame hat ihn veranlaßt?

— Ja.

— Seltsam.

Constantin erzählte das, was er gesehen hatte.

Der Graf war erstaunt über diese Nachricht.

— Ich habe allerdings gestern Abend einen Brief erhalten. Eine mir unbekannte Person zeigt an, daß der Fürst M., Du kennst ihn, an der Wunde gestorben sei, die er von mir in einem Duelle empfangen hat. Das Duell hat vor länger als einem Jahre stattgefunden. Dieser Anzeige bedurfte es nicht, da mein Gegner mir gleichgültig ist. Vielleicht verfolgt man einen mir unbekannten Plan — ich werde der Zukunft ruhig entgegen sehen.

— Wo ist der Fürst gestorben?

— Der Brief sagt Nichts davon. Doch genug über diese Angelegenheit, die mir stets verhaßt gewesen ist. Mein Sohn, Du hast bis jetzt nicht klar über meine Verhältnisse urtheilen können, und namentlich über das Verhältniß, in dem

ich zu dem Grafen L. stehe. Ich halte es an der Zeit, Dir Aufschlüsse zu geben. Der Graf ist ein braver Mann, der seiner Ueberzeugung bis zum Tode treu bleibt. Nimm dieses Papier — ich habe jene Ereignisse darin verzeichnet, die Dir zu wissen nöthig sind, da Kathinka früher oder später Deine Gattin wird. Ehe ich zu dem Duelle mit dem Fürsten ging, habe ich dieses Document für Dich angefertigt. Eröffne es in einer traulichen Stunde mit Deiner Verlobten.

Der Vater übergab seinem Sohne ein versiegeltes Papier. Gleich darauf gingen Beide zu dem Grafen, der um diese Zeit den Freund erwartete, um ein Stündchen mit ihm zu verplaudern. Sie trafen den tief erschütterten Joseph dort an. Die Gräfin hatte die nöthigen Vorbereitungen zur Aufnahme der Gäste getroffen; sie sollten eins der Zimmer des alten Grafen Georgy bewohnen, die nächste Nacht aber noch in dem Gasthause zubringen.

Der Tag verfloß. Elisabeth erwachte spät aus ihrem Fieberschlafe. Als Joseph gegen Abend noch einmal zu ihr kam, um Abschied zu nehmen, fand er sie in einer ruhigen, fast heitern Stimmung. Sie reichte ihm lächelnd die Hand.

— Es ist doch kein Traum, mein lieber Freund, flüsterte sie ihm entgegen. Ich habe mich nur mit Dir beschäftigt, und fürchtete beim Erwachen, daß Du mir fern wärst. Dank, daß Du gekommen bist!

— Ich bleibe bis zu Deiner Genesung, meine geliebte Elisabeth!

Sie bewegte kaum merklich ihr Köpfchen.

— Bis zu meiner Genesung! Giebt es eine Medicin gegen meine Krankheit, so ist es die Unterhaltung mit Dir, mein geliebter Freund. Ach, ich mache Dir wohl viel Sorgen?

— Nur dann, wenn Du die Hoffnung aufgiebst.

— Ich will nicht mehr verzweifeln, verlaß Dich!

Könnte ich Dich so glücklich machen, als es mein Herz wünscht — Du solltest nicht eine Stunde Trauer in Deinem Leben haben.

Nach einer Pause, in der sie nachgedacht, schien sie sich eines Umstandes zu erinnern, der ihr am Herzen lag.

— Das ist es! Das ist es! sagte sie hastig. Wo ist meine Schwester?

Kathinka trat heran.

— Hier bin ich. Hast Du einen Wunsch, Elisabeth?

— Du kennst das blaue Kästchen in meinem Schreibtische?

— Ja.

— Ich bitte, hole es mir.

Kathinka ging; sie kam mit einem kleinen blauen Kästchen zurück, das sie der Kranken überreichte, nachdem sie den Deckel mit einem Schlüssel geöffnet hatte.

— Setze Dich zu mir, Joseph!

Der junge Mann leistete Folge.

— Sieh', begann die Kranke, ich übergebe Dir ein köstliches Kleinod, und Du mußt es nehmen, denn es gebührt keinem Andern, als Dir. Höre mich an, damit Du mein Geschenk vollkommen zu würdigen weißt. Unterbrich mich nicht durch eine Gegenrede, Du machst mich sonst böse!

Sie hatte diese letzten Worte in jener muntern Weise gesprochen, die ihrem Charakter eigen war. Dabei lächelte sie schelmisch, wie sonst, als sie gesund war. Wie ein Lichtstrahl in finstere Nacht wirkte diese plötzliche Gemüthsveränderung auf die beiden jungen Leute, die sich neben dem Bette befanden.

— So ist es recht! rief Kathinka unter Freudenthränen. Man muß dem jungen Herrn Respect einflößen.

— Und ich werde gehorsam sein wie ein Kind! fügte Joseph hinzu.

Elisabeth bemerkte die freudige Aufwallung.

— Gehorsam ist die erste Pflicht des Soldaten! sagte

sie. Nun zur Sache: Der Kaiser wollte mich für die Dienste belohnen, die ich ihm geleistet. Gleich nach unserer Ankunft in Wien ließ er mich in die Hofburg bescheiden. Kathinka begleitete mich. Ach, der gute Herr war damals noch sehr sehr leidend! Aber er empfing uns so freundlich, wie man alte Bekannte zu empfangen pflegt. Nicht der große Kaiser sprach zu uns, sondern ein Freund. Ich habe mir die Worte genau gemerkt, die er an mich richtete. „Meine kleine Hofdame hat sich um mich verdient gemacht, sagte er; sie hat mir in gefahrvollen Tagen treulich zur Seite gestanden. Meinen Dank habe ich bereits in Worten ausgedrückt, und diesem Danke füge ich jetzt ein kleines Erinnerungszeichen bei. Nehmen Sie diesen Ring — er schmücke die Hand, die mich so freundlich bedient hat. Findet sich ein Anderer, den Sie mehr lieben, als mich, so schenken Sie ihn diesem.“ Das sagte der Kaiser. Hier ist der Ring, Du sollst ihn tragen, den Ring des Kaisers.

Sie steckte ihm den kostbaren Diamantring an den kleinen Finger.

— Du weißt es ja, fügte sie ganz leise hinzu, daß ich keinen Andern so innig liebe, als Dich! Des Kaisers Wille geht also in Erfüllung.

Joseph küßte die Hände der liebreichen Geberin.

— Ich nehme Dein Geschenk an, meine Geliebte; es wird uns ja beide zugleich an die Huld des Monarchen erinnern.

Die Kranke war zufrieden; sie dankte ihm durch ein freundliches Lächeln. Als die Gräfin kam, berichtete Kathinka den günstigen Einfluß, den der Besuch ausübte. Schien es doch, als ob man einige Hoffnung auf Genesung legen dürfte, eine Hoffnung, welche die Kranke theilte. Man sprach von der Eintheilung der Zeit während Joseph's Aufenthalt

in der Residenz und erzählte Einzelnheiten der Reise, welche die Familie in der Begleitung des Kaisers gemacht. Elisabeth lauschte mit Interesse und fügte von Zeit zu Zeit Ergänzungen hinzu. Dann aber trat Abspannung und Müdigkeit ein; sie verfiel, ehe man es vermuthete, in den gewöhnlichen unruhigen Schlummer.

— Die Aerzte können irren, tröstete Joseph die betrübte Mutter. Ich gebe die Hoffnung nicht auf.

— Herr von Cyllis wird diesen Abend noch einen Besuch abstatten, er hält es für nöthig.

— Wann will der Doctor kommen?

— Um acht Uhr. Dann wird er uns ein Stündchen Gesellschaft leisten.

— Um diese Zeit, dachte der Officier, wird die Dame erscheinen, die mich zu einer Unterredung aufgefordert hat.

Er schwieg noch über diese Angelegenheit, da er zuvor wissen wollte, wer die Fremde sei und was für einen Grund sie habe, ihn aufzusuchen.

In der Dämmerung verließen die beiden Freunde das Haus, um am nächsten Morgen zurückzukehren und das für sie eingerichtete Zimmer zu beziehen. Constantin nahm einen zärtlichen Abschied von Kathinka, die er als seine Verlobte betrachtete.

— Armer Freund, sagte er zu seinem Begleiter, als sich Beide auf der Straße befanden, wäre es Dir doch vergönnt, von Deiner Elisabeth zu scheiden wie ich von Kathinka!

— Mir soll kein Glück in der Liebe erblühen! rief Joseph. Die Krankheit Elisabeth's mahnt mich wiederum an jene Zigeunerin, von der ich Dir erzählte . . .

— Mensch, bist Du dem Aberglauben anheimgefallen?

— Nein; aber wenn man Erfahrungen macht, wie sie sich mir aufdrängen . . .

— Der Zufall spielt oft eine große, wichtige Rolle in der Welt.

— Dann bleibt es wunderbar, daß jenem Weibe der Zufall so günstig ist. Elisabeth war damals ein blühendes, munteres Mädchen —

— Ich begreife Deine Stimmung, Freund. Doch, sprechen wir später über diesen Punkt, er ist nicht geeignet, Dich zu zerstreuen.

Der Wind, Schneeflocken treibend, tobte heftig in der Straße, die man jetzt betrat. Die Officiere hüllten sich fester in ihre Mäntel und gingen rasch weiter. So erreichten sie ihr Ziel, das Gasthaus.

10.

Die Abendtafel war heute spärlich besetzt; neue Reisende waren nicht angekommen, und mehre, die man gestern gesehen, hatten die Stadt im Laufe des Tages verlassen. Drei bis vier stets wiederkehrende Gäste und die beiden Officiere bildeten die ganze Gesellschaft. Der Wirth war gesprächig wie immer.

— Wo bleibt Herr von Cyllis? fragte ein Gast, der seinen Platz neben dem leeren Stuhle des Arztes hatte.

— Er wird nun wohl nicht mehr kommen; der Mann trat sonst mit dem Schlage sieben Uhr in das Zimmer, und jetzt ist es halb acht Uhr.

— Sie wissen wirklich nicht, wer der Mann ist? fragte Joseph.

— Nein.

— Das wundert mich.

— Haben sie Etwas über ihn erfahren? fragte der neugierige Wirth.

— Ja, der Zufall hat es gefügt.

— Der Zufall; theilen Sie doch mit, was Sie erfahren haben.

— Herr von Cyllis ist einer der gesuchtesten Aerzte von Wien.

— Ah, das ist wohl möglich! rief lachend der dicke

Wirth. Daß wir ihn nicht kennen ist sehr natürlich, denn wir Bewohner der Vorstadt haben unsere eigenen Aerzte. Leben wir doch hier, als ob wir nicht zur Residenz gehörten. Wissen Sie, für was ich den langen blassen Mann gehalten habe?

— Nun? riefen die Gäste.

— Für einen Italiener, der in Edelsteinen Geschäfte macht. Sein Name klingt zwar nicht italienisch, aber gleichviel, ich habe ihn dafür gehalten. Man sehe nur die Ringe an seinen Fingern, die Ketten auf seiner Brust — der Mensch kommt mir vor wie das Schaufenster eines Juweliers. Und dann, meine Herren, eines solchen Appetites, wie ihn Herr von Cyllis besitzt, erfreut sich nur ein Italiener. Ich habe oft die Bemerkung gemacht, daß diese Leute in Wien mehr Hunger haben, als in ihrem Vaterlande. Sie essen und trinken für zwei Personen, und bleiben trocken wie die Stockfische. Aber diese Bemerkung nicht allein hat mich zu der Annahme veranlaßt — seine Aeußerungen über unsere politischen Zustände klangen nicht minder italienisch. Ich habe mich recht herzlich gefreut, als der Herr Officier ihm den Kopf zurechtsetzte. Die Geschichte mit dem Zopfe werde ich nie vergessen, Ja der Zopf, der zähe Zopf! Herr von Cyllis kommt nicht, weil ihm der Zopf von gestern Abend in die Nase gefahren ist. Ah, ich habe es mir gleich gedacht. Immerhin, er mag sich einen andern Tisch suchen. Mein Herr, haben Sie auch erfahren, wer die Dame ist, die ihn abholte?

— Nein.

Die Thür ward geöffnet, und derselbe Diener trat ein, den man gestern Abend in Begleitung der Dame gesehen hatte. Er trug einen Brief in der Hand. Joseph, der ihn erkannte, winkte ihn zu sich.

— Du suchst Herrn von Radetzky?

— Ja.

— Ich bin es. Und jener Brief.

— Ist an Herrn von Radetzky gerichtet.

— So gieb.

Joseph empfing, erbrach und las den Brief.

— Gut, warte im Vorzimmer auf Antwort.

Der Diener ging. Die Officiere verließen den Tisch. Sie traten in eine Fenstervertiefung, um leise zu berathen.

— Was schreibt Dir die Dame? fragte Constantin.

— Sie wünscht, daß ich mich dem Wagen anvertraue, den sie mir gesendet hat, da das Gasthaus nicht der zu einer Unterredung passende Ort sei. Die Wichtigkeit der Mittheilung würde mich für die Mühe entschädigen, die mir die Gewährung ihrer Bitte verursachte.

— Hat sie sich genannt?

— Nein, der Brief ist ohne Unterschrift.

— Seltsam!

— Ich befinde mich in einer Stimmung, in der ich einem solchen Abenteuer nicht nachgehen kann. Die Dame mag warten, wenn sie es nicht vorzieht, sich zu mir zu bemühen.

— Höre mich an, Joseph. Ich hatte bis jetzt nicht Gelegenheit, Dir zu sagen, daß mein Vater gestern Abend wirklich einen Brief erhalten hat. In diesem Briefe ward ihm angezeigt, daß der Fürst M. an der Wunde gestorben sei, die er aus einem Duelle mit meinem Vater davongetragen. Ich vermuthe, die Dame ist niemand anders als die Fürstin, welche Dir die Erhaltung ihres Lebens verdankt. Das Geheimnißvolle, das sie beobachtet, ist mir unerklärlich. Da sie von wichtigen Mittheilungen schreibt, würdest Du mir einen Dienst erweisen, wenn Du die Gelegenheit nicht entgehen ließest, diese Mittheilungen zu empfangen.

Joseph überlegte einige Augenblicke, dann fragte er:

— Dies weißt Du von Deinem Vater?

— Ja. Die Fürstin, da sie Wittwe ist, muß sich jetzt in dem Besitze unsers Vermögens befinden.

— Auch ich vergaß Dir zu sagen, daß ich heute jenen Cyllis gesehen habe.

— Wo?

— Er ist der Arzt Elisabeth's.

— Dann, mein Freund, zögere nicht, den gesendeten Wagen zu besteigen. Es muß uns Beiden daran liegen, die Absichten der Dame kennen zu lernen, die sicherlich keine andere ist, als die Fürstin.

— Und der Fürst ist gestorben?

— So schrieb man gestern Abend meinem Vater.

— Gut; unser Diener mag den Wagen begleiten; es könnte ja der Fall eintreten, daß ich einen Boten an Dich senden müßte.

Joseph traf seine Vorbereitungen. Zehn Minuten später trat er auf die Straße, wo ein verschlossener Wagen hielt. Der Kutscher saß auf dem hohen Bocke, die muthigen Pferde zügelnd. Der Diener öffnete ehrerbietig den Schlag.

— Wohin fahren wir?

— Nach der innern Stadt, gnädiger Herr.

Der Officier hätte gern noch mehre Fragen ausgesprochen; aber er schwieg, um nicht Muthlosigkeit und Verdacht zu zeigen. Was auch kommen mochte; er konnte sich auf sein Schwerdt verlassen. Er stieg ein — der Wagen rollte rasch davon. Die innere Einrichtung desselben war bequem und, wie sich schließen ließ, glänzend. Die Fahrt ging sehr rasch. Dem armen Joseph, der nur an die kranke Elisabeth dachte, war es lieb, daß ihm diese Zerstreuung geboten wurde; auch hoffte er, für seinen Freund Constantin wirken zu können, dessen Vermögensumstände mehr als bescheiden waren. Unter man=

cherlei Gedanken verfloß ihm die Zeit. Plötzlich hielt der Wagen. Der Schlag ward geöffnet. Als Joseph ausstieg, befand er sich vor einem großen, finster aussehenden Hause. Die mit Schnee bedeckte Straße war schmal. Aus den Fenstern einzelner Häuser schimmerte Licht. Einige Vorübergehende schwebten wie flüchtige Schatten durch die Nacht. Die Glocke eines benachbarten Thurms verkündete die neunte Stunde; die Schläge verklangen schnell und dumpf in der bewegten Schneeluft. Joseph sah sich nach seinem Diener um — er stand neben dem Wagen. Der Diener der Dame hatte indeß die Glocke gezogen. Die Thür ward so rasch geöffnet, als ob man auf das Zeichen gewartet hatte.

— Was habe ich zu thun? fragte der Diener.

— Du folgst mir.

Beide traten in das Haus, dessen Thür sich rasch wieder schloß. Sie befanden sich auf einer geräumigen Flur, die durch eine von der Decke herabhängende Laterne matt beleuchtet ward. So unscheinbar das Haus von Außen, so wohleingerichtet war es von Innen; es zeigte sich selbst ein ungewöhnlicher Luxus. Der Diener bat den Officier, ihm zu folgen. Joseph gab seinem Diener den Befehl, auf der Hausflur zu warten und sich unter allen Umständen nicht zu entfernen. Dann stieg er die breite Treppe hinan, deren Stufen mit weichen Decken belegt waren. Das Geländer derselben bestand aus zierlichem Holzschnitzwerke. Man betrat den Corridor des ersten Stocks, der durch eine Ampel beleuchtet ward. Rechts und links zeigten sich hohe Flügelthüren. Die eine derselben öffnete der Diener. Aus dem Vorgemache trat man durch eine Glasthür in einen eleganten Saal, und aus dem Saal in ein Gemach, das dem Boudoir einer Dame von hohem Stande glich. Hier verabschiedete sich der Diener, nachdem er den Gast ersuchte, zu warten.

Der Officier war allein; ihm blieb Muße, seine Umgebung zu betrachten. Schwere Vorhänge von dunkler Seide verhüllten die beiden Fenster, die nach der der Straße entgegengesetzten Seite hinausgehen mußten. Ein prachtvoller türkischer Teppich in bunten Farben bedeckte den Boden, daß der Fuß wie auf Flaum ging. In dem kleinen, eleganten Kamine glühte ein Feuer, das eine angenehme Wärme verbreitete. Auf dem vergoldeten Simse des Kamins standen reizende Nippsachen. Die Wände waren mit dunkelrothem Sammt tapezirt. Zwischen den Fenstern glänzte ein hoher venetianischer Spiegel in breitem Goldrahmen. Ottomane, Sessel und Tische waren prachtvoll wie Alles, was sich den Blicken hier zeigte. Die Einrichtung dieses kleinen Paradieses verrieth den feinen Geschmack einer Dame. Die Anmuth und [illegible], daß man das Rauschen des Wintersturmes hörte, der an den dichtverschlossenen und mit Blumen verzierten Fenstern vorüberrauschte. Einen unbefangenen jungen Mann, vorzüglich wenn er Officier ist, würde der feenhafte Raum in einen süßen Rausch versetzt haben — Joseph blieb gleichgültig; er beschäftigte sich nur mit der Betrachtung dieser Herrlichkeiten, um Unterhaltung zu haben.

Neben dem silbernen Armleuchter auf dem Tische lag ein aufgeschlagenes Buch. Ein Blick auf die Zeilen belehrten den Harrenden, daß sich die Bewohnerin des Boudoirs mit französischer Lectüre beschäftigte. Es waren Voltaires Schriften. Diese Auswahl der Unterhaltung bewies die Bildung und die Geschmacksrichtung der Leserin. Der junge Mann fühlte keine Neigung zum Lesen, er ging ruhig auf und ab. Die Herrin vom Hause ließ lange auf sich warten.

Nach zehn Minuten endlich ward eine Thür in der Tapete geöffnet — die Erwartete trat ein. Joseph erkannte die

Fürstin M. auf den ersten Blick wieder, obgleich er sich in dem Schlosse des Grafen Georgy nur wenig mit ihr beschäftigt hatte. Sie schien schöner und jünger geworden zu sein. Ihre Toilette war einfach, geschmackvoll. Ein faltenreiches Kleid von weißer Seide hüllte die regelmäßigen, üppigen Körperformen ein. Eine Pelisse von Zobelpelz bedeckte zur Hälfte die runden, glänzenden Schultern. Wer hätte in ihr jene Amazone vermuthet, die mit sicherer Hand das Pistol auf den Türken abgefeuert! In diesem Augenblicke war sie zart, mild, ganz weiblich, eine reizende Erscheinung. Nachdem sie die Thür verschlossen, grüßte sie durch eine graziöse Verneigung.

— Zunächst danke ich meinem Lebensretter dafür, daß er meiner Bitte freundlich nachgekommen ist, sagte sie in einem einschmeichelnden Tone.

— Ich habe eine Pflicht der Höflichkeit zu erfüllen geglaubt...

— Gegen eine Fremde?

— Nein, in der Voraussetzung, die Frau Fürstin anzutreffen, deren Beziehung zu der Familie Georgy ich kenne, und Constantin, Sie wissen es vielleicht, ist mein Freund.

— Ich weiß es; trotzdem aber habe ich mich an Sie gewendet.

Es ist dies ein Vertrauen, das ich zu rechtfertigen wissen werde.

Die kalte Artigkeit des Officiers schien die Fürstin zu frappiren; ihr Benehmen ward von diesem Augenblicke an gemessener, ceremonieller. Sie lud ihn durch eine Handbewegung zum Sitzen ein. Joseph nahm auf einem der Sessel seinen Platz, nachdem die Dame sich auf der Ottomane niedergelassen hatte.

— An jenem verhängnißvollen Tage, mein Herr, dessen Sie sich ohne Zweifel noch erinnern, verschmäheten Sie es,

ein Zeichen meiner Dankbarkeit anzunehmen. Wenn nun durch diese Uneigennützigkeit auch Ihre That in einem um so schönern Lichte erscheint, so muß ich Ihnen dennoch einen Gegendienst erweisen...

— Gnädige Frau! warf Joseph ein, dem die Berührung dieses Punktes unangenehm war.

Die Dame, trotz ihrer zweiunddreißig Jahre noch sehr schön, lächelte, indem sie sagte:

— Sie werden es sich wohl gefallen lassen müssen.

— Daß es mir gelungen, Sie aus den Händen der Räuber zu befreien, ist mir ein genügender Lohn.

— Wollen Sie mich zwingen, mein Herr, Ihre Heldenthat zu ignoriren?

— Ich bitte Sie darum, gnädige Frau.

— Einer von Ihnen ausgesprochenen Bitte muß ich nachkommen.

— Brechen wir also das Gespräch über diesen Punkt ab.

— Nein, nein!

— Ich bin gekommen, Sie um Aufklärung zu bitten.

— In dieser Aufklärung liegt eben der Dienst, den ich Ihnen zu erweisen gedenke, und darum komme ich auf jenen Tag, der uns in dem Schlosse Georgy zusammenführte, zurück. Dadurch, daß Sie mir das Leben gerettet, haben Sie sich die Feindschaft eines Mannes zugezogen...

— Ich fürchte diese Feindschaft nicht, gnädige Frau.

— Woran ich, da ich Ihren Muth kenne, nicht zweifele; aber man muß nichts zu gering achten.

— Nur die Neugierde kann mich reizen, diesen Feind kennen zu lernen.

— Gleichviel, wenn Sie ihn nur kennen lernen.

— Wer ist es?

— Mein Gemahl! antwortete die Dame ernst.

— Nicht übel!

— Sie wundern sich?

— Ich bin erstaunt. Wie kann der Fürst zürnen, daß ich ihm die liebenswürdige Gattin erhalten habe?

Die Fürstin dankte freundlich durch ein Kopfnicken für diese Schmeichelei, die ihr im hohen Grade angenehm zu sein schien.

— Leider ist es so! fügte sie hinzu. Es mag Ihnen dies ein Beweis sein, wie unglücklich meine Ehe war.

— So hat der Tod ein Band gelöst, das Ihnen lästig war...

— Ich grolle nicht mit dem Schicksal, mein Herr, zwar trage ich die äußern Zeichen der Trauer, aber ich betrachte den Vorfall als eine Fügung, die gerecht ist. Das Leben hat mir Ansichten aufgedrungen, die mit zarter Weiblichkeit vielleicht im Widerspruche stehen...

Joseph wollte der Fürstin eine weitere Erklärung ersparen; er unterbrach sie, anscheinend ungeduldig, mit den Worten:

— Man sagt, der Fürst sei gestorben.

— Ganz recht, mein Herr; Sie sehen eine Wittwe vor sich.

— Demnach habe ich die Feindschaft nicht zu fürchten, die ich mir, ohne es zu wollen, zugezogen.

— Die Feindschaft des Fürsten lebt fort; er hat sie als ein Vermächtniß hinterlassen.

— Geben Sie mir Aufschluß, gnädige Frau.

— Sie kennen den Doctor Cyllis?

— Ja.

— Betrachten Sie ihn als Ihren ärgsten Feind.

— Einen Mann, den ich ein Mal in meinem Leben gesehen habe? rief der Officier.

— Und der Zufall hat es gefügt, daß Sie ihn kränken mußten. Der Arzt ist nicht der Mann, der eine Kränkung vergißt. Sie kennen den zähen Charakter dieses Italieners nicht. Jetzt hat er einen doppelten Grund, Sie zu verfolgen, und er wird Sie verfolgen.

Joseph konnte ein bedauerndes Lächeln nicht unterdrücken.

— Wenn ich auch die sonderbare Feindschaft dieses Mannes nicht gering anschlage, sagte er, schon deßhalb, weil mir die Warnung von Ihnen kommt, gnädige Frau, so begreife ich doch nicht, wie dieser Doctor mir schaden kann. Ich bin Officier, er ist Arzt. Der Fürst hat sein Vermächtniß in die Hände eines schwachen Mannes gelegt. Für das Interesse, das Sie an mir nehmen, bin ich Ihnen zu Danke verpflichtet; aber verzeihen Sie mir, wenn ich über den Doctor lächele und ihn verachte. So wenig ich fürchte, daß dieser Aeskulap mit seinen Gesinnungen dem Staate schadet, so wenig fürchte ich, daß er mich in irgend einer Beziehung beeinträchtigen kann.

— Und dennoch. Gebe Gott, daß meine Warnung nicht zu spät kommt.

— Wie, zu spät?

— Hören Sie mich ruhig an, mein Herr. Der Fürst, mein verstorbener Gemahl, war einer jener seltsamen Charaktere, wie sie glücklicherweise nur wenig angetroffen werden. Ich möchte behaupten, daß solche Charaktere nur unserm Lande und vorzüglich unserer Zeit angehören, denn sie werden durch die obwaltenden politischen Verhältnisse hervorgebracht. Diese Ansicht habe ich erlangt, indem ich meinen Gemahl beobachtete. Der Kampf gegen die humanen Neuerungsversuche des Kaisers war ein um so erbitterter, je vorsichtiger er geführt werden mußte. Der Fürst gehörte seiner Parthei mit einem wahren Fanatismus an. Haßte ich nun schon die Bestre-

bungen dieser Parthei ihrer selbst willen, so mußte sich mein Haß noch steigern, als ich sah, daß mein häusliches Glück dadurch gestört ward. Die Meinungsverschiedenheit bereitete mir anfangs Verdruß, später Leid und Kummer — ich war eine Gattin ohne Gatten. Meine Liebe erlosch, und ich führte ein beklagenswerthes Leben. Ich will nicht auf die Einzelnheiten dieses traurigens Lebens eingehen, sondern nur bemerken, daß der Fürst sich meiner auf eine glimpfliche Weise zu entledigen suchte, das heißt auf eine Weise, die ihm den Besitz meines großen Vermögens sicherte. Wäre ich in dem Kampfe mit dem Türken geblieben, so wäre der Fürst mein Erbe gewesen. Sie befreieten mich, und brachten mich ihm zurück. Die Güter des Grafen Georgy waren meinem Gatten verpfändet — Sie kennen diese Angelegenheit, und ich schweige davon. Nach der siegreichen Vertheidigung des Schlosses kam es zu einem Duelle zwischen dem Grafen und dem Fürsten; der Letztere ward gefährlich verwundet. Um sein Leben zu retten, ließ er einen geschickten Arzt aus Wien kommen, jenen Herrn von Cyllis. Zwischen den beiden Männern, die von gleicher Gesinnung waren, entspann sich ein so vertrauliches Verhältniß, daß der Arzt lange bei seinem Patienten blieb, dem er durch seine Kunst Hoffnung auf Genesung verschaffte. Cyllis sagte mir aber heimlich, daß er den Tod des Leidenden zwar hinausschieben, aber nicht verhindern könnte. Die Absicht des Mannes ward mir bald klar; er bewarb sich um meine Gunst. Ich machte ihm scheinbar Hoffnung, denn ein Zufall hatte mich davon in Kenntniß gesetzt, daß Cyllis sich anheischig gemacht, das Duell an dem Grafen Georgy zu rächen, sobald sich eine Gelegenheit dazu bieten würde. Dieses Versprechen wollte der Arzt auch nach dem Tode des Verwundeten erfüllen, wofür ihm eine kleine Besitzung in Ungarn zurückgesichert wurde. Die Habgier machte den Arzt zu jedem

Bubenstücke bereit. Mein Beschluß, die Pläne desselben zu vereiteln, stand fest, zumal da sich die Bosheit auch auf den Grafen L. erstreckte, der den Freund bekehrt hatte. Sie begreifen wohl den fanatischen Charakter des Mannes, dem ich angehörte; aber auch den Abscheu, den ich vor ihm empfinden mußte. Cyllis ward an das Schloß des Fürsten, der um jeden Preis leben wollte, durch einen großen Gehalt gefesselt. Ich wählte Wien zu meinem Aufenthaltsorte, um in der Nähe des Grafen Georgy zu sein. Gern hätte ich den Bedroheten auf die Gefahr aufmerksam gemacht; aber so lange mein Gemahl lebte, mußte ich schweigen, um den Namen nicht zu compromittiren, den ich selbst noch trug. Der alte Graf, der meine Gesinnungen kannte, besuchte mich fast täglich. Warum sollte ich dem armen Mann Besorgnisse einflößen, da Cyllis noch bei seinem Patienten war, der sicher dem Tode zur Beute fallen würde? Plötzlich kam der Arzt an; er brachte die Nachricht mit, daß ich Wittwe sei. Nun erlaubte ich ihm, sich unter der Bedingung mir zu nähern, daß er durchaus Nichts gegen die ihm bezeichneten Personen unternehme. Er versprach es. Der Graf Georgy lernte den Arzt kennen; da er um den Zustand des Fürsten in großer Sorge war, verschwiegen wir ihm den Tod desselben. Der Graf und Cyllis wurden, wenn auch nicht Freunde, doch Bekannte; ich hatte den Doctor als meinen Hausarzt vorgestellt. Da ward plötzlich die jüngste Tochter des Grafen L. krank. Georgy empfahl Cyllis, und dieser ward zu der Kranken gerufen. Cyllis, der nur wenig prakticirt, übernahm aus Gefälligkeit die Behandlung der Leidenden. Nun erfuhr er, daß Elisabeth eine glühende Liebe zu einem kaiserlichen Officier, dem Herrn von Radetzky, hegt; dieser Officier war ihm als ein erbitterter Feind jener Parthei bezeichnet, der er selbst und der verstorbene Fürst angehörte. Man sprach davon, den Geliebten

kommen zu lassen, und der Arzt rieth dazu; es gab ja kein besseres Mittel, den Feind nach Wien zu rufen. Ein neuer Zufall fügt es, daß Sie früher ankamen, daß Sie das Gasthaus wählen, in welchem der Doctor, der Bewegung und eine gute Küche liebt, das Nachtessen einzunehmen pflegt, und daß Sie ihn, ohne ihn zu kennen, beleidigen. Sie treffen ihn diesen Morgen in dem Krankenzimmer — mein Herr, der Arzt ist Ihr gefährlichster Feind, er sinnt auf eine schreckliche Rache. Wenn ich gestern Abend, als ich Sie um eine Unterredung bat, nur die Absicht hatte, Sie im Allgemeinen zu warnen, so kann ich Ihnen heute sagen, daß das Leben Ihrer Braut in der Hand des geschicktesten aller Aerzte liegt; aber auch in der des boshaftesten aller Männer.

— Was soll das heißen, gnädige Frau?

— Es soll heißen, daß Cyllis seine Kunst entweder nie oder zu spät anwendet.

Der Officier schauderte bei diesem Gedanken.

— Das wäre gräßlich! rief er aus. Man giebt das Leben einer schuldlosen jungen Dame preis, um eine elende Rache zu üben.

— Halten Sie jedenfalls den Arzt von dem Bette der Kranken fern. Cyllis ist ein Italiener, vergessen Sie das nicht. Sie kennen nun den Zusammenhang der Dinge — handeln Sie danach.

War der junge Mann auch geneigt, an die Dankbarkeit der Dame zu glauben, so setzte er doch Verdacht in die vollständige Lauterkeit ihrer Absichten.

— Gnädige Fürstin, sagte er nach einer Pause, mir ist noch nicht Alles klar.

— Fragen Sie, ich werde antworten.

— Der Fürst ist schon seit längerer Zeit todt...

— Seit zwei Monaten.

— Und gestern Abend erst zeigten Sie es dem Grafen Georgy an.

— Ja.

— Wie es mir schien sträubte sich Cyllis dagegen.

— Auch das ist wahr.

— Sie suchten ihn in dem Gasthause auf.

— Um ihn zu bewegen, dem Grafen die Anzeige zu machen.

— Mir däucht, Sie hätten diesen Zweck auf einem kürzern Wege erreichen können.

— Wenn ich selbst dem Grafen geschrieben hätte?

— Ja.

— Um Sie dies erklärlich finden zu lassen, müßte ich Ihnen meine Beziehungen zu dem Doctor schildern. Es ist dies eine Aufgabe, der zu genügen ich Ihnen gegenüber gern vermieden hätte. Doch ich sehe wohl ein, es muß sein — denn, Herr von Radetzky, auch ich bitte um Ihren Schutz...

— Gnädige Frau, ich bin ein einfacher Officier!

— Sie haben mir das Leben gerettet, Sie werden auch meine Ehre retten.

— Zählen Sie auf meine Dankbarkeit für die Eröffnungen, die Sie mir so eben gemacht.

Die Fürstin stützte ihr schönes Haupt auf die Hand; sie schien nachzusinnen, wie sie am geeignetsten das Gespräch fortsetzte. Die nun eingetretene Stille ward nur durch das dumpfe Sausen des Wintersturmes vor dem Fenster unterbrochen. Plötzlich ließ sich auch das leise Klingen einer Glocke vernehmen.

— Er kommt! flüsterte die Fürstin, indem sie überrascht emporfuhr.

— Wer?

— Der Doctor. Aus Besorgniß, er möge uns in dem Gasthause stören, habe ich Sie eingeladen mich hier zu besuchen. Jenes Zeichen verkündet mir seine Ankunft.

Joseph verließ seinen Platz.

— Ich ziehe mich zurück, gnädige Frau.

— Nein, nein!

— Es muß Ihnen, wie mir, unangenehm sein, von dem Manne überrascht zu werden...

— Bleiben Sie, ich bitte, Herr von Radetzky! sagte die Dame, die plötzlich einen Entschluß gefaßt hatte. Erfahren Sie durch Herrn von Cyllis selbst, auf welchem Fuße ich mit ihm stehe, und Sie werden das erklärlich finden, was Ihnen noch dunkel ist. Sie sind mehr dabei interessirt, als Sie vielleicht glauben. Ja, mein Herr, es ist mir selbst Pflicht, Sie dazu zu veranlassen.

— Was kann ich thun?

— Sie sind ein heimlicher Zeuge dessen, was vorgehen wird. Treten Sie in dieses Kabinet — aber verlassen Sie es nur dann erst, wenn der Doctor sich entfernt hat.

Die Fürstin öffnete die Tapetenthür, aus der sie eingetreten war. Der Officier, der ein seltsames und wichtiges Geheimniß zu entdecken vermuthete, nahm keinen Anstand, die Schwelle derselben zu überschreiten. Er befand sich in dem Toilettenzimmer der Fürstin, einem reizenden Gemache, das durch eine Lampe unter grünem Schirme matt erhellt ward. Die Dame zog sich rasch zurück, indem sie ihrem Gaste zuflüsterte:

— Sie werden jedes Wort der Unterredung verstehen können.

Dann schloß sie geräuschlos die Thür.

Joseph war allein. Er ließ sich auf einem Sessel nieder und lauschte. Kaum waren einige Minuten verflossen, als er das Geräusch des Eintretens und die Stimme des Doctors hörte.

11.

Die Fürstin hatte, nachdem sie die Tapetenthür geschlossen, eine Glocke gezogen, und ihre Kammerfrau gerufen, der sie den Befehl ertheilt, die Thür einer Nebentreppe zu öffnen, die sich auf dem Corridor befand. Die ihrer Herrin ergebene Zofe wußte, daß nur eine Person diesen Weg zum Eintreten in das Haus kannte und benützte. Herr von Cyllis besaß den Schlüssel zu der äußern Thür, die sich in einer Nebengasse befand; hatte er die schmale Treppe erstiegen, so mußte er ein Zeichen mit der Glocke geben, damit ihm die Thür des Corridors geöffnet werde, und dieses Zeichen hatte die Fürstin gehört. Wir wissen, daß einige Minuten in der Unterredung mit dem Officier verflossen waren, ehe sie den Befehl ertheilte, den späten Gast einzulassen.

Der Arzt, in einen großen Pelz gehüllt, betrat das Vorzimmer. Hier nahm ihm die Kammerfrau den Pelz dienstwillig ab und öffnete dann die Thür zu dem Boudoir. Die Dame saß, einen Band von Voltaires Schriften in der Hand, auf dem Divan.

Herr von Cyllis sah die Bewohnerin des eleganten und bequemen Gemachs verwundert an.

— Ah, Sie haben ihre Trauerkleider abgelegt! rief er aus. Erlauben Sie mir, reizende Fürstin, Ihnen meinen Beifall und meine Bewunderung auszudrücken. Kleiden Sie

sich in die Farben der Jugend und der Freude — Sie werden ja nun erst zu leben beginnen, und es hieße einen Raub an Ihrem höchsten Gute begehen, wollten Sie nicht jede Stunde der Freiheit benützen, die Ihnen ein glückliches Unglück verliehen hat.

Er neigte sich und küßte der Dame die weiße Hand.

Die Fürstin hatte den Arzt lange genug aufmerksam beobachtet, um jetzt zu erkennen, daß in seinen bleichen Zügen sich ein Anflug von Ironie ausdrückte, den seine in einem zärtlichen Tone gesprochenen Worte schlecht bemäntelten. Zwanglos ließ er sich neben der Dame auf dem Polster nieder. Die Diamanten an seinen trockenen Fingern reflectirten blitzend das Licht der Kerzen auf dem dreiarmigen Leuchter.

— Sie wundern sich, daß ich die Trauerkleider abgelegt habe? fragte sie lächelnd.

— Nein; nach meiner Ansicht hätten Sie sie nie anlegen sollen. Aber ich wundere mich, daß ich Sie noch so spät in dieser wirklich reizenden Toilette antreffe. Hätte ich Ihnen nicht gesagt, daß ich für diesen Abend das Glück, Sie zu sehen, entbehren müßte, so fühlte ich mich geneigt, zu glauben ...

— Daß ich Sie erwartet hätte? Doctor, Sie sind bescheiden wie immer. Ihr Besuch ist mir zwar willkommen, aber ich habe ihn nicht erwartet. Und wie konnte ich auch? Weiß ich doch, daß Ihr Wort feststeht wie die Marcussäule Ihrer Vaterstadt Venedig.

Der Doctor hatte lächelnd mit seinen Ringen gespielt.

— Sie provociren eine Erklärung, schöne Fürstin, antwortete er galant. Gut, ich will sie Ihnen geben. Eine schwer kranke Person erforderte meine Anwesenheit um die Stunde, in der ich sonst so glücklich bin, Sie unterhalten zu

dürfen. Es ist jene Dame, die ich auf Verwendung des Grafen von Georgy in die Kur genommen habe.

— Ah, Elisabeth von L.?

— Ganz recht.

— Die Frage ist wohl überflüssig, ob Ihre Wissenschaft sich neue Lorbeern erringt?

Der Arzt wich aus.

— Ich glaubte, antwortete er, daß diesen Abend eine Krisis eintreten würde. Der Arzt ist Mensch, er kann sich täuschen, und ich habe mich getäuscht. Die Krisis ist ausgeblieben.

— Das Schicksal der jungen Dame interessirt mich — hoffen Sie, daß sie genesen wird?

Herr von Cyllis zuckte mit den Achseln.

— Was die Wissenschaft vorschreibt, ist geschehen. Ich habe ein letztes Mittel angewendet; vielleicht übt es eine gute Wirkung aus. Der Geliebte der Kranken ist angekommen — ah, die Liebe vollbringt Wunderkuren: Sie macht den Gesunden krank, und den Kranken gesund. Auch ich bin krank, schöne Frau — ich bin so krank, daß ich diesen Abend gekommen bin, um bei Ihnen Heilung zu suchen.

— Sie scherzen, mein Freund! Doch, bleiben wir bei der Kranken. Der Geliebte ist angekommen?

— Er ist ein schöner Mann.

— Destobesser für die Leidende.

— Sie haben ihn gesehen; Sie kennen ihn. Nannten Sie ihren Lebensretter nicht Joseph von Radetzky?

— Ja.

— Nun, von ihm hoffe ich, daß er auch das Leben Elisabeths retten wird. Das Fest der Genesung wird zugleich das Verlobungsfest sein. Glauben Sie mir, der schmucke Officier ist für die übrige Damenwelt verloren. Die beiden

jungen Leute lieben sich mit einer Innigkeit und Treue, die in unserer Zeit eine Seltenheit ist. Diesen Mittag stattete der Officier einen kurzen Besuch ab — und jetzt schon äußert die Liebe ihre magische Wirkung, der gesunkene Lebensmuth ist in voller Stärke wieder erwacht. Die Macht des Gemüths ist ein Factor, den der Arzt nicht genug schätzen kann.

— Ich wünsche der jungen Dame von Herzen alles Glück! rief die Fürstin.

— Nur der jungen Dame? fragte mit einem stechenden Seitenblicke der Arzt.

— Auch meinem Lebensretter, dem tapfern Officier.

— Er ward von Ihrem verstorbenen Gemahle gehaßt.

— Wie Jeder, der nicht seine Verblendung, seinen seltsamen Fanatismus theilte. Auch mich haßte er, denn ich widersprach seinen Ansichten.

— Die Gattin soll sich dem Gatten anschließen.

— Soll sie auch an seinen Verbrechen theilnehmen? rief aufgeregt die Dame. Doch, warum berühren wir Dinge, die der Vergangenheit angehören, die nicht mehr zu ändern sind, weil sie geschehen, fügte sie, plötzlich ruhig geworden, hinzu. Ich habe meine Pflichten so lange erfüllt, als meine Ehre dabei nicht gefährdet war. Sie wissen es, daß die Jahre meiner Ehe die unglücklichsten meines Lebens waren.

— Ich weiß es, verehrungswürdige Frau; ich weiß es, und habe Sie oft im Stillen beklagt. Trotzdem aber muß ich auf die unglückliche Zeit noch einmal zurückkommen — es ist zu Ihrem Heile.

— Zu meinem Heile?

— Hören Sie mich ruhig an, und Sie werden es leicht begreifen.

Herr von Cyllis legte seine Hand nachlässig auf die der Dame, als ob er dadurch seine besondere Theilnahme, vielleicht

auch seine Zärtlichkeit, zu erkennen geben wollte. Die Dame duldete es, obgleich sie unter der Berührung mit einem leichten Schauder erfüllt ward; sie bemühete sich, unbefangen und aufmerksam zu erscheinen. Der Arzt, dem dieser Eindruck nicht entging, begann ruhig, ohne die Fürstin anzusehn:

— Gestatten Sie mir, diesen Abend zu einer Unterredung zu benützen, die ich aus Rücksicht für Sie schon zu lange aufgeschoben habe. Ich beginne mit meiner Person, die das Schicksal dazu bestimmt hat, eine kleine Rolle in Ihrem Leben zu spielen. Von Geburt bin ich eigentlich Böhme; mein Vater, ein armer Edelmann, verließ, als ich noch Kind war, meine Heimath; er siedelte, da er in Wien nicht fand, was er suchte, nach Venedig über, und hier trieb er einen Handel mit Edelsteinen und Perlen, der ihm ein gemächliches Auskommen gewährte. Das Geschäft brachte ihn zu der Aristokratie des Landes in Beziehung, und es gab nicht selten Fälle, in denen er seinen Adel geltend machen konnte — man nahm und behandelte den Juwelenhändler als Edelmann. Eine unwiderstehliche Neigung trieb mich zu dem Studium der Chemie, und da es mir gelang, ein Arcanum zu erfinden, das alle bekannten Heilmittel an wohlthätiger Wirkung übertrifft, so studirte ich auch Medicin und erhielt bald das Doctordiplom. Der Doctor Cyllis ward ein gesuchter Mann, der sich seine Kunst angemessen bezahlen ließ. Was giebt der Mensch nicht, um sich das Leben zu erhalten? Der Tod ist eine so fürchterliche Erscheinung, vorzüglich für den Reichen, daß kein Opfer zu groß ist, um den schauerlichen Gast an der Thürschwelle abzufertigen. Mein Vermögen wuchs mit meinem Rufe. Ein wichtiger Krankheitsfall führte mich nach Wien. Ich war glücklich, und gab dem Leidenden, der ein einflußreiches Amt bekleidete, die Gesundheit zurück, nachdem hiesige Aerzte den Tod als unvermeidlich erklärt hatten. Um diese Zeit fand die

Verwundung Ihres Gemahls statt. Der hochgestellte Mann, dem ich das Leben gegeben, war ein Freund des verwundeten Fürsten — man veranlaßte mich, den Kranken zu besuchen und zu heilen. Ich reis'te nach Ungarn, und — meine Ankunft wissen sie.

— Mein Herr, unterbrach ihn die Fürstin, ist die Recapitulation dieser Begebenheiten nöthig?

— Ich recapitulire nicht nur, meine liebenswürdige Freundin, ich erzähle auch Dinge, die Ihnen bisjetzt unbekannt sind. Gestatten Sie mir, des Zusammenhanges wegen Alles anzuführen; das Verständniß wird Ihnen klarer und leichter werden.

Herr von Cyllis zog die Hand der Fürstin an seine Lippen.

— Darf ich fortfahren? fragte er zärtlich.

— Ich bitte darum.

— Der Fürst, Ihr Gemahl, hing mit einer Zähigkeit am Leben, wie sie ich selten bei einem Menschen gefunden habe. Die Furcht vor dem Tode macht feig, und dies bedenkend muß ich annehmen, daß nur ein gräßlicher, maßloser Haß den Fürsten zu dem Duelle treiben konnte, dessen unglücklichen Ausgang wir kennen.

— Ich bin der Meinung, mein Herr, daß der Fürst einem andern Gegner, als dem alten Grafen von Georgy, nicht stand gehalten haben würde. Zwar kenne ich die Einzelnheiten des Duelles nicht, aber die Ueberzeugung steht in mir fest, daß der Fürst auf die Schwäche und Unbehülflichkeit des Grafen gebaut hat.

— Diese Meinung, Fürstin, ist eben nicht schmeichelhaft für den Verstorbenen.

— Immerhin; aber ich spreche sie laut aus, um der Wahrheit die Ehre zu geben. Hätte ich gewußt, daß das

Duell stattfinden sollte, ich würde es mit aller meiner Kraft verhindert haben.

— Was geschehen, läßt sich nicht ändern. Verzeihung, ich wollte keinen Vorwurf aussprechen...

— Von den Todten soll man nur Gutes reden, nicht wahr?

— Unter Umständen, antwortete lächelnd der Doctor.

— Fahren Sie fort, ich bitte!

— Nachdem ich die Wunde untersucht, fragte mich der Leidende um mein Urtheil. Ich sehe ihn noch, wie er mit vor Angst entstellten Zügen auf seinem Bette lag und des Ausspruchs wartete. Die Verwundung war allerdings der Art, daß sie Besorgnisse erregen mußte; trotzdem aber glaubte ich, sie heilen zu können. Ich sprach mich in diesem Sinne gegen den Fürst aus und begann die Kur, die anfangs schmerzhaft war, sich später aber besser gestaltete. Der Arzt und der Patient waren bald die besten Freunde, sie blieben ganze Stunden, selbst ganze Tage beisammen. Der Fürst bedurfte eines Vertrauten, und ich ward der Vermittler zwischen ihm und seiner Gattin. Der Gründe zu einer unglücklichen Ehe waren zu viel, als daß sie sich hätten in einer kurzen Zeit beseitigen lassen. Ich mußte der Gattin Recht geben, die sich über den tyrannischen Mann bitter zu beklagen hatte. Meine Stellung ward von Tag zu Tage delikater; ich lernte den Fürsten, der sich oft im Uebermaße von Zorn ausließ, hassen, und die Fürstin, die edele Dulderin, lieben. Um diese Zeit, verehrte Frau, starb Ihr Vater, und das bis dahin von ihm verwaltete Vermögen fiel Ihnen zu. Sie drangen auf Scheidung. Der Gatte wollte nicht einwilligen, da er in diesem Falle den größten Theil seines Reichthums verlor, und der Mammon lag ihm mehr am Herzen, als seine Frau. Der arme Mann lag in einem furchtbaren Kampfe mit sich und der Welt. Ich em=

pfahl ihm Ruhe, damit die Genesung nicht gestört werde. Eines Tages befand ich mich mit ihm allein.

„— Doctor, sagte er, Sie sind mein Arzt und mein Freund.

„— Ich habe gethan, was in meinen Kräften stand.

„— Heute fühle ich mich wohl, ganz wohl.

„— Aber die geringste Aufwallung kann einen Rückfall bewirken, der den glücklichen Erfolg aller meiner Bemühungen vernichtet.

„— Ich kann nicht ruhig sein, mein Freund, so lange ich die Trennung von meiner Gattin zu fürchten habe, die das Aeußerste zu wagen beschlossen hat.

„— So müssen auch wir Alles aufbieten, um eine Versöhnung zustandezubringen.

„— Machen Sie ihr den Vorschlag, sagte der Kranke nicht ohne Ueberwindung, daß sie mit mir das Vermögen theile; ich würde ihr dagegen volle Freiheit des Handelns gestatten.

„— Sie wiesen den Vorschlag mit Entrüstung zurück.

— Ich weiß es, rief die Fürstin. Haben Sie etwa das Gegentheil von mir erwartet?

— Nein.

— Wozu also die Erörterung dieser Dinge.

Herr von Cyllis lächelte wie ein Mann, der annimmt, daß man ihn mit Fleiß nicht verstehe.

— Wozu die Erörterung? wiederholte er.

— Ja. Ich halte sie für überflüßig.

— Vielleicht ist sie nöthig, um Ihrem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen, schöne Fürstin.

— Mein Gedächtniß ist noch gut.

— So müssen Sie sich erinnern, daß Sie mich bei jener Gelegenheit fragten: wird mein Gatte leben? wird er noch

lange leben? Sagen Sie nur unumwunden die Wahrheit, Doctor, mein Entschluß hängt von Ihrem Ausspruche ab. Erinnern Sie sich dieser Worte?

Die Fürstin antwortete rasch:

— So genau, als ob ich sie gestern erst gesprochen hätte. Und was antworteten Sie mir? fragte sie betonend.

— Daß der Fürst noch sehr lange leben könne, wenn er meinen Anordnungen folge; daß er aber auch bald sterben könne, wenn ich meine Hand von ihm zurückzöge. Ich habe Ihnen die volle Wahrheit gesagt. Nun entließen Sie mich mit dem Bescheide, daß Sie den Vorschlag in Ueberlegung ziehen wollten. Der Fürst hoffte auf eine günstige Resolution. Als diese ausblieb, regte sich sein Zorn wieder, und durch die Aufregung verschlimmerte sich sein Zustand; er forderte von mir das Versprechen, daß ich seine Leiden, an denen mittelbar der Officier, der das Schloß vertheidigt hatte, und unmittelbar der Graf Georgy die Schuld trage, rächen wolle. Ich gab ihm das Versprechen, um den Aufgeregten zu beruhigen. In einem Anfalle von Wuth sprach er den Verdacht aus, ich könne ihn rascher heilen, aber ich unterließe es, um mich der Fürstin gefällig zu zeigen, die mich mit großer Vorliebe behandele. Was dem Kranken Anlaß zu diesem Verdachte gegeben, weiß ich nicht; aber er hat ihn mit einer Sicherheit ausgesprochen, welche die Einbildung allein nicht hervorgebracht haben kann. In jene Zeit fällt die letzte Unterredung, die Sie, meine liebe Freundin, mit dem Kranken gehabt. Ich war nicht Zeuge derselben, aber ich sollte die Wirkung davon bald kennen lernen. Denselben Abend lag der Fürst im Fieber — er ließ mich rufen.

„— Sind Sie mein wahrer Freund? fragte er.

„— Ich glaube es bewiesen zu haben, mein Fürst.

„— Meine Gattin hat mir einen Besuch abgestattet…

„— Eine Unvorsichtigkeit, die ich nicht geduldet haben würde, wenn ich darum gewußt hätte.

„— Sie haben wirklich nicht darum gewußt?

„— Ich schwöre es bei meiner Ehre! versicherte ich dem Fürsten, dessen Erregung die größten Besorgnisse einflößte.

„— Das genügt, Sie sind Edelmann, ich glaube Ihnen, Doctor. Meine Gemahlin ist also in der böswilligen Absicht gekommen, meine Ruhe zu stören, mich aufzubringen, zu reizen und dadurch meinen Tod herbeizuführen. Nach den Gesetzen unserer Religion kann nur der Tod eine Ehe vollständig auflösen — Doctor, meine Gattin will mich tödten!

„Es war mir unmöglich, diese einem kranken Hirne entsprungene Ansicht zu bekämpfen. Der Patient hielt Sie für seine gefährlichste Feindin und beschwor mich bei allen Heiligen, ihn durch jedes Mittel zu schützen; er versprach mir einen fürstlichen Lohn. Sie erinnern sich, daß ich Sie von diesem Vorgange in Kenntniß setzte.

— Und Sie erinnern sich, mein Herr, wie tief mich dieser Verdacht kränkte! rief die Fürstin.

— Ich beklagte Sie, und schwor Ihnen ewige Freundschaft.

— In jener Zeit war mir ein theilnehmender, aufrichtiger Freund Bedürfniß, und ich nahm Ihr Erbieten um so lieber an, da ich nicht Jedem einen Blick in meine Verhältnisse gestatten konnte. Sie waren einmal eingeweiht, und es bedurfte einer weitern Eröffnung nicht. Mein Vertrauen zu Ihnen war ein vollkommenes.

— Davon erhielt ich Beweise. Um jene Zeit fand ich einen Brief in meinem Zimmer — den Boten habe ich nie kennen gelernt. In diesem Briefe ward ich dringend ersucht, meine rettende Hand von dem Kranken abzuziehen, da sein

Tod der Welt mehr nütze, als sein Leben. Von wem konnte der Brief kommen.

— Seltsam! flüsterte die Fürstin überrascht.

— Wer hatte ein so großes Interesse an dem Geschicke des kranken Fürsten? fuhr der Arzt lächelnd fort, ohne sich um die Ueberraschung der Dame zu kümmern. Wer kannte meinen Ausspruch: der Kranke stirbt, wenn ich die Hand zurückziehe? Ich hatte ihn nur einer Person gethan, und dieser Person war ich mit Leib und Seele ergeben. Für sie hätte ich Alles, hätte ich mein Leben geopfert.

— Und diese Person?

— War dieselbe, die mir einst sagte: Doctor, Sie sind so liebenswürdig, das ich mit Ihnen mein Vermögen theilen möchte, wenn es sich nicht in den Händen des geizigen Fürsten befände.

— Diese Worte habe ich gesprochen, mein Herr, weil mich Ihr Bemühen zu Danke verpflichtete.

— Ein zweiter Brief, den ich ebenfalls in meinem Zimmer fand, zeigte mir an, daß die Person nach Wien reisen wolle, die gesonnen sei, mit mir ihr Vermögen zu theilen; ich möge mich beeilen, nachzukommen und sie in diesem Hause aufzusuchen. Denselben Abend sagte mir die schöne Fürstin M., daß sie am folgenden Morgen reisen wolle, um die Ruhe des Kranken ferner nicht zu stören. Beim Abschiede schenkte sie mir einen Ring und erlaubte mir, ihr die Hand zu küssen. „Wann sehen wir uns wieder?“ fragte sie bedeutungsvoll. „Sobald der Verwundete meiner Hülfe nicht mehr bedarf.“ — „Ihre dankbare Freundin erwartet Sie mit Ungeduld.“ — „Und den Lohn?“ — „Spendet Ihnen diese Hand!“ Die Fürstin reis'te, und ich blieb. Einige Wochen später befand sich der Kranke in einem Zustande, der die baldige Erfüllung aller Wünsche verhieß. Er machte sein Testament, und legte

das Document in meine Hand. Der Fürst M. starb gleich darauf an seiner Wunde, und ich reis'te nach Wien zurück, um mir den Lohn für den Dienst zu holen, den ich nicht geleistet hatte. Ich fand Sie, meine Verehrte, in diesem Hause, liebenswürdig, freundschaftlich. Die Nachricht von dem Tode des Fürsten störte Ihre ruhige Heiterkeit nicht einen Augenblick. Sie legten Trauerkleider an, ohne zu trauern; Sie beklagten den Verlust, ohne zu weinen. Ich fand Sie noch liebenswürdiger als zuvor, und aus Rücksicht für Ihre Trauer drang ich nicht auf Abrechnung. Sie forderten, daß der Graf Georgy den Tod seines Opfers nicht erfahren solle, bis Sie ihn darauf vorbereitet hätten — ich kam bereitwillig dieser Forderung nach, und hielt selbst einen Brief des Verstorbenen an den Grafen zurück. Gestern Abend suchten Sie mich in dem Gasthause auf, wo ich zu speisen pflege, und forderten, daß ich dem Grafen, der darauf warte, den Brief übersende. Ihr Wunsch ist mir Befehl, und es geschah auf der Stelle. Nun aber, schöne Freundin, halten Sie Ihr Versprechen — erfüllen Sie die Hoffnungen, die Sie in mir genährt haben…

— Sie fordern die Hälfte des fürstlichen Vermögens? fragte die Dame rasch.

— Und die Hand der fürstlichen Wittwe.

— Mein Herr! Mein Herr! rief sie erschreckt.

Der Arzt sandte einen stechenden Blick auf die erbleichende Frau; dann verließ er seinen Platz.

— Meine Vermuthung wird zur Gewißheit! zischelte er wie eine Schlange. Sie haben mich so lange getäuscht, als Sie meines Beistandes bedurften — Sie haben mich verhindert, ein Leben zu retten, das Ihnen lästig war! Aber noch besitze ich die Documente Ihrer Ränke…

— Sie meinen die Briefe?

— Die Sie des beabsichtigten Mordes beschuldigen.

Auch die Fürstin erhob sich und rief mit Würde:

— Ich habe mit Erstaunen den Bericht von jenen Briefen angehört; aber ich kann es eidlich erhärten, daß ich sie nicht geschrieben habe. Dem Retter des Lebens des Fürsten habe ich die Hälfte meines Vermögens geboten...

— Ah, so wollen Sie das Blatt wenden! rief Herr von Cyllis.

— Ich beklage das unglückselige Mißverständniß...

— Und ich bewundere Ihre Schlauheit, gnädige Frau. Aber so schütteln Sie mich nicht ab.

— Fordern Sie eine Summe für das, was Sie dem Fürsten geleistet haben! Schlagen Sie Ihre Dienste hoch an...

Herr von Cyllis verneigte sich tief, indem er antwortete:

— Ich bin reich, und bedarf des Geldes nicht; aber ich liebe Sie, liebe Sie bis zum Wahnsinn! Sie haben die Leidenschaft in mir entzündet und genährt — ich kann sie nicht mehr überwinden, auch wenn ich wollte. Gnädige Frau, Sie haben ein gewagtes Spiel mit mir getrieben. Ich kann auf Ihren Reichthum, aber nicht auf den Besitz ihrer Hand verzichten, die ich durch eine Unterlassungssünde frei gemacht habe. Ein anderer Lohn konnte mich nicht bestimmen, den Kranken seinem Schicksal zu überlassen. Gnädige Frau, fügte der Arzt bewegt hinzu, ich bin Edelmann und stehe in einem Alter, das von dem Ihrigen nicht sehr verschieden ist — bedenken Sie, was vorangegangen und gestatten Sie mir, mich von jetzt an um Ihre Gunst zu bewerben. Sie sehen, wie bescheiden ich bin, der ich doch von Ihnen zu fordern habe. Ich wiederhole, daß Ihr Reichthum mir Nichts ist — aber Ihre Liebe mir zu erwerben, ist die Aufgabe meines Lebens.

Die Fürstin schwieg bestürzt; sie erhielt jetzt die Bestätigung dessen, was sie geahnt und gefürchtet hatte. Herr von Cyllis sah sie mit fragenden Blicken an.

— Mein Herr, begann die Dame nach einer Pause, wir müssen uns verständigen. Wo sind die Briefe, die Sie von mir erhalten haben wollen?

— Dieser Ausdruck könnte mich verletzen; ich habe die Wahrheit gesagt, und werde sie stets sagen. Die beiden Briefe, die ich in meinem Zimmer vorgefunden, trage ich bei mir; sie werden mir stets kostbare Reliquien bleiben.

Er holte zwei Papiere aus seinem Portefeuille. Das eine derselben überreichte er der Fürstin, nachdem er es entfaltet hatte. Zugleich fragte er:

— Sind Ihnen diese Züge bekannt?

Die Fürstin schien mehr über den Inhalt der Zeilen, als über die Aehnlichkeit der Züge mit den ihrigen erstaunt zu sein.

— Das ist abscheulich! rief sie aus. Dieser Brief enthält geradezu die Aufforderung, den Fürsten zu tödten.

— Und die Handschrift? fragte der Arzt, indem er mit seinem dürren Finger nach dem Papiere zeigte.

— Sie hat allerdings große Aehnlichkeit mit der meinigen; aber sie ist falsch, man hat meine Züge nachgeahmt, um Sie zu betrügen. Dies ist eine heillose Mystification! Mein Herr, ich habe unglücklich mit meinem Gatten gelebt; aber bis zu diesem Grade von Bosheit kann meine Unzufriedenheit nicht ausarten.

— Sie haben diese Briefe nicht geschrieben? wiederholte der Doctor.

— Nein! Nein!

— Sie haben mir nicht die Hälfte Ihres Vermögens angeboten?

— Als Lohn für die Rettung des Kranken.

— Sie haben mich nicht aufgefordert, der verwittweten Fürstin nach Wien zu folgen?

— Nein!

— Und dennoch sind Sie abgereist.

— Ich bin nicht verpflichtet, über meine Handlungen Rechenschaft abzulegen.

Herr von Cyllis nahm das Papier aus der Hand der Dame zurück.

— Das also ist die Verständigung! rief er mit einem Anfluge von Hohn. Ich sehe, daß ich alle meine Kraft zusammennehmen muß, um einer gefährlichen Schlinge zu entgehen, einer Schlinge, die eine listige Hand gelegt hat. Das ist Frauenart, die Männer zu kirren, um sie ihren Zwecken geneigt zu machen. Wer anders als Sie könnte von dem Tode des Fürsten Vortheil ziehen? Gut, das Ziel ist erreicht, und der Arzt kann nun gehen. Aber er bleibt, meine schöne Dame! Wollen Sie mir nicht sagen, daß dieser Arzt froh sein müßte, wenn er ungestraft davon käme? Wollen Sie ihn nicht zum Mörder stempeln? Nicht wahr, indem er Sie anklagt, klagt er sich selbst an? O, die Geschichte ist mit einer Schlauheit eingefädelt, die dem schärfsten Verstande Ehre macht. Setzen wir uns nur gleich auf den richtigen Standpunkt und tauschen wir die wahren Gesinnungen aus.

— Herr von Cyllis, ich schwöre Ihnen bei allen Heiligen...

— Schwören Sie nicht!

— Man legt mir Absichten unter, die ich nie gehabt!

— Vielleicht hätte ich vorgestern ein geneigtes Gehör gefunden. Aber heute ist Ihr Lebensretter in der Stadt, der sieggekrönte junge Held, der schon dem verstorbenen Fürsten ein Dorn im Auge war. Wollen Sie mich jetzt nicht zu bestimmen suchen, daß ich ihm die Braut sterben lasse?

— Mein Herr, Sie sind ein Unwürdiger! rief entrüstet

die Fürstin. Sie spielen mit falschen Papieren, wie sie mit falschen Diamanten spielen.

Herr von Cyllis war bleich geworden wie der Tod; aber er verlor seine Ruhe nicht.

— Meine Diamanten, gnädige Frau, sind echt wie meine Papiere, und alle sollen sich in kurzer Zeit bewähren, wenn Sie es nicht vorziehen, Ihr Versprechen zu erfüllen. Elisabeth, die Tochter des Grafen L., wird leben, meine Kunst rettet sie vom Tode. Und Ihr Vermögen anbetreffend, habe ich Ihnen die Mittheilung zu machen, daß der Fürst, von Gewissensbissen gefoltert, Alles, was er besaß, in seinem Testamente, das ich besitze, dem Grafen Georgy vermacht hat.

— Ist das wahr? rief laut die Fürstin, als ob sie heftig erschrak.

— Es ist wahr; Sie erhalten nur Ihre Mitgift zurück, die aus der kleinen Hälfte des Ganzen besteht. Sie kennen den Preis, um den ich Ihnen Testament und Briefe zu Füßen lege.

— Mein Herr! Mein Herr! stammelte entsetzt die Dame.

— Und nun hören Sie noch ein Geheimniß: man kann Ihnen selbst das Vermögen nehmen, das Sie besitzen. Der Fürst hat Sie für die Ursache seines Todes gehalten — er beschuldigt Sie in dem Testamente des Verraths an der kaiserlichen Armee, die bei Lugosch auf das Haupt geschlagen ward, und bezeichnet Sie als eine Feindin des Kaisers. Er beruft sich dabei auf eine Zigeunerin, die von Ihnen gedungen sei, dem kranken Kaiser ihre Hülfe anzubieten...

— Genug, genug, Herr von Cyllis, Sie erfüllen mich mit Entsetzen! Und diese Angabe sollte der Verstorbene niedergeschrieben haben?

— Weil er Sie haßte, weil er Sie glühend haßte. Sein letzter Seufzer war ein Fluch gegen seine Gattin.

Die Fürstin stand wie niedergeschmettert vor dem lächelnden Arzte.

— Und diese Angabe befinden sich wirklich in dem Testamente? fragte sie leise.

— Ihr Glück, Ihre Ehre ruhen in meiner Hand, liebe Freundin, sagte zärtlich der bleiche Arzt; meine Liebe zu Ihnen ist so groß, daß sie eine Verirrung übersieht, zu der Sie Verhältnisse verleitet haben. Gehöre ich doch selbst der Parthei an, für die Sie thätig waren. Unsere Lebenswege sind so eng verschlungen, daß wir sie vereint gehen müssen, wenn wir nicht eine unheilvolle Richtung einschlagen wollen. Mich wird die Leidenschaft verzehren — Sie arme Frau, werden als Opfer Ihrer politischen Ansichten und des Hasses Ihres Gatten fallen. Das Testament verschwindet — Ehre und Reichthum bleiben Ihnen — der Groll des mit dem Tode Kämpfenden hat keine Folgen — und ich kann Ihnen ein treuer Gefährte durch das Leben sein, das Ihnen noch eine glückliche Zukunft verheißt.

Die Fürstin glich in diesem Augenblicke wirklich einer bis zum Tode erschreckten Frau. Herr von Cyllis gab sich der Hoffnung hin, durch Einschüchterung das ersehnte Ziel erreicht zu haben.

— Wir haben uns ohne Zeugen gegenseitig ausgesprochen, flüsterte er; außer uns Beiden weiß Niemand um die Existenz des Testaments —

Die Dame unterbrach ihn:

— Ich kann es nicht glauben, daß ein Mann, der mit mir so eng verbunden war, eine solche Rache übt!

— Man muß dem Kranken viel zu Gute halten.

— Wo ist das Testament!

— In meinem Portefeuille.

— Ueberzeugen Sie mich, daß ich Sie als meinen Retter von einer großen Gefahr betrachten kann.

Der Arzt holte sein zierliches Taschenbuch zum zweiten Male hervor.

— Ich kann Ihnen dieses wichtige Document anvertrauen, flüsterte er, da ein Duplicat an einem sichern Orte verborgen liegt. Der Verstorbene hat auf meinen Rath jede Vorsichtsmaßregel getroffen, um gewissen Eventualitäten vorzubeugen. Prüfen Sie ruhig den Inhalt und sagen Sie mir, ob der Fürst diese Zeilen geschrieben hat und ob das Siegel echt ist. Sie haben das beste und sicherste Urtheil...

— Das sind die Schriftzüge des Verstorbenen!

— Und das Siegel?

— Ist das des Fürsten.

— Gut; nun lesen Sie, ich bitte!

Herr von Cyllis stand mit verschränkten Armen neben dem Kamin, während die Fürstin gespannt die Zeilen las. Alles war still; nur das Papier knisterte leise in den bebenden Händen der Lesenden, deren Schrecken mit jeder Minute zu wachsen schien.

— Sie haben Recht! sagte Sie endlich, indem sie das Document sinken ließ. Dieser Anklage gegenüber fehlen mir die entkräftenden Beweise. Es steht Alles, Vermögen und Ehre, vielleicht auch das Leben auf dem Spiele. Der Mann, der mir das Leben rettete, muß als Ankläger gegen mich auftreten.

— Und er wird es, da er zu der Parthei des Grafen L. gehört, dem sich nun auch der Graf Georgy angeschlossen hat.

— Herr von Cyllis, Sie haben von einem Duplicate gesprochen?

— Es ist vorhanden, verehrte Frau.

— Ich glaube Ihnen.

— Und so sicher aufbewahrt...

— Trotzdem werde ich dieses Document behalten! rief die Fürstin fest und entschieden.

— Wie?

— Ich habe das Recht dazu.

— Ein Sterbender hat es mir anvertraut...

— Noch mehr: mir liegt die Verpflichtung ob dafür zu sorgen, daß man meinen Gatten, der im Grabe ruht, nicht als ein Ungeheuer schildere. Sie haben Briefe verfertigt, die ich geschrieben haben soll — dieselbe Hand kann auch ein Testament fälschen, die Schriftzüge eines Verstorbenen nachahmen, der sich zu rechtfertigen außer Stande ist. Mein Herr, ich fürchte weder Ihr Duplicat, noch die Briefe, die ich geschrieben haben soll!

Der Arzt zuckte einen Augenblick heftig zusammen, aber er blieb ruhig; es verließ ihn nicht einmal das höhnende Lächeln, das sein weißes Gesicht in unzählige feine Falten zog. Die rechte Hand schob er nachlässig in den auf der Brust geöffneten Pelzrock.

— Das habe ich erwartet! murmelte er.

— Ich durchschaue Sie bis in die tiefste Seele! fuhr die Dame mit lauter Stimme fort. Ich habe Sie längst durchschauet, mein Herr, habe Sie längst für gefährlich gehalten. Die Vorsicht gebot mir, Ihnen so lange eine Annäherung zu gestatten, bis Sie die Maske ablegten. Was ich früher gethan, habe ich nur vor Gott und meinem Gewissen zu verantworten; mein Verhalten Ihnen gegenüber rechtfertigt die Klugheit. Sie wollten diesen Abend nicht kommen, Sie wollten mich irre leiten, wollten mich unvorbereitet treffen — es ist Ihnen nur zur Hälfte gelungen, Herr von Cyllis! Sie sehen an mir, dem schwachen Weibe, einen großen Plan scheitern.

— Vielleicht doch nicht! entgegnete ruhig der Arzt.

— Ich lasse mich nicht einschüchtern.

— Die Hand, die einen Spahi im Kampfe erlegt, kann sich auch eines Mannes im versteckten Zimmer entledigen. Aber man hat sich vorgesehen: der kluge Mann ist bei einem Weibe auf Alles gefaßt. Sie schießen gut, ich weiß es; aber heute wird das Pistol machtlos in Ihrer sichern Hand. Sie fürchten meine Papiere nicht — warum wollen Sie sie mir entreißen?

— Um die Ehre eines Todten zu retten, und dem Grafen Georgy das Vermögen, das ihm gebührt. Ich bin zufrieden, wenn ich meine Mitgift ungeschmälert zurückerhalte.

Herr von Cyllis hob das Haupt kühn empor; sein Auge glühte in einem unheimlichen Feuer.

— Genug! rief er. Ich fordere das Testament zurück, das mir zur Vollstreckung anvertraut wurde!

Die Fürstin blieb unerschrocken in der Mitte des Gemaches stehen.

— Man wird es Ihnen an geeigneter Stelle vorlegen! rief sie fest. Und dort werden Sie auch die Anträge wiederholen, die Sie mir gestellt haben.

— Das Testament!

— Zurück!

Die Fürstin streckte ihren schönen Arm aus und hielt das Papier hoch empor.

— Reizen Sie mich nicht! zischte der Doctor.

— Verlassen Sie mein Zimmer! befahl die Dame. Unsere Beziehungen sind nicht mehr dieselben...

— Seit Sie wissen, daß der Fürst ein Testament gemacht hat.

Herr von Cyllis bemächtigte sich der Glocke, die auf dem Tische stand.

— Sie wollen verhüten, daß ich meine Domestiken

rufe? Vortrefflich, Herr Agent, Sie spielen Ihre Rolle gut.

Der bleiche Doctor verriegelte die Thür, durch die er eingetreten war.

— Jetzt sind wir allein und ungestört, sagte er dann. Wollen Sie mich zwingen, Hand an Sie zu legen?

— Dessen wären Sie fähig; aber ich werde es zu verhüten wissen.

Der Arzt nahm eine drohende Stellung an. In dem Augenblicke, als er die Hand nach dem Papiere ausstrecken wollte, öffnete die Fürstin rasch die Thür in der Tapete, dann warf sie das Testament über die Schwelle.

— Nun ist es in den rechten Händen! rief sie.

In der Thür des erleuchteten Nebenzimmers erschien plötzlich der Officier — er hielt das Testament in der Hand. Der Arzt wich bestürzt zurück. Die Dame trat auf die Seite des jungen Mannes, indem sie sagte:

— Herr von Radetzky, ich begebe mich unter Ihren Schutz. Sie sind Zeuge dessen gewesen, was hier vorgegangen — ich bin erfreut, Ihnen einen kleinen Theil meiner Schuld der Dankbarkeit abgetragen zu haben.

Der Officier sah den langen Mann mit durchbohrenden Blicken an, indem er seine kräftige Hand auf den Korb des Degens legte.

— Setzen Sie die Glocke auf den Tisch zurück! befahl er.

Herr von Cyllis hatte nicht den Muth, ungehorsam zu sein; er stellte die silberne Glocke an ihren Platz. Seine Hand zitterte bei der Ausführung.

— Jetzt öffnen Sie die Thür wieder! rief Joseph befehlend.

Auch dies geschah auf das Commandowort. Aber kaum war die Thür geöffnet, als der Doctor entwischen wollte.

— Halt! donnerte ihm der Soldat zu.

Herr von Cyllis blieb auf der Schwelle stehen, als ob er gebannt wäre.

— Wir sind noch nicht fertig, mein Herr! Sie sind gekommen, um Abrechnung zu halten, und wahrlich, wir wollen abrechnen bis auf den letzten Kreuzer. Aber nicht Sie sind der fordernde Theil, sondern die Fürstin, in deren Namen ich jetzt handele. Wo sind die Briefe, welche die Dame geschrieben haben soll, die unter meinem Schutze steht?

— Es scheint, Sie wollen meine Wehrlosigkeit benützen, um mich zu plündern? stammelte Cyllis mit einem verzweifelten Muthe.

— Nennen Sie es wie Sie wollen; aber legen Sie die Briefe auf jenen Tisch.

Der Arzt sah einige Augenblicke trotzig vor sich nieder; plötzlich hob er den Kopf empor, als ob er einen Entschluß gefaßt hätte.

— Mein Herr, Sie sind Officier, rief er, ein Mann von Ehre! Ich nehme keinen Anstand, diese wichtigen Documente, deren Echtheit ich darthun werde, in Ihre Hand zu legen. Hier sind sie.

Joseph bat die Fürstin, die Briefe zu prüfen.

— Es sind dieselben, die jener Mann mir vorhin gezeigt hat, sagte sie, nachdem sie die Zeilen angesehen. Cyllis hatte seine volle Keckheit wiedererlangt.

— Mein Herr, begann er kalt und artig, da Sie ein unsichtbarer Zeuge der hier stattgehabten Verhandlung gewesen sind, kennen Sie auch die Anträge, die ich der Frau Fürstin gemacht. Ihretwegen wollte ich die Papiere vernichten — ich hoffe, Sie werden es verschmähen, ein Gleiches zu thun.

— Mein Officierswort bürge Ihnen dafür, daß diese Papiere sorgfältig aufbewahrt werden; aber es bürge Ihnen

auch dafür, daß der Schurke seiner Strafe nicht entgeht, der es wagt, die Ehre einer Dame anzutasten, um sich ein Vermögen zu gewinnen. Wer wie Sie auftritt, ist verächtlich wie alles Gemeine. Sie tadeln die Reformbestrebungen des großen Kaisers — ja freilich, Leute Ihrer Art lieben das Licht nicht, sie suchen die herrschende Finsterniß für ihr Gewerbe zu erhalten und bekämpfen die Hand, die Aufklärung bereiten will. Ich wundere mich nicht, wenn Sie zum Dolche greifen oder statt Arzenei Gift reichen. Ein Menschenleben ist Ihnen nichts, wenn es gilt, ein Ihren Plänen entgegenstehendes Hinderniß zu beseitigen. Der glückliche Zufall hat mich einen Blick in die finstere Werkstatt werfen lassen, in welcher das Netz gewoben wird, das man dem unmündigen Volke über den Kopf zieht — dieser Blick hat mir eine große Lehre für das ganze Leben gegeben. Ich habe die wahren Feinde meines schönen Vaterlandes kennen gelernt, die Parasiten, die an seinem Marke zehren. Was soll ich mit Ihnen beginnen? Wahrlich, es hieße Ihnen zu viel Ehre erzeigen, wollte ich Sie für gefährlich halten. Aber nützen können Sie eben so wenig, denn Sie sind ein gemeiner Charlatan. Frau Fürstin, Sie sind die Beleidigte — bestimmen Sie das Loos dieses Menschen.

Die Dame warf einen Blick der tiefsten Verachtung auf den Arzt.

— Ich würde den Verdacht erwecken, daß ich mich schuldig fühle, wenn ich meinen Feind hindere, gegen mich zu handeln — meine Ehre erfordert, daß wir ihn frei lassen. Ich fürchte ihn nicht mehr, da sich das Testaments meines verstorbenen Gemahls in unsern Händen befindet, das ich für echt halte. Hat Herr von Cyllis den Muth, so mag er es anfechten. Sie, mein Herr, sind Zeuge von den unwürdigen Anträgen gewesen, die man mir gestellt hat; ich werde mich

auf Ihr Zeugniß berufen, wenn es nöthig sein sollte. Sonst aber habe ich mir vorgenommen zu schweigen, denn es ist mir genug, in Ihren Augen gerechtfertigt zu sein.

Die Gräfin setzte die Glocke in Bewegung. Der Diener erschien, der den Officier geleitet hatte.

— Man führe Herrn von Cyllis durch die Hauptthür auf die Straße! befahl sie.

Der Diener verneigte sich.

— Und Herr von Cyllis wird die Güte haben, den ihm anvertrauten Schlüssel abzugeben.

Ruhig, als ob durchaus nichts vorgefallen wäre, entfernte sich der Doctor, nachdem er einen kleinen Schlüssel auf den Tisch gelegt hatte.

Die Fürstin überreichte dem jungen Manne das Testament.

— Vollstrecken Sie es, Sie sind der Freund Constantins, des rechtmäßigen Erben jenes Vermögens, das seinem Vater unrechtmäßig durch das Spiel entzogen wurde. Aber auch ohne dieses Document, das anzufertigen die Nähe des Todes den Fürsten gezwungen, würde ich ein Gut zurückerstattet haben, an dem die Thränen einer unglücklichen Familie haften.

Joseph nahm das Papier.

— Was die übrigen Punkte über meine Person anbetrifft, fuhr die Fürstin mit bewegter Stimme fort, so fürchte ich weder Ihr Urtheil, noch das des Grafen von Georgy — meine Ehre ist unverletzt geblieben. Dem Verstorbenen verzeihe ich die letzte Rache — er hat in der tiefsten Verblendung gehandelt. Und nun, mein Herr, werde ich den Himmel anflehen, daß er Ihnen die Braut erhalte, damit Sie ganz glücklich werden. Habe ich einen Fehlgriff in der Wahl der Mittel gethan, mich Ihnen dankbar zu bezeigen, so halten Sie es dem Drange der Verhältnisse zu Gute — ich konnte keinen Andern

in meine unglückseligen Geheimnisse einweihen. Ich scheide mit der Versicherung von Ihnen, daß ich für den Kaiser kämpfen und seine großen Pläne verwirklichen helfen würde, wenn ich nicht eine schwache Frau wäre. Aber ich werde nach Kräften in meinen Kreisen und nach meiner Weise wirken. Ich bin, wie Sie, dem Kaiser treu ergeben. Nun eilen Sie zu Ihrer Braut, und warnen Sie vor dem falschen Arzte; daß er bisjetzt nicht geschadet hat, ist wohl mit Sicherheit anzunehmen.

Joseph küßte der Dame die Hand, dann verließ er bewegt das Zimmer. Auf der Hausflur traf er den Diener der Fürstin, der ihm anzeigte, daß der Wagen zu seiner Verfügung bereit stehe.

— Kennst Du die Wohnung des Grafen von Georgy?

— Ja, Herr!

— Setze Dich zu dem Kutscher, und zeige ihm den Weg dorthin.

— Wir werden bald dort sein, das Ziel ist nicht weit.

Der Officier stieg ein, nachdem er seinem eigenen Diener einige Befehle ertheilt hatte. Der Wagen fuhr rasch durch die mit Schnee bedeckten Straßen: nach kurzer Zeit hielt er vor dem bezeichneten Hause. Beide Diener erschienen an dem Schlage. Joseph zog die Glocke. Obgleich die Mitternachtsstunde nicht fern, war man dennoch in dem Hause wach. Der späte Gast ward zu dem Grafen L. geführt, der mit seinem alten Freunde Schach spielte, da ihm die Gichtschmerzen den Schlaf verscheuchten. Joseph erzählte kurz die Vorgänge des Abends und rieth, dem Arzte den Zutritt zu dem Krankenbette zu verweigern. Das Erstaunen der beiden Greise läßt sich denken.

— Die Fürstin ist eine wahrhaft edle Frau! rief Graf Georgy. Ihr Gemahl, ein schwacher Thor, wußte die Perle

nicht zu schätzen, die er in ihr besaß. Aus der Hand der Fürstin nehme ich mein Schloß zurück, denn sie weiß, daß es einer Spielschuld wegen verpfändet war.

Joseph warnte vor Herrn von Cyllis und rieth dringend, einen andern, sichern Arzt anzunehmen. Der Vater Elisabeths versicherte, daß er den Doctor stets mit Mißtrauen betrachtet habe und dem ertheilten Rathe sofort nachkommen wolle. In dem Zustande der Kranken war keine Veränderung eingetreten; Joseph konnte ruhig den Wagen besteigen und sich nach seinem Gasthause zurückbringen lassen. Constantin war erstaunt über die Nachrichten, die der Freund ihm brachte.

— Du hättest den bleichen Doctor verhaften sollen! rief er aus.

— Das wäre eine nutzlose Mühe gewesen. Wozu eine Angelegenheit an die Oeffentlichkeit ziehen, die eine unschuldige Frau compromittirt? Wäre die Fürstin dabei nicht betheiligt, ich würde jenen Cyllis anders behandelt haben. Die Welt denkt stets das Schlimmste, darum bleibe ihr diese Angelegenheit verborgen. An dem Tode des Fürsten ist der Charletan eben so wenig schuld, als an der Genesung Elisabeths, wenn sie erfolgt, seiner Kunst beizumessen ist. Der Mann giebt den Tod, den er nicht verhindern konnte, für eine Folge seiner Unthätigkeit aus. Ich müßte mich arg täuschen, wenn der Feigling einen neuen Angriff wagen sollte. Wagt er ihn, so ist es immer noch Zeit, sich seiner zu bemächtigen.

Constantin pflichtete dem Freunde nicht bei; aber die Zukunft bewies, daß der scharfblickende Joseph Recht gehabt hatte. Herr von Cyllis blieb verschwunden, er mußte Wien verlassen haben, um sich einen andern Boden für seine Unternehmungen zu suchen. Sein Weg sollte sich später noch einmal mit dem unsers Helden kreuzen.

12.

Der Morgen des 20. Februar 1790 war angebrochen. In dem Hause, das der Graf L. bewohnte, herrschte tiefe Trauer. Die Auflösung der kranken Elisabeth stand nahe bevor; das schleichende Fieber hatte sein Zerstörungswerk bald vollbracht. Die neuerdings herbeigerufenen Aerzte versicherten, daß Cyllis nichts versäumt habe, was menschliche Kunst zu thun im Stande sei; sie selbst würden das Uebel nicht anders behandelt haben.

Joseph hatte die ganze Nacht an dem Bette der kranken Braut gewacht. Die Gräfin und Kathinka standen ihm mit bleichen, abgehärmten Gesichtern zur Seite. Die beiden Greise befanden sich in dem angrenzenden Gemache. Der kalte, klare Wintertag sollte verhängnißvoll für das Land und die Familie werden.

Elisabeth sah mit der Ergebung eines Engels ihrem letzten Stündlein entgegen. Gegen neun Uhr Morgens verlangte sie nach einem Priester. Man beeilte sich, dieses Verlangen zu erfüllen.

— Joseph, flüsterte sie mit matter Stimme, Du wirst mich nicht einen Augenblick mehr verlassen. Der Tod soll seinen schwarzen Schleier über mein Auge ziehen, während es Dich anblickt.

Der junge Mann neigte sich, und küßte sanft die mit kaltem Schweiße bedeckte Stirn der Sterbenden. Das Herz wollte ihm vor Schmerz zerspringen; aber er wußte seine äußere Ruhe zu bewahren.

— Wie fühlst Du Dich, meine Geliebte? fragte er sanft.

— Es ist bald vollbracht! Schon fühle ich die Nähe des Boten Gottes, der mir das Geleit giebt in sein ewiges Reich.

— Könnte ich Dich begleiten! rief Joseph im Uebermaße seines Schmerzes.

— Du wirst noch lange auf der Erde bleiben, um Deine glorreich begonnene Laufbahn zu vollenden! Wünsche nicht, mich zu begleiten — mein Weg ist nicht der Deinige. Du sagtest, ich hätte Dir als treue Gattin das Leben versüßen können — ach, wie gern wäre ich Dir eine Begleiterin durch das Leben gewesen — die Vorsehung will es nicht — fügen wir uns in Demuth und Geduld. Ich werde aus den lichten Höhen auf Dich herabblicken, werde mich im Reiche des Friedens Deiner Thaten freuen.

Sie schwieg. Nach einigen Augenblicken fragte sie:

— Trägst Du den Ring des Kaisers?

— Er wird nie von meiner Hand kommen!

— Bewahre ihn, mein theurer Freund, es ist das schönste Kleinod, das ich Dir hinterlassen kann. Er verbindet drei Personen: den Kaiser, Dich und mich! Das ist ein schönes, ein heiliges Band!

Elisabeth verlangte nun von den Eltern und der Schwester Abschied zu nehmen. Der alte Graf kam heran, auf seinen Stock gestützt. Als er das lilienbleiche Antlitz seiner Tochter sah, seines Lieblings, sank er, von Schmerz überwältigt, auf einen Sessel.

Elisabeth! Elisabeth! rief er.

Die Mutter stand weinend ihm zur Seite. Kathinka

hatte ihr Gesicht verhüllt. Der Graf Georgy und Constantin standen neben Joseph. Die Kranke lag einige Augenblicke wie betend in den Kissen; dann richtete sie ihre seltsam glänzenden Augen auf die Gruppe.

— Lebt wohl! sagte sie, beide Hände ausbreitend. Mein Erlöser ruft mich, im Namen Gottes! Ich habe viel gelitten — meine irdischen Leiden sind nun zu Ende. Ich beklage mich nicht — obgleich ich einen glücklichen Kreis auf dieser Erde verlasse. Mutter, Vater, Schwester — vergebt mir, wenn ich Euch gekränkt habe — gebt mir Euern Segen.

— Mein Kind, mein liebes Kind! rief erschüttert der Graf.

Mutter und Schwester hatten die Hände der Sterbenden ergriffen, die sie unter dem heftigsten Schmerze küßten.

— Ihr habt mir Alle vergeben? fragte sie. Dank, Dank, nun scheide ich leicht von dieser Erde.

Sie reichte Jedem die kalte, feuchte Hand.

— Meine irdischen Angelegenheiten sind nun geordnet, fügte sie dann schwach hinzu; laßt mich jetzt mit meinem Schöpfer mich beschäftigen, daß ich würdig vor seinen Thron trete!

Der Priester, ein ehrwürdiger Greis, und der Sakristan erschienen. Beim Erblicken des Allerheiligsten sanken sämmtliche Anwesenden auf die Knie nieder. Die Domestiken knieten weinend und betend an der Schwelle des Sterbegemachs. Die heilige Handlung begann, der fromme Priester bereitete Elisabeth zum Tode vor, die geliebte Tochter, die angebetete Braut. Rings hörte man das leise Schluchzen und Beten der Ueberlebenden, welche die Jungfrau verehrten und von Schmerz über ihren frühen Tod zerrissen wurden. Joseph erbebte unter dem Eindrucke der feierlichen Scene; er war

noch jung, lebensmuthig und thatkräftig; aber er begriff ganz die Vergänglichkeit alles Irdischen und die Nichtigkeit des Glücks dieser Welt, nach dem die Menschen so rastlos und eifrig streben. Wie klein, wie unbedeutend erschien ihm Alles, was nicht im Zusammenhange mit der unvergänglichen Gottheit steht, mit der Religion, die der Erlöser gelehrt hat. Er empfing einen unvertilgbaren Eindruck für das ganze Leben.

Als der Priester das Amen betete, lag Elisabeth regungslos in dem Bette. „Amen!“ war ihr letzter Hauch — ihre reine, schöne Seele schwang sich zu dem Unendlichen auf in das Reich des ewigen Friedens.

Noch umstanden die Trauernden das Lager der verblichenen Jungfrau, als ein Bote mit der Meldung ankam:

— Der Kaiser ist todt!

Der große Monarch, der Vater und Freund seines Volkes, war mit Elisabeth in einer und derselben Stunde gestorben.

— Der zwanzigste Februar ist ein schwerer Tag! rief der alte Graf.

Constantin's Vater hatte die Hände zum Gebet verschränkt.

— Elisabeth, sagte er erschüttert, Du bist bei dem Kaiser, bitte für mich! Es war mir nicht mehr vergönnt, mich seinem irdischen Throne zu nahen.

Joseph Radetzky trat in den Kreis der ernsten Männer.

— Der Kaiser ist todt, aber seine Ideen leben fort! rief er aus. Er ist dem Menschen und dem Krieger ein leuchtendes Vorbild gewesen — mir soll er das Ideal sein, dem nachzustreben die Aufgabe meines Lebens ist. Elisabeth,

wandte er sich zu dem Todtenbette, meine Liebe zu Dir wird mich stärken und erheben!

Die Mutter legte einen frischen Myrthenzweig um das Haupt der todten Jungfrau; sie hatte ihn dem Baume entnommen, den Elisabeth mit Sorgfalt gepflegt. Die zum Brautkranze bestimmten Blätter waren zur Todtenkrone geworden.

Ende des ersten Theils.



Druck von Umlauf und Lüder in Leipzig.

